the
university of
connecticut
libraries

3 9153 00836417 8

PT/1824/B4/F7/v.2

Friedemann Bach

Friedemann Bach.

Ein Roman

von

Albert Emil Brachvogel

A. E. Brachvogel.

=

v, 2

Zweiter Band.

Berlin, 1858.

Verlag von Otto Janke.

I.

Das Predigerhaus.

O du unendliches Kaleidoskop des Daseins, das uns mit tausend Farben und Formen, Gedanken und Empfindungen, Entbehrungen und Genüssen umgiebt! Wie oft breitet es sich nicht in riesiger Perspective vor uns aus, und uns wird, als ständen wir auf Bergeshöh' und sähen hinab in ein neues Jerusalem. — Und dann mit eins schrumpft's wieder zusammen so eng, so entsetzlich eng und kalt und trübe, wie das letzte schmale Bett, in das wir den Todtensprung thun, um auf der Küste des Jenseits nieder zu fallen, in jenen andren Zustand, zu dem unsre Hoffnung hinüber schweift, vor dem unsre Einbildung zerbricht! —

Wem von uns ist's nicht widerfahren, daß sich vor ihm das Leben zu einem engen Punkt zusammenzieht, zu jener Hamletsminute, wo man nichts hofft, nichts

liebt, und bei'm Entweder-oder nur noch erwägt, „was edler im Gemüthe sei." —

Auf einen so engen Punkt hatte sich Sebastian Bach's Leben zusammengedrängt. — Er, der groß für alle Zeiten da stand, war ein armer alter Mann, ein gebrochenes Vaterherz, das über dem Liebling verblutete, welcher, halb Thier, halb Dämon, in der Methodik seines Wahnsinns die Frage wie eine Fuge variirte: „Willst Du Dein Herz mir schenken?" —

Unter namenloser Angst und Mühe, nicht ohne Gewaltmaßregeln, hatte Sebastian mit seinem unglücklichen Sohne die Rückreise angetreten, und Doles wie Tacker waren ihm ein liebreicher Beistand gewesen. —

Friedemann in diesem Zustande bis Leipzig zu schleppen, war unmöglich, und doch war ihnen Dresden verboten. —

Das Gebot mußte übertreten werden. — Als Friedemann, nach einem furchtbaren Paroxismus, erschöpft eingeschlafen war, verständigten sich die Drei, was zu thun sei. Tacker beschloß auf alle Gefahr hin, seine Instruction in diesem außergewöhnlichen Falle zu überschreiten.

Es ward verabredet, in einem einsamen Wirthshause kurz vor Dresden Halt zu machen und den

nächsten Abend zu erwarten. Tacker wollte vorauseilen und Merperger die Sachlage mittheilen, dann dem König Bericht erstatten und, wenn der Bescheid günstig ausfiele, Friedemann in einem stillen Theile Dresdens unterbringen, um zu sehen, ob er noch zu heilen sei, oder wie man die Weiterreise ermögliche. —

Tacker lieh vom Wirth einen Klepper, ließ die drei Unglücksmenschen zurück und eilte nach Dresden.

Er trat zu Merperger ein und verlangte ihn allein zu sprechen. Ulrike fuhr zusammen, als sie ihn sah. Tacker theilte dem Prediger Alles mit.

Der greise Diener Gottes wollte schier verzweifeln, als er das Entsetzliche vernahm. Krampfhaft zog er das alte Käppchen vom kahlen Scheitel, kniete nieder und betete. — Dann stand er hastig auf und sagte: „Ich will meine Tochter rufen, Herr Lieutenant.“ —

Ulrike trat ein, sie zitterte heftig. — „Mein liebes Kind. Ich habe Dir etwas mitzutheilen, das Dich sehr erschüttern wird. Gott hat Dir aber eine edle Seele, ein großes, weiches Herz und einen Lebensmuth gegeben, der Dir über alle Trübsal hinweg hilft. Wer aber ein großes Gemüth empfangen hat, dem giebt auch der Herr viel zu tragen und bürdet ihm Lasten auf, welche Andere zerschmettern würden. Der arme Friede-

mann ist an dem schlimmen Orte — gemüthskrank geworden." —

Ein, greller, entsetzlicher Schrei dröhnte durch's Zimmer. Sie stürzte in des Vaters Arme. „Er ist wahnsinnig, Gott, er ist wahnsinnig!" murmelte sie. — „Ja, mein Kind. Aber vielleicht wird's besser mit ihm, wenn eine liebevolle Hand ihn pflegt." —

„Ja, ja Vater!" und das Mädchen erhob sich mit einer Energie, einem Adel, einer Begeisterung, der ihr ganzes Wesen wie mit Aetherschwingen hob. Die Glorie der Samariterliebe, das unverwelklich große Christenthum der That machte sie schöner als alle Weiber, die je Tacker's Auge erblickt.

„Ja, lieber Vater! Nimm ihn in Dein Haus, wir wollen ihn pflegen! Er muß gesunden! Ach, wenn ich ihn pflege, wird er gesund, der Herr mein Gott wird mir diese Gnade gewähren, ich begehre sonst nichts mehr im Leben!" — Der alte Merperger umschlang sein Kind unter Thränen.

„Sieh, Du hast's errathen. Nach Leipzig kann doch jetzt der Arme nicht. Wir wollen ihm das massive Gartenhaus einräumen, das Du so sehr liebst. Ja? — O bringen Sie ihn, Herr Lieutenant. In meinem Hause ist er sicher und ungefährdet, ich werde ihn schützen

vor dem Brühl; Gottes Dienst geht vor Menschendienst!" —

„Ich danke Ihnen in des armen Vaters Namen, lieber Herr Pastor. Bereiten Sie Alles vor. Ich bringe dem König meinen Rapport und glaube, er wird unsre Bitte gewähren. In der Nacht treffen wir ein." —

Tacker eilte, mühsam seine Rührung verbergend, hinaus; er ging zum König.

August III. saß eben bei'm Diner.

Der Kammerdiener wollte den Offizier nicht anmelden, aber finster mit militärischer Schärfe sagte Tacker: „Er wird mich melden! Wenn Se. Majestät meinen Namen hört, wird er mich sprechen, ich komm' in geheimen Dienst, verstanden?" —

Er riß ein Blatt aus der Brieftasche und schrieb darauf: —

„Ich muß meine Instruction überschreiten, der Arrestant ist wahnsinnig. —

von Tacker." —

Brühl saß dem König gegenüber. Der Kammerdiener präsentirte zögernd auf silbernem Teller dem Monarchen das Papier. Argwöhnisch blickte August auf das unceremonielle Schreiben.

„Dringend, Ew. Majestät!“ — flüsterte der Lakai.

August III. nahm den Zettel, warf einen Blick darauf, und die Hand entsank ihm. So bleich hat er nicht ausgesehen, als ihn die Preußen später aus Dresden trieben, denn August hatte ein Herz. —

Erschrocken sahen sich die Anwesenden an, und Brühl zitterte.

Langsam erhob der Regent sein Auge, heftete es durchdringend auf den Minister und wendete sich verächtlich ab.

„Der Mann wartet?“ fragte er matt.

„Ja, Majestät.“ —

Sich leicht gegen Josepha verbeugend, stand er auf: „Dringende Geschäfte, Ew. Majestät!“ —

Er schritt hinaus. —

Bewegt hörte er den Bericht Tackers, der ihm die Unmöglichkeit schilderte, den Kranken nach Leipzig zu bringen, und dringend bat, daß es Merperger gestattet sei, Friedemann still und ohne Aufhebens in sein Haus aufzunehmen.

„Versteht sich, versteht sich! Sagen Sie dem Pastor, daß ich ihm meinen Leibarzt schicken werde und eine Anweisung auf 200 Rthlr., damit er nichts spart.

Wenn das Geld alle ist, soll er's mich durch den Medikus wissen lassen. Aber ohne Ostentation!" —

„Das verbürge ich als Edelmann, und auch, daß der junge Bach gleich abreist, wenn er gesund ist."

„Das ganz besonders! — Gehen Sie, ich danke Ihnen!" —

Tacker ging.

Der König schellte. „Brühl soll kommen!" —

Der Minister trat bleich und ungewiß vor ihn. —

„Brühl, am Ostertage habe ich ja Friedemann Bach nicht gesehn. Wo ist er denn?" —

Eine kurze Pause erfolgte.

Der Minister nahm alle Geister der Intrigue zusammen. Sollte er gar noch durch einen erbärmlichen Musikanten fallen? — Die Frechheit ist ein sieghafter Gefährte. —

„Auf dem Königstein, Majestät!" —

„Und das wagen Sie mir zu sagen, Herr? Ohne Fug und Recht, ohne Richterspruch machen Sie einen Menschen ehrlos, der höchstens nur leichtsinnig gewesen ist und dessen Eitelkeit Sie und Ihre Frau selber flattirt haben? — Das ist ein ehrloser Streich der Selbsthülfe, Herr von Brühl, und ich sage es Ihnen in's Gesicht, von diesem Augenblicke an haben

Sie meine Achtung verloren! Bei Gott, in all' seiner Eitelkeit, allem Verkennen seiner Stellung hat Sulkowsky das doch nicht gewagt. Wenn er auch eigenwillig war, ehrlos gehandelt hat er nie!" — — — — —

„Majestät, darauf ausführlich zu antworten ziemt mir nicht. Ich habe den Friedemann Bach heimlich aufheben lassen, und wußte, daß ich damit einen Akt der Gewalt beging. — Nicht weil er sich meiner Tochter in unerlaubter Weise genähert, hab' ich's gethan. Mir hätte es genügt, ihm mein Haus zu verschließen, aber er hat sich an Königlichem Blute, in seinem verblendeten Ehrgeiz an der Majestät selbst versündigt!" —

„Was? Was sagen Sie da?" —

„Ich sage, Majestät, daß er nicht meiner Tochter den Hof gemacht, sondern sich in entweihender Weise dem Sprößlinge meines in Gott ruhenden Fürsten genähert hat, und ich noch in diesem Augenblicke nicht weiß, ob die Tochter König Augusts II. nicht in neun Monaten einen Musikantensprößling haben wird!" —

„Brühl! ist das wahr?" —

„Majestät, ich weiß es nicht, ich ahne es nur. Wenn aber dem so ist, mögen sich Ew. Majestät selbst fragen, ob die Strafe zu groß für das Vergehen war.

Ich habe die junge Dame auf's Land geschickt, um das Factum abzuwarten. Daß ich den Menschen sans façon aufheben ließ, liegt in der Sache selbst und dem nothwendigen Schleier, den ich auf die verunglimpfte Majestät werfen mußte. — Wenn Ew. Majestät mir es als Entehrung anrechnen, daß ich in übergroßer Sorgfalt und Pietät die Heiligkeit der Majestät selbst in ihren verlorensten Zweigen verehre und schütze, nun, — ich bitte um meine Entlassung. Dieses Vergehens hatte sich der Fürst Sulkowsky allerdings nie zu rühmen!" — Brühl schwieg. Seine Gestalt war von Selbstgefühl gebläht, sein Auge ruhte mit kühner Sicherheit auf dem Könige, der sinnend vor ihm stand.

„Sie haben Recht, Brühl! Ja, die Heiligkeit unsres Bluts muß selbst in seinen traurigen Abirrungen geehrt werden. — Sie sind ein rechtschaffener Mann, — gewiß. — Ich bin zufrieden. — Sehen wir die Sache als nicht geschehen an. — Ich nehme mein Urtheil über Sie zurück." Und August reichte Brühl die Hand, welche dieser an seine Lippen drückte.

„Und Sie glauben, daß das Mädchen" — und der König stockte.

„Ich hoffe, daß meine Befürchtungen trügen. Sie ist wenigstens den Blicken der Welt entzogen, und

wenn es irgend gelingt, Majestät, eine anständige Partie von Distinction für sie zu finden." —

„Versteht sich, sofort soll sie heirathen, sofort! sie wird königlich dotirt werden. Denken wir nicht mehr dran, lieber Brühl, ich bin zufrieden mit Ihnen." —

Brühl ging. — „Es kommt nur darauf an, seine Rolle wohl zu spielen," murmelte er. —

„Ich habe ihm Unrecht gethan, flüsterte der König, bittres Unrecht. Er ist excentrisch in seiner Liebe zu mir — zu excentrisch! — Der alte Bach thut mir leid! — Nun, ich denke, ich habe gethan in der Sache, was ich konnte." — und er kehrte zum Diner zurück.

— — — — — — — — — — — — — —

Tacker benachrichtigte Merperger sofort vom Erfolge seiner Bemühungen, eilte zu den Bachs zurück und beendete seine Mission. — Dieser edle Mensch hatte außer den Dankesthränen des alten Sebastian nichts, als — Cassation.

Brühl erfuhr, was er gethan, und als die Sache sich nach einem Jahre bei'm König verblutet hatte, suchte und fand man auch ein Vergehen, demzufolge der Offizier entlassen wurde. —

In der Nacht langte der alte Bach mit seinem kranken Sohne, Doles und Tacker bei Merperger an.

— In einem massiven Gartenhäuschen, welches Zimmer, Cabinet und eine kleine Sommerküche enthielt, heizbar war und mitten im dicht belaubten, ziemlich großen Pfarrgarten lag, ward der Kranke untergebracht, und Sebastian beschloß, acht Tage in Dresden seinen Zustand zu beobachten. — —

Als Friedemann Charfreitag Nachts mitten in seiner künstlerischen Apokalypse wie von dämonischer Hand erfaßt, wehrlos, gebunden, mit verhülltem Haupt, nach übermenschlichem Kampfe ohnmächtig in der Hand seiner Feinde lag, hatte der Schreck, die Angst, das Gespenstische seines Geschicks ihn jäh in den Rachen des Wahnsinns geworfen, eines Wahnsinns, der sich um so tiefer mit seinen Klauen in's Hirn des Armen senkte, als er nicht eine Spanne Zeit hatte, sich auszutoben. Wie dem Feuer der Rauch, ist dem Wahnsinne Raum zur Manifestation nöthig, er muß abdampfen.

Die Folge davon war, daß, als man Friedemann auf dem Königstein in seine Zelle brachte, die Tobsucht mit dämonischer Wuth losbrach. Seine Peiniger flohen scheu vor ihm und überließen ihn hinter Schloß und Riegel seinem Schicksal.

Vom Augenblicke seiner Arretirung bis hierher war sein Wahnsinn ein verworrener gewesen, das heißt, er

war ein wildes Wüthen, Schreien, Rasen, das jede Spur menschlicher Existenz entbehrte.

Fast war's, als ob der Arme an den Pforten des Todes stände, wie wenn das Geschick selber das Bleigewicht des Nervenschlages auf seine zuckenden Fasern werfen wollte zu der ewigen Kirchhofsgenesung. — Aber nein! Die Urkraft des Leibes und der Seele in diesem Manne war zu groß. Unterstützt von strotzender Jugend, siegte sie über den Tod. Der blos tosende Wahnsinn, der zweck- und inhaltlose, bekam nun Methode, Inhalt. Der Inhalt jedes Wahnsinns ist Monomanie. — „Willst Du Dein Herz mir schenken? Ja? — O bitte, schenk' es mir! Fang's heimlich an! — Heimlich! Heimlich!" — Bald sprach er es, bald sang er es. — Er plauderte mit Antonien, küßte sie, — dann fürchtete er sich, daß die Ministerin käme und Brühl. Er sprang empor, er vertheidigte die Geliebte gegen die Feinde, die Gespenster der Charfreitagsnacht, — er raste wieder. Aber diese Raserei ließ nach, sobald das momentane Spiel der Einbildungskraft ihm andere Visionen durch's Hirn trieb. —

Das Gräßlichste bei'm Wahnsinnigen ist das Alleinsein.

Wenn seine abnorme Lage andere Verhältnisse nöthig

macht, so macht sie nicht andere Menschen nöthig, und die Sorgfalt der Seinen, die, opferfähig und geneigt sind, das Amt des Seelenarztes zu vollziehen, wird ihm die alte Welt wiedergeben, ihn leise in sie zurückführen. Sein Geist wird sich leichter befestigen, selbst sich seiner Lage bewußt werden und in der Zeit vielleicht Mittel finden, aus ihr heraus zu kommen.

Als Friedemann von Tacker abgeholt wurde, war er ruhiger, er hatte in Folge übergroßer Erschöpfung geschlafen, nachdem er einen Paroxismus gehabt.

Tacker erzählte ihm freundlich: sein Vater, Doles und Merperger kämen, ihn zu holen.

Der Offizier hatte mit gutem Takt das Rechte getroffen.

Ein neuer Gedanke stieg in Friedemanns Hirn auf: sein Vater, seine Freunde. Er dachte ihrer das erste Mal wieder nach seinem Unglück und zwar mit Kinderfreude, mit jener blöden, verschleierten Seligkeit, die noch tragischer ist, als das Toben. Zwischen den Soldaten, die Angst hatten, war er an Tackers Seite vom Königstein herab getanzt.

Je weiter sie schritten, desto toller wurden seine Possen, desto phantastischer sein Geschwätz. Schon klang das „willst Du Dein Herz" auf's Neue wieder

und Tacker begann lebhaft Sorge zu empfinden, als sie aus dem Gehölz traten und die gramvolle Vaterstimme an des Unglücklichen Ohr schlug.

Wie eine Katze setzte er durch den Kreis der Soldaten, die auseinander stoben, und stürzte brüllend zum Vater mit grinsender Grimasse. Dann, wie wenn's einen Ruck in seinem Gedächtnisse gäbe, fühlte er das tiefe Weh dieses Wiedersehens und brach ohnmächtig zusammen. So hoben sie ihn in den Wagen, und als er sich einigermaßen in's Bewußtsein wiederfand, hatten ihm der Vater und Doles von Hause erzählt, ihn mit tausend kleinen lieben Dingen beschäftigt und vom Grundgedanken abgezogen. Wenn er auch närrisch und verworren antwortete, war er doch ruhig. — Nur im Wirthshause, wo sie auf Tacker warten mußten, war er wieder in den Paroxismus gerathen, und zum ersten Mal hörte der schaudernde Sebastian die Bedeutung seines armen Liedes. Nun erschloß sich ihm der ganze Vorgang im Hotel Brühl. Da kam in Doles ein Gottesgedanke. Mitten im Tosen Friedemanns, als er eben wieder das Lied sang, schrie Doles wie unsinnig auf, stürzte zu ihm und sagte: „Antonie stirbt, Antonie stirbt! Friedemann, singe nicht mehr, der Tod hat mir diese Nacht gesagt: Will sie ihr Herz dem

Friedemann schenken, so soll er's gerade nicht haben, dann mach' ich, daß Antonie stirbt!" — Zu Eis wurde der Kranke. — Seit der Zeit murmelte er und dachte nur noch das Lied. —

Es kam mitunter vor, daß er pfeilschnell zur Monomanie zurückkehrte, aber es bedurfte dann nur eines Winkes von Doles, so erschrak er und ward still. Die Wuth ward langsam gebrochen. —

So finden wir den Armen wieder. Von Doles und Ulrike, dem Vater und Merperger stets gepflegt und umgeben, hatte er nie Zeit, sich Reflexionen zu überlassen, und wenn er wirklich betrachtete, ward sein Gedanke sofort von ihnen erfaßt und in einer Richtung weiter geführt, die gefahrlos war.

Es wäre ein Irrthum, zu glauben, daß Friedemanns Krankheit dadurch leichter gehoben worden wäre.

Nein langsam und schwer nur, um so schwerer, da er, je vernünftiger er nach und nach wurde, um so mehr das Entsetzliche seiner gesellschaftlichen Lage, den Ikarussturz seiner ganzen Hoffnung, den Tod seiner Liebe, seines künstlerischen Wollens empfinden mußte. Er blieb gemüthskrank. Und aus dieser Gemüthskrankheit hob in einzelnen Momenten der Wahnsinn immer wieder sein Haupt empor und schüttelte die Nattern aus der Mähne.

Merperger konnte nur in einzelnen Stunden um ihn sein, da die Berufsgeschäfte ihn unausgesetzt in Anspruch nahmen. Er gehörte noch zu jener alten, nun fast ausgestorbenen Zahl von Predigern, denen der Dienst des Herrn weder bloßes Handwerk noch theokratisches Agitationsmittel war. Einer jener letzten Reste aus der verklungenen Zeit Melanchthons, Luthers und Paul Gerhard's, lebte er in und mit dem Volke, war gewissermaßen der Kern des Gemeindelebens, hatte sich noch jenen unabhängigen, freien Geist der Reformationsprediger erhalten, der in Frankreich im Jansenismus, in England in der Independence so drohend gegen die starrköpfige Romantik der Regenten aufgetreten war. —

Da sich der Zustand Friedemanns nach außen hin scheinbar gebessert hatte und Sebastian Bach sein Amt an der Thomasschule nicht länger vernachlässigen durfte, reiste er, den Sohn in Merpergers Obhut lassend, schweren Herzens nach Leipzig zurück. So waren denn Doles und Ulrike fast ausschließlich die Umgebungen des Kranken. Der Zustand desselben hatte sich aber nicht nur seit jenem Gewaltmittel des Freundes, sondern namentlich auch seit dem Augenblicke gebessert, da er Ulriken wiedergesehn. Er war erschrocken, hatte mehrere Stunden in nachdenklichem Brüten zugebracht und die

Folge davon war, daß er wenigstens auf Augenblicke heller zu werden begann. Doles schlief bei ihm, und wenn er, der auf Merpergers Bitte die Funktionen Friedemanns übernommen hatte, in der Kirche war, blieb Ulrike allein bei ihm. Die übrige Zeit theilten sie sich in die schwere Pflicht der Samariterliebe. —

Recht schwer war sie und forderte namentlich von Ulriken eine Kraft der Aufopferung und Entsagung, eine Zähigkeit im Tragen der bittersten Schmerzen, die einer Heiligen würdig gewesen wäre, da sie keine Belohnung verhieß, es sei denn — jenseits des Grabes.

Kein Putz, kein Schimmer kleidet das Weib so schön, als wenn sie sich mit der Glorie der Mutterliebe oder Krankenpflege schmückt, und eine Rührung, die wohlthätig durch die Adern zittert, überkömmt den Leidenden, auf den ihr ewig sorgsamer Liebesblick fällt. Diese Rührung empfand Friedemann in seinen hellen Stunden und zugleich das bittre Gefühl, dies Mädchen verkannt zu haben, diesen Opfermuth nicht belohnen zu können. Ach im Herzen des Armen brannte ja unauslöschlich das Bild der fernen Antonie, und sein Geist blieb in jener öden Melancholie, aus der grinsend das entsetzliche Lied heraufkroch. —

Auf diesem Punkte drehte sich die Krankheit im Kreise.

Ohne Aussicht auf weitere Besserung verging ein halbes Jahr. —

Wenige von den vertrautesten Freunden Friedemanns hatten bestimmte Nachricht von ihm und seinem Unglück. Fast Niemand wagte es, sich der Rache Brühls auszusetzen und nach dem Leidenden zu fragen, außer dem biedern Stadtsyndikus Weinlich, und Frau von Schemberg.

Letztere namentlich besuchte ihn wöchentlich mehrere Male und erschöpfte sich in Liebesbeweisen für den Unglücklichen aus um so größerem Pflichtgefühle, als sie auf ihn, wenn auch ohne großes Glück, doch den meisten Einfluß geübt hatte und außer Doles seine einzige Vertraute gewesen war.

Frau von Schemberg war eine jener resoluten, geistreichen und charaktervollen Frauen, die, ohne Frömmelei und Sentiment, eine strenge, stolze Sittlichkeit besaß und im Gefühl ihrer weiblichen Würde die Sicherheit fand, mit einem Manne, wie Friedemann, zu verkehren, ohne Anlaß zur Zweideutigkeit zu geben.

Die Liebe zu ihrem Manne, ihren Kindern, war der höchste Schmuck ihres Lebens, und da ihr Geist und Gemüth, ihr Auge und Ohr offen für jedes Schöne war, hatte sie sich bei Friedemann zuerst mit aller

Wärme für den Künstler, dann für den Menschen interessirt.

Sie war somit eine der Wenigen gewesen, die von seinem Unglück erschüttert wurden, und die heimliche Verachtung, die ihr grades Wesen gegen Brühls Katzennatur empfand, das Rechtsgefühl, welches in dem Minister den selbstsüchtigen Unterdrücker, in Friedemann den schuldlos Leidenden sah, impfte ihr gegen Brühl den tiefsten Haß ein, ja, sie betrachtete es mit ihrem Manne als eine ihrer Lebensaufgaben, den armen Freund zu rächen und wie sie sagte: „die größte Canaille, die je einen Thron umwedelt, mit einem Tritt in die alte Dunkelheit zurückzustoßen.“ —

Sie ging hierbei systematisch zu Werke, — wie sie meinte, doch sei es, daß die erste Nachricht über Friedemann sie so auf's Höchste alterirt, daß sie sich gegen fremde Personen zu unverhohlen ausgesprochen, Brühl bekam Wind davon und erfuhr, daß Friedemann bei Merperger stecke.

Die Anwesenheit seines Opfers in Dresden schien ihm bedrohlich, sowohl für seinen Ruf, als seine Gemahlin. Besonders aber war es der tiefe Haß, den er gegen Friedemann empfand, welcher ihm eingab, den ohnedies Elenden noch mehr zu quälen. Daher er-

schien eines Tages Saul in Merpergers Haus und verlangte den Prediger zu sprechen. Er ward in dessen Studirzimmer gewiesen, wo ihn der alte Theologe empfing.

„Kennen Sie mich, mein Herr?"

„Habe nicht die Ehre," erwiderte der Prediger.

„Ich bin der Ministerial-Director Saul." —

„Ah, besondere Ehre! Was wünschen der Herr Ministerial-Director Saul denn?" —

„Ich habe Ihnen von höherer Stelle mitzutheilen, daß es im höchsten Grade befremdet und fernerhin unstatthaft erscheint, daß Sie als Religionslehrer einen Taugenichts und bereits bestraften Menschen, den Friedemann Bach, in Ihr Haus aufgenommen haben. — Um Sie vor höchst unangenehmen Folgen zu sichern, die bei längerem Verbleiben dieses Subjects in Ihrem Hause für Sie nothwendig entstehen müssen, rathe ich Ihnen, denselben sofort zu entfernen." —

„Mein Herr Saul!" und Merperger trat dicht vor den Agenten des Ministers. „Ich begreife die Ursache nicht, welche mich Ihrer nie erbetenen Sorgfalt und Warnung theilhaftig macht. Ich begreife aber, daß die Anwesenheit dieses armen, kranken Menschen in meinem Hause gewisse vornehme Personen beunruhigt,

die sich in ihrem Gewissen sehr wohl der schlechten und unmenschlichen That bewußt sind, welche sie an diesem Armen begangen haben. Das Ansinnen, welches Sie mir stellen, und das mir ein Selbstbekenntniß dieser schoflen That zu sein scheint, weise ich als Diener der göttlichen Barmherzigkeit und Liebe zurück. Sagen Sie denen, so Sie gesendet haben, daß ich der weltlichen Gewalt nur als Beamter des Staats untergeordnet bin. In der Ausübung meiner geistlichen Pflicht der Barmherzigkeit aber, als Diener Gottes, hat mir Niemand etwas zu sagen. Ich werde den kranken Friedemann Bach so lange in meinem Hause behalten, als ich und der Arzt es für Menschenpflicht halten. Wenn er gesund ist, soll er zu den Seinen zurückkehren. Bis dahin aber warne ich Jeden, bei der Heiligkeit meines Amtes als Priester, dieses Haus mit Absichten zu betreten, die dem Friedemann Bach feindlich sind, sonst werde ich an ihm, er sei, wer es wolle, ein öffentliches Beispiel statuiren und ihn öffentlich zur Rechenschaft ziehen über die Schandthaten, die er sich gegen Gott und Vaterland, gegen Fürst und Volk zu Schulden kommen ließ, unbeirrt, ob man mich entsetzt und vertreibt. Es giebt überall auf der weiten Welt Herzen, in die meine Worte der Barmherzigkeit und Liebe fallen

und Segen stiften werden. Sagen Sie das nur Denen, die Sie geschickt haben!" —

Saul entfernte sich, verdutzt, daß es noch freie Herzen gäbe, die irdischen Schreckmitteln gewachsen sind. —

An demselben Tage erschien er aber noch einmal, und versicherte Merperger mit widerlicher Freundlichkeit, daß es so ernst damit ja nicht gemeint gewesen sei, daß gewisse unangenehme und bedauerliche Vorfälle aber in die Oeffentlichkeit drängen und schief beurtheilt würden.

„Durch meinen Mund dringt Nichts in die Oeffentlichkeit, Herr Saul, so lange ich es irgend vermeiden kann. Wenn auch nicht aus Menschenfurcht, schweige ich doch um des armen Opfers selbst willen. Darüber kann man sich beruhigen. Wie wenig bei gewissen Leuten auch mit der Reue gethan ist, so überlasse ich dieselben doch ihrem eigenen Gewissen; vergessen Sie aber nicht, nur unter der Bedingung, daß man mich nicht in Ausübung meiner Liebespflicht hindert. Ergebener Diener, Herr Saul." — — — — — —

Brühl war eingeschüchtert. Friedemann blieb fortan ungestört im Predigerhause. — —

Es war ein eigenthümliches Band, das diese vier Menschen umflocht. Ein Band innigster Zuneigung, die mit Wehmuth, heißer Liebe, die mit Opfermuth gepaart war.

Merperger konnte von Brühl des Schlimmsten gewärtig sein, und obwohl er von der ganzen Unterredung mit Saul zu seiner Tochter schwieg, hatte er für den Fall der Noth seinen äußersten Entschluß gefaßt. —

Doles, der seine Zeit zwischen der Pflicht des Interimsdienstes und der Ueberwachung des Freundes theilte, war der entschieden Glücklichste von Allen. Eine Art Genugthuung erfüllte ihn, daß er am Freunde, der ihm im Unglück beigesprungen, am alten Bach, der ihn gekränkt, die ganze Fülle seiner Großmuth beweisen konnte. Wenn er dadurch seiner Eitelkeit auch schmeichelte, war doch das Maaß der Liebe zu Friedemann so groß und schön, daß sich Doles oft selbst Vorwürfe machte und innerlich abkanzelte, wenn er sich auf einer Schwäche ertappte. Was seine Freundschaft für Friedemann aber ganz besonders darthat, war, daß er fühlte, wie sehr er Ulriken zu lieben begann, und dennoch eifersüchtig und streng über seine Gefühle wachte, damit die schöne Harmonie unter ihnen auch nicht durch den leisesten Hauch von Selbstsucht getrübt werde.

Weder Ulrike noch Friedemann ahnten das Geringste von Dem, was in ihm vorging. —

Es war an einem Sommersonntage. Merperger und Doles waren in der Kirche, Friedemann und

Ulrike allein. Er hatte diese Nacht gut geschlafen und mehrere Tage keinen eigentlichen Anfall gehabt. Der warme Sonnenschein drang durch's offene Fenster zu ihm herein, er blickte hinab in den prangenden Garten, und leise tönten verlorene Klänge der Orgel zu ihm herüber. Heute hatte er noch kein Wort gesprochen und seine Seele schien in sich gar sehr beschäftigt. — Ulrike saß am andern Fenster und nähte, die Stille war ihr peinlich. Sie sah ihn mehrmals schmerzlich an und bemerkte, wie ihm eben Thränen über die Wangen liefen. Besorgt legte sie die Arbeit fort, trat zu ihm und faßte seine Hand. — „Kommen Sie vom Fenster, lieber Friedemann, die Orgel greift Sie an. — Plaudern Sie lieber ein wenig, das leitet Sie ab." —

Friedemann wendete sich zu ihr. Durch sein Gesicht zuckte es hin und wieder. — „Ulrike, ich habe mir's eben überlegt, ob es wohl recht ist, daß ich bisher gegen Sie schwieg. — Ach wenn ich" — und er faßte an seinen Kopf, „hier nur erst recht klar würde!" —

„O, das sollen Sie werden, Friedemann! Wir pflegen Sie so lange, bis Sie ganz wohl sind. Und welche Freude für Ihren Vater, wenn Sie wieder musiciren werden. Gewiß, Sie erreichen in einem Vierteljahr, was Sie versäumt haben." —

„Nie, Ulrike, das erreiche ich nie wieder!“ —

„Nicht doch! Wie kann ein Künstler, wie Sie, so sprechen? Was Sie sind und leisten, kann Ihnen doch Niemand nehmen?“ —

„Aber die Ehre, den Jugendmuth. — Ulrike, Sie vor allen Andren sind's, die meiner Bewunderung werth ist. Kommen Sie, hören Sie mich an. — Ich will ganz ruhig sein und mich nicht erregen, aber ich muß endlich einmal mit Ihnen sprechen, damit Sie sehen, daß der arme Friedemann nicht undankbar ist.“

„Aber Friedemann!“ —

„O bitte, lassen Sie mich!“ Und er zog die Widerstrebende zu sich auf's Canapee.

„Ulrike, ich bereue mein ganzes Leben. Es nagt an mir, daß ich so leichtsinnig gewesen bin und mich in die große Welt gestürzt habe. Der Künstler, wenn er noch so bedeutend ist, muß nur für seine Kunst und den engsten Kreis seiner Freunde leben. Ich hätte mit mir mehr haushalten sollen. — Wäre ich nicht so wie ein Irrlicht umher geflackert, hätte ich weniger Eitelkeit gehabt und mehr Sinn für's Schlichte, ich hätte Sie lieben müssen, Ulrike! So engelgut, so schön im Erbarmen und Entsagen habe ich noch kein Weib gesehen. Aber ich versäumte meine gesegnete Stunde, kostete

von dem verbotenen Trank der Eitelkeit und des Schimmers, ich sah Antonien, wir liebten uns, und — es ist entsetzlich, ich kann von dieser Liebe nicht lassen, so sehr ich sie bereue! Ich kann nicht aufhören, mich nach diesem Mädchen zu sehnen und zu ringen und weiß doch, daß ich sie nie besitzen kann. — Ulrike, können Sie mir verzeihen, so von Herzen verzeihen? —

Ach, wenn ich Ihr Bruder wäre, wie wollte ich Sie herzen und anbeten! — Glauben Sie mir, der Tag, wo ich wüßte, daß Sie einen Besseren als mich so recht von Herzen lieben könnten, von ihm wieder geliebt würden, wäre der glücklichste meines Lebens!"

Er umarmte das in Thränen zerfließende Mädchen, preßte sein Gesicht an ihre Schultern und schien seinen Schmerzen erliegen zu wollen. —

„Lieber Friedemann," und mit aller Energie der Seele bezwang sie sich, erhob das Haupt und sah ihn an. Lieber Friedemann, das glaube ich Ihnen. Sie sind edel und gut. —

Sie müssen Antonien ungeschwächt lieben, ich weiß es, aber Friedemann, nun, wo Sie langsam genesen, müssen Sie auch von dem ewigen Nachhängen Ihres Fühlens, Träumens und Sehnens frei zu werden suchen und männlich handeln! Gebrochene Liebe ist ein

großes Unglück im Leben, aber Sie, der Mann, sind nicht allein zur Liebe gemacht. Die Menschheit, Gott und Welt sind die größeren, noch edleren und schöneren Ziele, die Sie zum Dienste aufrufen. Vielleicht hat es der liebe Gott haben wollen, daß Sie erst recht groß und schön sein sollen in Ihrer Kunst, wenn Sie die Trümmer Ihres Herzens zum Sockel Ihrer Thaten nehmen. Glauben Sie mir," und das Mädchen stand gleich einer Seherin vor ihm, „mit Freuden will ich mein armes Herz drum geben, und Ulrike wie Antonie sind nichts mit ihrem Einzelschmerz, wenn Sie fähig werden, wie David zu sein ein Königssänger für Gott und Menschheit!" —

„Ja, Ulrike, Du einzige, erhabene Dulderin, an Deiner Hand will ich's thun, — von Dir geleitet!" —

„Wollen Sie das, Friedemann?" —

„Ja, ja, ich will's! Sag' mir, wie ich's kann?" —

Da faltete, wie um Kraft und Segen bittend, Ulrike ihre zitternden Hände. „Gott mein Vater, laß es geschehn!" Sie führte Friedemann an's Clavier und hieß ihn sitzen.

„Friedemann, ich unterwerfe Sie als Künstler, als Mann, als Gottes Diener, der schwersten Prüfung. Haben Sie einen starken Willen und kaltes Blut?" —

Friedemann sah sie an. „Ja, nun hab' ich's, Ulrike!“ —

„So spielen Sie mir das arme, trübe Lied: Willst Du Dein Herz mir schenken, und fugiren Sie es!“ —

Friedemann ward starr und bleich. Der freie, stolze Wille und sein ächzendes Herz kämpften mit dem Paroxismus. —

Die Thür öffnete sich leise. Durch die schmale Fuge zeigten sich die bleichen Gesichter des Predigers und Doles.

Friedemanns befestigter Wille siegte.

Er begann das Thema leise und ernst, modulirte es in Moll, aus dem Diskant in den Baß, durch alle Umkehrungen und Verschlingungen.

Es war, als wenn die Liebesklage kämpfte mit der freien Kraft des Mannesstolzes, und aus Liebeslust und Liebesleid ward ein Choral, ein hohes, freies Gotteslied, ein Dankopfer der Selbstbefreiung! —

Friedemann stand auf. — „Ulrike, das ist die Krone Ihrer Edelthat!“ —

Er weinte Dankesthränen.

„Er ist genesen!“ hauchte das bleiche Mädchen und sank, übermannt von ihren Qualen, an des herzueilenden Vaters Brust, Doles aber schloß den Freund jubelnd in seine Arme. —

Das große Werk der Aufopferung und Liebe war vollendet.

Ulrike hatte mit Selbstverleugnung und Heldenmuth, mit kaltblütiger Besonnenheit, die nur die Liebe ohne Selbstsucht geben kann, den wirren Geist Friedemanns gezügelt und ihn mit Sanftmuth und Energie durch unermüdetes Einwirken in das natürliche Bett geleitet, wo er, selbst in hastiger Springfluth aufzischend, doch dahin glitt, ohne mehr über die Ufer zu treten und an sich selbst zu zerschellen.

Friedemann hatte endlich Selbstvertrauen gefaßt und erkannt, daß das Nöthigste vor Allem sei, sich die verlorene Stellung wieder zu gewinnen, daß es thöricht sei, vor seine verlorene Liebe hintreten zu wollen, ohne sich ihrer werth gezeigt zu haben. Die Liebe ward ihm von nun an ein fernes Idol, die Kunst aber das, wodurch er sich ihrer würdig machen wollte.

Er war aber eine so eigene, zum Unglück bestimmte Natur, daß er nie den einfachen Weg, der zum Glück führte, zu gehen verstand.

Wie nahe hatte ihm nicht hier bei seiner Genesung die Siegespalme echter Liebe gestanden, wie mußte ihn nicht der Liebreiz Ulrikens, des rettenden Engels seines Daseins, entwaffnen und an das Herz führen, das ihm

so nahe, so vernehmlich entgegen schlug. Er fühlte die Lust des Glückes nicht, das ihm mahnend gegenüber stand, fühlte es darum nicht, weil das Bild der schönen Brühl zu lebhaft vor seiner Seele stand. Er mußte die Verlorene lieben, weil er wußte, sie liebe ihn wieder, wußte, daß sie leide. Ein Glück für ihn, daß seine allgewaltige Herrin, die Kunst, wieder ihre Rechte an ihn geltend machte, daß sein Stolz, sein Ehrgeiz ihm vorschrieb, sich erst vor sich selber und der Welt zu rehabilitiren.

Der Arzt, sichtlich verwundert über den günstigen Erfolg der Krankheit, beobachtete ihn noch vier Wochen unausgesetzt, und erklärte dann, daß er, obwohl Friedemann geheilt sei, einen Wiederausbruch des Wahnsinns für leicht möglich halte, sobald sein Gemüth einen neuen Stoß erleide; dann aber sei kaum mehr zu helfen. — Das mußte man dem gütigen Geschick überlassen.

Merperger setzte demnächst den Vater vom Geschehenen in Kenntniß, Friedemann selbst schrieb an ihn, daß er sich stark genug fühle, wieder seinem Berufe zu dienen. —

Sebastian, hoch erfreut, von neuen Hoffnungen gehoben, aber nur seiner eigenen Einsicht trauend, beschloß,

den Sohn bei sich in Leipzig zu beschäftigen und seinen fernern Weg zu regeln, um Alles, was Friedemann versäumt hatte, nach Kräften zu ergänzen, und ihn für die Stürme des Lebens geschickter zu machen. —

Der alte Bach holte den Liebling von Dresden ab, und Friedemann schied mit tiefer Bewegung des Dankes, des Mitleidens und der Freundeszärtlichkeit von Ulriken. — „Ob wir uns wiedersehen im Leben? — — Verzeihen Sie mir und behalten Sie mich lieb!"

Doles begleitete Vater und Sohn eine Strecke Wegs, dann ging er zu Fuß zurück. — —

Jetzt erst glaubte er, ein Recht erhalten zu haben, die von Friedemann zwiefach Verschmähte zu lieben. —

Da der Freund nun aber fern war, hatte er weniger Grund, so unausgesetzt in Merpergers Haus zu verkehren, und mit Zartheit trat er zurück und beschränkte sich auf seine Amtspflicht.

Plötzlich indeß leuchtete dem guten Doles endlich die Sonne des Glücks. Der Ruf seines Orgelspiels, während er Friedemann im Dienst vertreten, verschaffte ihm die Organistenstelle in Freiberg.*)

Er theilte Merpergern seine geänderte Lebenslage

*) Gerbers Tonkünstlerlexikon S. 911—14. D.

mit, und der alte Mann sah ihn mit innigem Bedauern scheiden.

Das Predigerhaus sollte wieder so still werden, wie ehemals.

Als Doles Abschied nehmen kam, war Merperger nicht zu Haus, er traf die Tochter allein.

„Liebe Ulrike, — erlauben Sie, daß ich Sie, vielleicht das Letztemal, so nennen darf. — Liebe Ulrike, ich möchte mit Ihnen so recht aus tiefster Seele sprechen, wenn ich wüßte, daß Sie's mir nicht übel nehmen wollen. Ich bin ein schlichter, etwas hölzerner Patron, aber Gott weiß es, ich mein's ehrenwerth!" —

Ulrike lächelte matt. „Reden Sie immer, lieber Herr Doles, Sie sind ein so edler Mensch, daß man Ihnen nichts übel nehmen kann." —

„Nun gut. — Sehen Sie, wenn ich den Friedemann nicht so gar lieb hätte, ich müßte sein bitterster Feind werden. — Aber wenn ich ihn auch noch so sehr hassen würde und ihm Uebles gönnte, so viel wie er sich selbst Böses zufügt, aus Verblendung zufügt, kann ihm kein Andrer jemals anthun! — Ulrike, ich kann nicht viel Worte machen, und heute wird mir's erst recht schwer. Ich hab's mit ansehen müssen, wie schlecht sich Friedemann gegen Sie damals benommen hat, wie er selbst jetzt nie die

Tiefe Ihres schönen Gemüths, die Größe der Aufopferung und Qualen, die Sie um ihn erdulden mußten, begriffen hat. — Sie sind mit Ihrem Herzen voll Lieb' und Wehe nicht verstanden, nicht wiedergeliebt worden. Das schmerzt mich tief. O, Einer wenigstens im Leben, Einer versteht und liebt Sie, liebt Sie maaßlos, und wenn er auch nie auf Gewährung hoffen darf, Sie werden doch ewig in seinem Herzen sein, und das ist der mürrische, trockne Doles, Ulrike! Wenn Ihnen das eine schwache Genugthuung geben kann, so ist's Alles, was ich vom Schicksal verlange!" —

Ulrike war sprachlos, starr, erschrocken! Sie, sie war also doch nicht so ohne jeden Liebreiz? Es gab wirklich Jemanden, der mit aller Macht der Seele an ihr hing, den sie ganz und ungetheilt besaß?! — Sie reichte Doles zitternd die Hand: „Ich danke Ihnen, lieber, mürrischer Doles, Sie haben mir unendlich wohl gethan!" — — — — — — — — — — — — — Doles reiste ab. — Er schrieb öfter. — Nach zwei Jahren hielt er bei Merperger um die Tochter an. — Ulrike folgte ihm zu neuer Heimath. —

Eine Blume war verschwunden von Friedemanns Lebensweg. Er war zu oft achtlos über sie hinweggeschritten.

II.

„Drozdzian; ich trotze!“

Als vormals die kriegerischen Wenden mit Pfeil und Bogen, Speer und Schleuder ihre Nationalität gegen das siegreiche Christenthum vertheidigten, das welterobernd von Süd und West heranzog und den Eichenhainen alle Poesie, dem Czernebog seine Furchtbarkeit rauben wollte, nisteten sie sich an beiden Ufern des Elbstroms fest, da, wo er aus dem vielfach zerrissenen Sandsteingefels tritt und die Weiseritz in sich aufnimmt, bauten ein verschanztes, stehendes Lager mit einer Burg aus Sandstein und Lehm, mit Wällen, Gräben und Vorhauen und nannten sie, kühn dem Feinde in die Zähne lachend: „Drozdzian*), ich trotze!“ —

---

*) Topographische Geschichte Dresdens v. Weinart 1777. Seite 15 u. 16.

Aus dieser Niederlassung entstand das heutige Drozdan oder Dresden, dessen kecke Devise sich oft im Reformationskriege bewährt hatte; Moritz von Sachsen machte selbst einen Kaiser vor ihr zittern. — Auch August der Starke war der Mann dazu, wenigstens für seine Person, diesem Wahlspruch Ehre zu machen. Wenn aber schon unter ihm das „ich trotze" sein ehemaliges politisches Gewicht verloren hatte, handelte es sich unter August III. eigentlich nur darum, ob Sachsen mehr von Oesterreichs oder Rußlands Freundschaft abhänge. Nichtsdestoweniger schien aber Brühl diese Devise zur Regel seines ganzen Verhaltens ausersehn zu haben. Trotz seines bebürdeten Gewissens, seines gefährlichen Spiels, trat er sicher einher, schüttelte die Locken, stampfte den Kothurn und sprach seine Sentenz, — ein Coulissenreißer der Weltgeschichte. — Er war nicht von vornherein schlecht, hatte ein Herz, das weich genug war für alles Schöne. Nun war's freilich kalt, langweilig und hohl. Die Intrigue, die er einst gebraucht hatte, um sein Lebensziel, Antonie von Collowrat, zu erlangen, war nun nicht mehr Mittel, nein, Zweck seines Daseins, war ihm Belustigung und Freude, half ihm über sein eignes malitiöses Leben hinweg.

Der Mann wußte genau, daß er über sich ewige

Thränen weinen müsse, drum ließ er Andre welche vergießen, um doch rechtschaffen lachen zu können. Selbst der Haß und Neid, die Ränke seiner Feinde thaten ihm wohl, denn sie ließen ihn über des Augenblicks Erregung seinen alten Schmerz vergessen. Hätte dieser Mann die Intrigue nicht mehr gehabt, er hätte sich eine Kugel durch's Hirn gejagt. So erklärt sich bei ihm auch seine maaßlose Verschwendungssucht, sein raffinirtes Außenleben. Vielleicht wäre Sachsen nie so unglücklich geworden, wäre Heinrich von Brühl nicht innerlich so zerrissen gewesen.

Indeß er nun, mit heitrer Stirn allen Gefahren trotzend, bei Hofe verkehrte, lag die Ministerin, von bezahlter Lakaiensorgfalt gepflegt, schwer krank darnieder. Sie mochte nicht leben und konnte nicht sterben. Das Schicksal machte tabula rasa im Gemüthe dieses Weibes.

In den Augenblicken, wo die wirren Fieberträume sie verließen, in welchen Friedemann vor Allen eine Rolle spielte, und ihre Sinne mühsam sich zusammen fanden, begann sie ernsthaft und tief ihr ganzes Leben zu bereuen.

Dieser außerordentlichen Erschütterung hatte es bedurft, um sie endlich umzuwandeln, um die guten Geister,

welche in der Seele jedes Menschen schlafen, auch in ihr zu erwecken. Es war freilich zu spät, um aus der Reinigung ihres Innern noch im Leben Segen zu ziehen und glücklich zu werden, aber gerade in dem Gelöbniß der Entsagung alles Glückes lag die Bürgschaft der Besserung. Sie hatte keinen Vertrauten, als ihren Arzt, den Doctor Skrop, einen wahrhaften Helfer des Körpers und der Seele. Er reichte dieser Frau ein Heilmittel, welches sie nie gekannt, gab ihr, was sie nie im wahren Sinne besessen, Religion, und sie genas langsam. Von nun an trug sie sich in dunklen Farben. Bleich und ernst trat sie wieder in die Welt, die ihr fremd geworden. In ihr aber lebte eine wahre, inbrünstige Frömmigkeit, und ein liebendes Erbarmen für die Leiden ihrer Mitmenschen, eine ruhige Entsagung halfen ihr über den ferneren Rest ihres Lebens hinweg. — Der Hof, die Welt stutzte. —

„Ei seht doch, sie hat eine neue Maske" zischelten die Leute; man nannte sie „die verheirathete Nonne". O infame Fama! — Antonie ertrug Alles, das Gespött der Leute, die hämische Kälte des Gemahls, das matte Mitleiden gewisser Freundinnen. Sie hatte Brühl sogar verziehen, ja duldete es, daß er sie mit seiner Galanterie officiel chicanirte, um zu beweisen, wie glücklich

er lebe. Ihre schon ziemlich zahlreiche Familie*) vermehrte sich fast jedes Jahr, denn Brühl hatte ihr mit dem Skandal einer Scheidung und einer öffentlichen Concubine gedroht. — —

Namenloses litt diese Frau und ward im Schmerze edler und schöner. — Was aber am Entsetzlichsten an ihrem Herzen nagte, war Friedemanns Schicksal, den sie noch immer auf dem Königstein glaubte.. Da sie aus Scham nicht wagen durfte, bei Hofe um seine Freilassung zu bitten, wendete sie sich heimlich an die Königin, daß ihr alle Charfreitage ein Sträfling vom Königstein losgegeben werde. Der Monarch lächelte still und gewährte es**). Die zweite Sehnsucht war nach der Tochter, die ihr entrissen.

Sie hatte es an sich zu schwer erlebt, was frühe Verderbniß der Seele sei, und wollte ihr Kind vor'm Straucheln im Leben bewahren. Auf den Knieen lag die arme Mutter vor Brühl: „Sagen Sie mir, wo mein Kind ist!" —

---

*) Leben und Charakter der jüngst verstorbenen Frau Gräfin von Brühl in vertraulichen Briefen 1763, S. 72 u. 73. S. 89. Ferner Leben des Grafen Brühl in vertraulichen Briefen. II. Bd. S. 108 u. 9, Nachschrift.

**) Leben und Charakter der Gräfin Brühl S. 24 u. 25.

„Sie werden sie wiedersehen, wenn ich sie verheirathet habe.“ —

Antonie beklagte sich bei'm König, daß man ihr die Tochter vorenthalte. August aber sagte kurz: „Ich kenne die Maaßnahmen Brühls und billige sie, man belästige mich nicht weiter!“ —

Die Ministerin mußte sich auch dies letzte Glück versagen. Sie wendete die Zeit, welche ihr der Dienst des Hofes ließ, zu einsamen Studien, zum Umgang mit ihren andren Kindern und zur Wohlthätigkeit an. Das war das Programm ihres ferneren Lebens. —

Da sie nun aller Politik entsagt hatte, mußte Brühl allein seinen Weg gehen, der täglich dornenvoller wurde. Unter einer riesigen Verschwendung, unter den ausgesuchtesten Vergnügungen, in die er sich und den Hof hineinlog*), so die öffentlichen Einnahmequellen plünderte und den Bankerutt der Steuerkasse herbeiführte, suchte er sein eignes Elend wegzuschwatzen, und die Thränen der betrogenen Wittwen und Waisen, der ruinirten Familien waren der Mohnsaft, aus dem ihm Vergessenheit seiner selbst floß.

---

*) Hierüber ist vielfach berichtet im: Leben Brühls in vertraulichen Briefen, Archenholz, und der diplomatischen Geschichte Dresdens IV. Bd. S. 182 nebst Anmerkung.

Wie sich nun täglich der Einfluß vermehrte, den er auf seinen Herrn, den König, übte, so vermehrten sich seine Feinde und rückten ihm drohend näher. Dem Volke längst bis in den Tod verhaßt, ward er vom Adel verachtet, von den Prinzen Xaver und Christian über die Achsel angesehen, und auch die Königin, die endlich merkte, daß Brühl sie narre und betrüge, daß ihr geträumter Einfluß Einbildung sei, begann ihn anzufeinden. Keiner aber war von so unersättlich giftigem Hasse erfüllt, als Frau von Schemberg, die alte Freundin Friedemanns, welche der Gräfin Orszelska, Augusts III. Stiefschwester, Vertraute war.

Rastlos trommelte sie Brühls Infamie in Jedermanns Ohr, ersann hundert Spitz- und Stichworte der Rache, und arbeitete mit einer Ameisenbeharrlichkeit an seinem Fall. Brühl, der sonst nichts fürchtete, empfand doch Grauen vor diesem Weibe, und zwar um so entsetzlichere Furcht, als er bemerkte, daß sie sich auf die alte Kling warf und sie auszuhorchen strebte. „Das ist die tödtende Schlange in meinem Leben!“ rief er verzweifelnd*). — Wie sollte er sie los werden? — — — —

Ueberall hatte er seine Spione, Niemand bei Hofe

*) Leben Brühls in vertraulichen Briefen II. Br. S. 64.

war, der nicht in einer Art von ihm abhing, den er nicht controlirte, dessen Glück er nicht in Händen hielt*). Er hatte einmal August III. auf die ganze Welt außer sich argwöhnisch gemacht. Dem Herrscher war allein nur mit den gestohlenen Documenten beizukommen. Brühl wußte das und beeilte sich, die Kling immer mehr an sich zu locken, sie mit Geschenken zu überschütten, und an der Erfüllung ihres Begehrs zu arbeiten. Durch sie wußte er auch Frau von Schemberg in sein Haus zu ziehn, und diese ergriff die Gelegenheit um so eifriger, den Erzfeind in seiner Höhle aufzusuchen, als sie hoffte, dort noch vielmehr von seinen Schwächen zu erlauschen und sie dann als Waffen gegen ihn zu gebrauchen. Die „tödtende Schlange" war also hinfort sehr oft bei Brühl, und schloß sich namentlich mit diabolischer Liebenswürdigkeit an die Ministerin. So erfuhr die schwergeprüfte Antonie auch, daß Friedemann längst vom Königstein entfernt sei, doch wohin — sagte die Schemberg nicht. —

Indem „die Schlange" nun so den Sockel des Ministers unterwühlte und sich von der Oberfläche der Dinge entfernte, hatte sie Brühl unschädlich gemacht. Frau von

*) Leben Brühls in vertraulichen Briefen I. Bd. S. 138 bis 144.

Schemberg war entsetzt, plötzlich nach ein paar Wochen zu sehen, daß man sie am Hofe, in ganz Dresden verachtete und wie das Feuer floh. — Was war denn vorgegangen? — —

Jedermann wußte, daß Brühl sich bezahlter Spione bediene. Der Minister hatte die tödtende Schlange in sein Haus gelockt, und als sie sich da warm gebettet, wußte er durch seine Leute geschickt überall aussprengen zu lassen, daß sich die gute Dame mit ihrem Leumund gegen ihn nur verstelle. Sie sei ja seine bezahlte Spionin, die nur darum auf ihn schimpfe, um Andre zu gleichem Thun aufzustacheln und sie dann anzugeben! — Die tödtende Schlange war todt. — Entehrung, Verachtung jagte diese arme, unklug kühne Frau vom Hofe und aus Dresden*).

O, Brühl wußte, welche Waffe die Verleumdung sei! —

Doch nicht genug, daß er diese Frau moralisch in der öffentlichen Meinung gemordet, er wußte sie auch auf alle Art, besonders da sie nicht vermögend war, sammt ihrer Familie in der Existenz zu kränken, und nur ihre schließliche Zurückgezogenheit, besonders der

*) Leben Brühls in vertraulichen Briefen II. Bd. S. 63.

rasch folgende Krieg machten ihren Leiden und der Rache Brühls ein Ende. — — — — — — — — —

Der Krieg! Mit all seinen wilden Gräueln, seinen Schrecknissen, sollte er sich über Sachsen ergießen.

Friedrich II. hatte bei seiner Durchreise in Dresden die Dinge leicht durchschaut und auf die sächsische Freundschaft wenig Werth gelegt. Brühl jedoch war vorsichtig genug, vor der Hand wenigstens keine offenbaren Schritte zu thun, um Friedrichs Zorn nicht allzu schnell zu reizen. Nur gezwungen, hatte der Minister einen Theil des sächsischen Heeres zu den Alliirten nach Böhmen rücken lassen. Da aber die Kling, so sehr sie Brühl mit Galanterien zu ködern bemüht war, nicht mit sich spaßen ließ, mußte das sächsische Corps eine rückgängige Bewegung machen, und August, allen seinen sonst eingegangenen Verbindungen zum Trotz, schloß eilig zu Warschau und später zu Leipzig mit der „Königin von Ungarn" gegen Preußen einen Allianz- oder Partargetractat, in welchem die Beschränkung Preußens auf engere Grenzen als nothwendiges Ziel ausgesprochen wurde*). Ein feierlicher Besuch der Erz-

*) Das vollständige Instrument, de dato Leipzig 18. Mai 45, steht im Leben Brühls in vertraul. Briefen III. Bd. S. 11.

herzogin Maria Anna von Oesterreich in Dresden beschleunigte noch dies Bündniß*).

22,000 Sachsen machten sich nunmehr bereit, zum Heere Theresiens zu stoßen.

Obwohl Alles möglichst heimlich betrieben wurde und Friedrich zu wenig positive Beweise hatte, erwachte doch sein Zorn, sein namenloser Haß ob sächsischer Zweideutigkeit, und rücksichtslos, wie es ihn hinterging, wollte er Sachsen den Entgelt geben.

August III. schlief auf Rosen, aber gerade sein treuer Wächter Brühl war's, der, aus Noth zum Achselträger gemacht, seinen Fürsten wie sein Vaterland ins Verderben riß.

Friedrich II. machte nach seinem Siege bei Czaslau, von den Bewegungen seiner verdächtigen Alliirten gezwungen, zu Breslau Friede, doch war's nur eine Waffenruhe, eine Windstille, die dem Orkan vorherging, der Sachsen verwüsten sollte. —

Die Weltlage hatte sich inzwischen sehr geändert. Der größte Nebenbuhler Theresiens, der Prätendent der Kaiserkrone, Carl VII., war gestorben, nachdem er seine Bairischen Erblande von den wüthenden Ungarn-

*) Diplomatische Geschichte Dresdens IV. Bd. S. 166 und 67.

und Kroatenhaufen Trenk's und Bärenklau's vernichtet sehn mußte. Durch Fleurys Tod stockte die französische Einmischung in deutsche Interessen, und ein Athemholen im Kampfe erfolgte, welches von England benutzt wurde, um Oesterreich mit Preußen dauernd zu versöhnen, da der Breslauer Friede von beiden Seiten gehalten worden war. Friedrich II. schien auch bereit dazu, nachdem er seinen Kriegesruhm durch die Siege von Prag, Hohenfriedeberg und Sorr über Sachsen und Oesterreich glänzend behauptet und seine schlesischen Besitzungen gesichert hatte.

Da war es wiederum Brühl, der als leibhaftige Zwietracht jede Vereinbarung unmöglich machte und den kaum matter gewordenen Haß Oesterreichs und Sachsens gegen Friedrich aufstachelte. Jetzt gerade gab's das Schicksal in seine Hand, die Partheien durch Mäßigung einander näher zu bringen, und zweifelsohne hätte er es gethan, wenn nicht die fatalistische Ruhelosigkeit seines jetzigen Lebens, die Wollust des politischen Hazardspiels, besonders aber der Haß in ihm Triebfeder gewesen wäre.

Durch sein häusliches Unglück, die allgemeine Feindschaft und Mißachtung innerhalb Sachsens selbst, war er eben so mißtrauisch, wie eitel, und an seinem Stolze

leicht verletzlich geworden. Jemehr er fühlte, wie wenig Ehre er wirklich besaß, um so eifersüchtiger wachte er über dem letzten Reste derselben. Brühl haßte Friedrich II., weil dieser ihn offen verachtete und sich über ihn als den größten Hanswurst seiner Zeit in zahllosen Witzworten erging, die ihr Echo im In- und Auslande fanden und selbst in Dresden ein homerisches Gelächter hervorriefen.

Jetzt war der Augenblick gekommen, wo Brühl dem Preußenkönig, dem Brandenburgischen Markgrafen beweisen konnte, daß er eine gewichtige und gefährliche Person sei. — Dies that Brühl nun auch in so bornirt gehässiger und unangenehm arroganter Weise, daß England beleidigt, Friedrich II. auf's Höchste erzürnt und Maria-Theresia mit Preußen ärger als je verfeindet wurde.

„Wen Zeus vernichten will, macht er erst wahnsinnig," das konnte man mit Recht von Sachsen und Brühl sagen*), und geschäftig zog das Verderben heran, das die Eitelkeit eines Einzigen beschwor.

Friedrich II. hatte umsomehr guten Grund, sich über die Hinterhaltigkeit und Arglist seiner Gegner zu

*) Schon Friedrich wußte längst, was er von den Dingen daselbst zu halten hatte. „In Sachsen besitzt man den vollendetsten Dummstolz von der Welt," schrieb er an Algarotti. —

beklagen, als er bereits von ihren Plänen gegen ihn Wind bekommen hatte. Vor Allen aber war es Sachsen, auf das sich in voller Bitterkeit das gekränkte Preußen warf, um es nun alle Schreckniſſe der Kriegsnoth im eignen Schooße empfinden zu laſſen.

Schon am 26. November deſſelben Jahres rückten die Preußen in die Oberlauſitz, und obwohl ſich die Sachſen gut verſchanzt hatten, griff ſie doch Fürſt Leopold von Deſſau bei Keſſelsdorf an, verlockte durch künſtliches Zurückweichen viele Grenadier-Bataillons zu hitzigem Ausfall, drang bei ihrem Rückzuge mit in die Schanzen und nahm unter furchtbarem Blutvergießen Keſſelsdorf*). 10,000 Mann büßte Sachſen an dieſem Tage ein.

Heulend drang die Schreckensnachricht nach Dresden und zugleich die Gewißheit, daß der Feind gegen die Hauptſtadt heranzog. Die Stadt, der Hof waren in grenzenloſeſter Verwirrung, die Geſetze der bürgerlichen Ordnung begannen zu wanken.

Den einzigen Schutz Dresdens bildeten 6000 Mann Landmiliz unter Commandant Boſe, und die öſtreichiſchen Hülfsvölker, die einen Theil der Vorſtädte, namentlich

*) Diplomat. Geſchichte Dresdens IV. Bd. S. 170 bis 173.

die Pirnaer Seite und die Gegend um Plauen besetzt hielten, um sich den Rücken nach Böhmen frei zu halten. Flüchtiges Militair, Wagen mit Verwundeten bedeckten die Straßen, und vergebens wendete sich die entsetzte Bürgerschaft an die Regierung um Abwendung der Noth. Brühl und der Hof waren zu sehr auf eigene Sicherheit bedacht und selbst nicht mehr in der Lage, die keck herausgeforderte Rache des Gegners zum Halt zu bewegen.

Es giebt Verhältnisse im Leben, wo jede Maske fällt, und der Mensch, von den Schauern der gewaltigen Minute gepackt, das Comödiantenthum vergißt und sich zeigt, wie er wirklich ist, feig oder seelenstark. In eine solche Lage war Brühl gekommen, und wenn er jetzt selbst von seinem Fürsten nicht durchschaut, in seiner Jämmerlichkeit nicht erkannt wurde, hatte er sich nur bei dem Hasse zu bedanken, der zwiefach in August III. und namentlich in Josepha loderte. Das Königspaar sah in Friedrich nicht den durch ihre eigene Schuld aufgestachelten Feind, sondern einen raub- und ländergierigen Abenteurer, einen ketzerischen Länder- und Kronbanditen, und hüllte sich ihm gegenüber in die Resignation vermeinter Unschuld und gekränkten Rechts.

Wie oft hatte August III. in ruhigen Stunden

ängstlich seinen Mandatar Brühl gefragt: „Habe ich Geld?“ Und immer konnte es Brühl ihm triumphirend bejahen. Jetzt, im Momente der höchsten Noth, wo jeder Streiter Gold, jeder Thaler eine Waffe war, stand der Minister vor ihm, bleich und verworren, zuckte die Achseln und sagte: „Jetzt im Augenblick nicht, Majestät, doch werde ich's schaffen.“ —

Drozdzian, ich trotze! — Das stolze Dresden war kleinmüthig geworden und verzagt. „Der König sammt dem Churprinzen und Brühl sind in der Nacht nach dem Königstein“ hieß es, und die Menge stand murrend auf Plätzen und Gassen. „Der König ist fort, nun kommen die Preußen, und mit ihnen die Plünderung, die Massacre!“ — Eine schwache Hoffnung erwuchs den Dresdnern aus der Nachricht, daß die Königin Josepha mit den Prinzen Xaver und Carl zurückgeblieben sei. — „Seht, es ist wahr! Da im offenen Wagen zeigen sie sich der verzagten Menge, der muthlosen Miliz!“ — Ja, die stolze Josepha, die wenig geliebte Königin, hielt aus in fester Treue, hatte ihre Stirn mit dem ächten Diadem irdischer Regentengröße geschmückt, mit Hoheit im Leiden; — sie litt mit dem Volke. Tausende, die sie sonst gehässig anblickten, beugten in Rührung vor ihr das Haupt, und nie ist

Josepha mehr geliebt und verehrt worden, als in ihren Thränentagen. Es war jener Heroismus, jene stolze Verachtung der Gefahr, jenes Märtyrerthum, wo in den Herzen der Mit- und Nachwelt der Mensch stehen bleibt in seiner Schöne, wenn die traurige Tiara fällt. Das hat Karl I. und Ludwig XVI. groß gemacht, die Tragik königlichen Leidens, sie sollte auch Josephas Ruhm sein.

Die Preußen rückten an. Die Landmiliz unter Bose war eine gar zu klägliche Gegenwehr. Friedrich II. zog am 18. Dezember in Dresden als Sieger ein.

Die Oestreicher, Sachsens liebwerthe Bundesgenossen, hatten nichts Eiligeres zu thun, als über Plauen ihren Rückzug anzutreten, nachdem sie, als Zeichen der Tapferkeit, die Vorstädte Dresdens, das Feldschlößchen und Plauen selbst angezündet*). Friedrich, der Feind, löschte die brennenden Straßen, Friedrich, der Feind, vertheilte 18000 Stück Brode unter die Armen, Friedrich, der Feind, zeigte sich liebreich und rücksichtsvoll gegen die zurückgebliebene Königin und die Prinzen**). Nie hätten seine Schlachten allein ihm den stolzen Namen, „der Große" errungen, denn auch Karl der Schwedenkönig

*) Diplomatische Geschichte Dresdens IV. Bd. S. 173.
**) Diplomatische Geschichte Dresdens IV. Bd. S. 180.

war ein Haudegen, und wer nennt ihn noch? Doch Friedrichs Siege ohne Waffen, die Idealität der freien Menschenschöne, das göttlich Schöpferische in seinem Geiste, welches zur Ehrfurcht zwingt, und das die Geburt nicht spenden kann, machte ihn zum „Einzigen," eroberte ihm ein großes und unvergänglich schönes Land, das Herz der Menschheit.

Im Palais Lubomirsky*) residirte der Held, trocknete die Thränen der Bedrängten, hörte die Klagen der Menge. — Auf der höchsten Zinne des Königsteins aber stand, in sich versunken, der Minister Brühl, schaute hinüber nach dem verlorenen Dresden und murmelte Verwünschungen.

Ohnweit von ihm fuhr ein Sträfling seinen Karren vorüber.

„Hehe! Auch einmal bei uns zu Besuch, Herr? — Ja, ja, wir sind Alle Comödianten, manche spielen nur schlecht, das ist der Teufel!" —

„Siepmann!!" —

*) Lag in der Friedrichstadt und war zur Zeit Brühls Eigenthum. Näheres in der Topographischen Gesch. Dresd. S. 349.

III.

Weihnachten.

Während die Kriegswetter sich über dem armen Dresden entluden, und Sachsen für den Augenblick herrenlos schien, blieb Leipzig doch vor dem Aergsten bewahrt. Der Stoß des Feindes hatte mehr den östlichen, Preußen angrenzenden Theil Sachsens betroffen und war gerade auf Dresden geführt worden. Daß Leipzig, so wie alle übrigen Theile des Landes, in bedeutende Mitleidenschaft gezogen wurden, bedarf keiner Erwähnung. Der Handel, der Hauptnerv von Leipzigs Existenz, war gelähmt, die Capitalien flüchteten sich vor der Contribution in heimliche Truhen und Keller, und Jeder machte ein doppelt klägliches Gesicht, damit nur Niemand merken sollte, daß er noch etwas besitze, zumal die ukermärkischen Grenadire große Mägen und weite Gurgeln hatten.

Das Schlimmste war der Schreck und die Unsicherheit der nächsten Stunde, welche trostlos finstre Bilder bevorstehender Uebel heraufbeschwor. Man ahnte mit Recht, daß nun erst die Noth recht losgehe, und hatte an Dresdens rauchenden Vorstädten und den verheerten Dörfern der sächsischen Schweiz die befreundeten Oesterreicher noch mehr als die Preußen fürchten gelernt.

Inmitten dieses allgemeinen Zagens, welches die Bürger zu wehmüthiger Kannengießerei über vergangene bessere Zeiten vereinte, blieb Sebastian Bach mit den Seinen eng auf sich beschränkt und ziemlich theilnahmlos. Eines Theils war er, so wenig er sich's gestehen mochte, dem Dresdner Hof herzinniglich gram und sah das hereinbrechende Unglück als eine Art Vergeltung an, andern Theils aber hatte er mit seinem eignen Schmerz so überviel zu thun, daß er für allgemeines Leiden weniger empfänglich war. Es berührte ihn überhaupt auch als Künstler nicht. Da er nun sein Familienunglück geflissentlich vor Leipzigs Augen zu verbergen suchte, mürrisch und wunderlich gegen seine Collegen geworden war, fühlte sich auch die Außenwelt weniger als sonst zu ihm hingezogen. Der einst so große Kreis seiner Freunde war durch die Wechselfälle des Lebens enger

geworden, und außer Geßner*) Gellert und Mitzler**) verkehrte Niemand mit den Bachs.

Diese Wenigen hielten aber in Treue bei Sebastian aus, der ihnen mit reichem Herzen Liebe und Freundschaft zu vergelten wußte. —

Friedemann war in's Haus der Eltern zurückgekehrt. Er war genesen, aber welche Zukunft hatte er?

Wenn man über dreißig Jahre hinaus ist, beginnt man schwer eine neue Bahn, was bis dahin der Künstler nicht errang, wenn er bis dahin dem Irrlichte gleich umher schwankte, was will er noch erringen, wenn schon der Stern des Lebens zum Niedergang sich wendet? Sebastian Bach hatte für den Sohn keine wahre freudige Hoffnung mehr. Die hohen Voraussetzungen alle, die er von seinem Talent gehegt, die Prophezeihung: daß er in ihm sich größer, prächtiger am Abend seines Lebens wieder erstehen sehen würde, hatte er längst aufgegeben. Sebastian wäre schon glücklich gewesen, ihn etwa wie Altnikol ehrenvoll placirt zu wissen.

Friedemann hatte sich, nach Leipzig zurückgekehrt,

---

*) Nicht der bekannte Dichter, der in Zürich lebte, sondern der Hofrath Joh. Matthias Geßner, Rector der Thomasschule.

**) Mattheſons Ehrenpforte, Hamburg 1740. S. 93.

mit allem Eifer auf die Musik geworfen, den Vater unterstützt und selbst Einiges componirt. Doch die Freiheit des musikalischen Gedankens, die Begeisterungsgluth fehlte. Er arbeitete correkt, geistvoll und mit Geschmack, aber weil sein Herz ohne Poesie der Liebe, ohne Größe der Entsagung, ohne jenen lächelnden Schmerz war, der uns am Ende über uns selbst erhebt und schöner macht, mangelte seinen Tongebilden der Duft, die Weihe, jene glühende Seele, die das Kunstwerk zu einem leibhaftigen Individuum macht. Aetzend und bitter waren seine Gefühle, glühend und verzehrend seine Wünsche geworden, und nicht der hohe Enthusiasmus, sondern der wunde Stolz war's, der ihn zum Schaffen trieb. Friedemann wollte mit Gewalt sein verlorenes Leben wieder erobern, wollte den Lorbeer stürmen, — darum brachte er es zu nichts. — Wenn es ihm früher schon nicht möglich war, sich, gleich dem Vater, in kindlich frommer Unterordnung an den Evangelientext mit orthodoxer Strenge anzuklammern, wenn in den Tagen des Glücks schon seine Imagination der Schranke des Bibelworts spottete, wie wollte er jetzt, wo seine ganze Stimmung ein empfindliches Sonderleben erzeugte, die Objektivität und Selbstentäußerung erlangen, die vor allen Dingen erforderlich

war, wenn er dem Vater nur annäherungsweise ähnlich werden wollte. Er brachte es zu nichts. —

Oder doch ja! — Es gab noch einzelne Momente in ihm, wo der Vater aufjauchzte vor Entzücken, Momente, wo aus der Tiefe seiner verschleierten Seele Geister stiegen und durch die Lüfte schritten, wie Boten einer namenlosen Welt. Geister des Lichts, Dämonen der Nacht, lächelnde Freudenlaute, dumpf grollender Schmerz. Friedemann Bach war noch auf der Orgel groß, groß in der Improvisation. Es waren Goldkörner in die Luft gestreut, blitzend im Sonnenstrahl, in's Leere verweht von der entflatternden Minute. — Und selbst diese kurzen Augenblicke der Weihe wurden immer seltener, hörten bald ganz auf, denn der Oberorganist in Leipzig, „das musikalische Hornvieh" wie ihn Sebastian nannte, ohnehin eifersüchtig auf des „Cantor Bachs" Ruf, gerieth über Friedemanns Orgelspiel außer sich, und wußte diesen zweiten Concurrenten durch allerlei kleinliche Scheerereien endlich ganz vom Chor zu treiben. So lächerlich an und für sich, war's für Friedemann doch schlimm genug, denn auch der Enthusiasmus will geübt und gepflegt sein. Kann der Geist sich nicht auf allen seinen Bahnen ausbreiten, wird er leicht kurzathmig und verliert die elektrische

Frische und Vielfarbigkeit der Einbildung. Auch die Psyche wird am Ende eintönig und tritt in's Greisenthum. Dies Alles sah der Vater sehr wohl und stimmte seine Anforderungen sehr herab. — Wie nun leider die Sachen einmal standen, war's also nicht zu verwundern, daß, trotz der engsten Berührung, das ehemals so glücklich bestandene Verhältniß zwischen Vater und Sohn litt. Friedemann, der wohl fühlte, daß er nicht mehr der Stolz des Vaters sei, war leicht verletzlich geworden, und so sehr Sebastian seinen Aeltesten liebte und dessen Fehler entschuldigen mochte, war er doch viel zu sehr Künstler, als daß sich sein Herz nicht unbewußt vornehmlich nun zu Emanuel, seinem zweiten, sonst für weniger begabt gehaltenen Sohne wenden mußte, welcher hochgeehrt und geachtet den Hof Friedrichs II. schmückte und sich neben einem Quanz, Graun und Salimbeni zu behaupten verstand. Friedemann fühlte, daß er den Vater täglich mehr verlor, und das machte ihn noch elender und zerrissener. Einen Engel hatte er indeß zur Seite, Anna Magdalena, seine Stiefmutter, die seine wunde Seele liebend an sich preßte, alle Unebenheiten zwischen Vater und Sohn auszugleichen suchte und so einen offenen Zwiespalt verhinderte. Die peinliche Schweigsamkeit im Hause, die gedrückte Stimmung

konnte sie nicht verbannen. Die fröhliche Friederike, die emsig schaltende Christiane waren verheirathet, von den Knaben die meisten gestorben, und außer dem dreizehnjährigen Friedrich*) und dem elfjährigen Christian nur noch der blödsinnige David am Leben. Die alte Hanne war auch todt. Sie hatte sich seit jenem Unglückstage nicht mehr erholen können und starb an den Folgen der Charfreitagnacht. — — — — — — —

Das Häuschen, sonst zu eng für das bunte Durcheinander lieber Wesen, wurde jetzt erstaunlich weit. Es war, als mußte man enger zusammen rücken, um sich nicht zu bangen. —

So eng saßen sie nun auch immer, und trotzdem war das Gespräch nicht mehr leicht flüssig, wie ehemals. Um sich vor dieser fremden Unheimlichkeit ringsum zu schützen, arbeitete Sebastian rastlos, fast übermenschlich. Nie hat er mehr componirt, als in dieser Zeit**), und soeben begann er sein ewig schönes Werk, das allein eine ganze Unsterblichkeit werth war: die Kunst der Fuge.

---

*) Später als Musiker der Bügegeburger genannt.

**) Wahrscheinlich viele seiner Cantaten, die berühmte H-Moll-Messe, mehrere seiner Fugen, unter ihnen die in A-Moll; Fantasia cromatica, vielerlei Klavierconzerte und Orchestersachen. Möglicherweise fällt auch hierher die Erfindung der Viola pomposa, deren Gerber in seinem Lexikon d. Tonkünstler S. 90 erwähnt.

In ihr legte er alle Erfahrungen seines Tonlebens nieder, und wenn Lessing in seiner Dramaturgie der Lehrer aller Dichter geworden, ward Sebastian allein schon in diesem Werke der Vater der deutschen Musik.

In diesem stillen Hause bestand aber noch ein andres Verhältniß, das die Aeltern weder stören wollten, noch konnten, ob es gleich für sie etwas Grauenhaftes hatte.

Friedemann, der sich innerlich so entsetzlich verwaist fühlte und doch etwas haben mußte, um nicht zu verzweifeln, widmete seinen ganzen Rest von Liebe dem armen blödsinnigen David, der nun zehn Jahr alt war, und das unglückliche Kind, sonst stumpf und trübe, sonst zu jeglicher Fähigkeit des Lernens, jeder Regung menschlicher Selbstthätigkeit ungeschickt, hing mit fanatischer Liebe an dem ältern Bruder.

Friedemann füllte seine Freistunden damit aus, das Kind auf seinem Schooß zu halten, mit ihm zu spielen, und wenn er ihm ein Lied versang oder auf dem Instrument spielte, verklärte sich das Antlitz des blöden Kleinen und sie traten zusammen in eine Art magnetischen Rapports, der wunderbare Resultate lieferte. David sprach wenig und sehr verworren, wenn aber Friedemann mit ihm verkehrte, seine flackernde Psyche in die Stimmung des Liedes bannte, schien in dem

Knaben ein andrer, ekstatisch-geistiger Zustand zu erwachen, wo die Brüder sich durch die Empfindungen zu verstehen schienen, wo sich die Sehnsucht des Kindes mit der des Mannes vermählte, und eine Vernunft ausstrahlte, die nicht von dieser Welt zu sein schien. David konnte die einfachsten Elemente des Lebens nicht fassen, begriff weder Lesen, Schreiben noch Rechnen, eigentlicher Musikunterricht schien unangewendet bei ihm, und einige einfache Accorde waren Alles, was ihm Friedemann mit vieler Mühe beibringen konnte. Und doch, ohne Kenntniß der Musik, ohne alle Technik leistete David Dinge auf dem Instrument, die den Zuhörer mit Erstaunen und Entsetzen erfaßten.

Wenn Friedemann mit ihm getändelt, ihn geherzt hatte, und gewissermaßen eine gemeinsame Stimmung in ihnen lebte, führte er ihn an's Klavier und schlug ein paar Accorde oder Tonfiguren an. Es war, als wenn er eine Frage an das Kind richtete. Dann ihn starr ansehend, lächelnd, nickend, brachte David die kleinen Hände auf die Claves, und suchte das Gegebene zu haschen. Verworren, unklar zitterten dissonirend die Töne durch einander, aus deren Chaos sich aber eine Melodie als Antwort schwang, die die Herzen der Hörer zittern machte. Und wieder frug der Bruder

durch den Ton, und wieder antwortete der Kleine, modulirte das Thema, kehrte es um, sprang in Moll und Dur über und plauderte in nie gehörten Zungen mit dem Freunde seiner Seele. Eine neue, geisterhafte Sprache war's zwischen Beiden, ein Verständniß, das über die Logik irdischen Verstandes ging, dem die Eltern mit zitternden, erschrockenen Herzen lauschten und zum Gebet flüchteten, weil ihnen dies Räthsel unerklärbar blieb.*) — — —

Cadenzen auf die vorgerissenen Notensysteme. Sebastian Bach, zu arm, um die Arbeit von einem Graveur anfertigen zu lassen, zu wenig der modernen Musik huldigend, um einen Verleger zu finden, Sebastian Bach sticht mit seinem Sohne seine Kunst der Fuge mühevoll selbst in Kupfer, damit die große Arbeit seines Lebens nicht vergehe.

Ein bittrer Zug schwebt um des Alten Mund. Ha ja, er ist kein Hasse, kein Rameau, kein Couperin oder Chiabran, der Opern schreibt oder süße Canzonetten, da ist's kein Wunder! Wer Teufel soll Kirchenmusik kaufen oder anhören? Das Jahrhundert schickt sich langsam an, den Herrgott aus dem Weltall zu streichen, wo soll da Geschmack an seinen Hymnen herkommen!

Der Alte trägt eine grüne Brille. Siehst du, wie ihm die Augen thränen? Der grellblendende Schein des Kupfers brennt ihm in die Augen, und ehe es ihm gelingen mag, seine flüchtigen Tongeister für die Nachwelt in Erz zu fesseln, wird er blind. —

Die stille Anna Magdalena putzt in der Unterrichtsstube den Christbaum auf, Friedrich und Christian sind noch in der Schule, David sitzt auf der Erde und spielt mit Papierschnitzeln, die er in die Luft wirft. Er läßt „Täubchen fliegen." —

„Wie mag's dem Altnikol und der Friederike in Naumburg gehn?" sagte der Vater, der seine Arbeit unterbrach, die Brille wischte, und dann das stumpfe Instrument schliff.

„Sie haben lange nicht geschrieben, ich hab' schon gedacht, daß sie zu Weihnachten nach Leipzig kommen würden." —

„I, wie soll's Denen anders als gut gehn," sagte Friedemann ohne aufzusehn. „Die haben ihren eignen Heerd, ihre gute Stellung, sie mögen sich's wohl sein lassen." — Der Vater sah ihn an, und das Gespräch war schon wieder zu Ende. Jedes Mal, wenn von was Andrem die Rede war, als von der Arbeit, schlossen die Geister des Neides und Schmerzes, die heulend im Sohne aufstiegen, dem Vater die Lippen. Selbst der unschuldigste Austausch ward dadurch verbittert. — Der Vater legte endlich mit einer entschlossenen Geberde den Stichel weg. —

„Friedemann, das geht nicht länger! — Dein Unglück macht Dich neidisch und schlecht. Du hängst Deiner trüben Stimmung zu störrisch nach und wirst Dich immer mehr Deinen Mitmenschen entfremden. Wenn Du die rechte Religion hättest, würdest Du wissen, daß Gott am Ende Alles wohl macht, und man

sein Kreuz ruhig tragen muß. Wenn Du wirklich fromm wärest, würdest Du im Gottvertrauen Kraft finden, Dich erheben aus Deiner Betrübniß zur Hoffnung, und die würde Dir Kraft geben, fröhlich zu arbeiten!"

„Aber, lieber Vater, geb' ich mir nicht möglichst Mühe? Was soll ich denn noch machen, in aller Welt?!"

„Das bloße Mühegeben, Friedemann, hilft Dir nichts. Du quälst Dich ab und willst die Arbeit erzwingen, darum glückt Dir's nicht. Ohne innere Freudigkeit, ohne Hoffnung ist jedes Kunstwerk schon in der Geburt todt. Ach, ich seh's immer klarer ein, daß Dir der eigentliche Grund und Boden der Gottesgläubigkeit fehlt, der freudige Knechtesgeist, der aus der eigenen Demuth Kraft zum Schaffen gewinnt. — Heut ist unser Heiland geboren, der das arme Menschengeschlecht erlöst hat. Ach, wenn mir Gott die Freude schenkte, daß in Dir auch so ein Heiland aufstände, der Dich von Dir selber frei machte, der Dir ein neues Herz gäbe und einen neuen Muth, dann, lieber Sohn, würd' es auch gehn, glaub' mir's. Wir alle und Du selber würdest Freude an Dir haben!" Ihm trat unwillkürlich das Weinen an, und er preßte den Sohn stumm an sich. Es war ein letzter Nothschrei des Vaterherzens. Friedemannen wollte es die Brust sprengen. Sanft

schob er den Alten bei Seite. „Wart' einen Augenblick lieber Vater, ich komme gleich wieder." — Er eilte hinaus, um seine ausbrechende Bewegung zu verbergen. — Sebastian blieb mit seinen wehmüthigen Gedanken allein. David spielte sorglos und still zu seinen Füßen, und wie zum Gebet der Verzweiflung preßte der alte Mann die Hände zusammen und richtete seinen brennenden Blick durch das Fenster auf den grauen Himmel, in dem Schneeflocken spielten. —

Kurz darauf trat Friedemann leise ein. Er war sehr blaß und hielt ein Notenblatt in der Hand.

„Lieber Vater, ich hab' einen letzten Versuch gemacht. Ich wollt Dir's eigentlich heute Abend schenken, aber da Dir und mir so weh ist, denk' ich, ist's jetzt vielleicht besser." Sebastian drückte ihm die Hand. Zitternd und gepreßt nahm er die Composition, argwöhnisch entrollte er das Papier. O Gott, die Furcht vor falscher Hoffnung lag in seinen Zügen.

Das Auge des Sohnes hing an seinem Gesicht, wie wenn ein Todesurtheil von den Lippen des Vaters fallen sollte. Sebastian ward feuerroth. Bald blickte er auf Friedemann, bald das Papier an, als träume er. —

„Ach 's ist wohl schlecht, Vater?" —

„Schlecht?! — Bist Du toll? Nein, Herzensjunge, gut ist's! So gut und schön ist's, daß ich, nimm mir's nicht übel, noch gar nicht begreife, daß Du das gemacht hast!!" — und eine selige Freude, der alte Stolz auf seinen Friedemann, zog wieder mit Jubelsängen in Sebastians Herz. Wie ein Kind lachend und schluchzend preßte er den Sohn an sich und stürmte, das Notenblatt hoch empor haltend, hinüber zur Mutter. Friedemann war wie neu geboren. Die Sonne des alten Selbstvertrauens schien wieder auf sein wundes Gemüth, und leise öffnete die Hoffnung ihre Tempelpforten, durch die verstohlen und schämig seine zitternde Seele trat. Er folgte dem Vater. Da in der Unterrichtsstube saß schon der Alte am Klavier und spielte die Introduction, und Mutter Magdalena sang mit ihrer lieben Stimme die Hymne, die wie ein Gebet empor zog zum Allvater.

„Kein Hälmlein wächst auf Erden,
Der Himmel hat's bethaut,
Und kann kein Blümlein werden,
Die Sonne hat's erschaut.
Wenn du auch tief beklommen
In Waldesnacht allein,
Einst wird von Gott dir kommen
Dein Thau und Sonnenschein.

Dann sproßt, was dir indessen
Als Keim im Herzen lag,
So ist kein Ding vergessen,
Ihm kommt ein Blüthentag.“ —

Die Mutter war außer sich vor Freude, lachte und weinte zusammen, und der Vater spielte und summte die Hymne wieder und immer wieder, und konnte sich nicht zufrieden geben. Endlich sprang er auf. „Sag', Herzenssohn, wo hast Du in aller Welt das schöne Gedicht her? Und wie herrlich die Musik ist!“ —

„Ich hab' das Gedicht auch selber gemacht, lieber Vater!“

„O siehst Du wohl, Mutter, es ist doch noch die alte Kraft in ihm. Das ist ihm so recht aus der Seele gekommen, ist so ein Stück von ihm selber, d'rum ist's so prächtig und mächtig geworden! — I, nun sei auch wieder unverzagt, Herzensfriede, und nicht mehr mürrisch, der alte Herrgott lebt immer noch und hat Dir heut das ächte, schönste Christkind geschickt, den innern Erlöser, ohne den wir im Leben einmal nicht bestehen können.“ —

Und so war es auch. Friedemann lächelte wieder, die alten seligen Geister der Liebe, das rosige Selbstvertrauen mit seinem zaghaft lächelnden Blick war in

ihm eingezogen. Christfest ist heute, jubelte es wieder im Hause wie ehemals. „Christfest!“ ertönte es mit befreundeten Stimmen, und die liebe Friederike, zwei blonde Rangen an der Hand und den fröhlichen Altnikol hinter sich, stand an der Schwelle.

„Herein, herein!“ rief der selige Sebastian, „daß mein Haus voll werde!“ — Und Gruß und Kuß, Jubel und Thränen mischten sich in eins, denn es war doch wieder einmal wie sonst. Die Tage des Leids sanken ins Vergessen vor den Stunden der Freude, vor dem Hoffen auf glückliche Tage. Und noch einmal that sich die Thür auf, und herein trat Mietzler mit einer Deputation der Societät der musikalischen Wissenschaften, und überreichte ihm das Ehrenmitgliedsdiplom im Namen der gesammten Musiker.

„Weiß Gott, Mutter, wenn einem der Himmel einmal Freude schickt, thut er's auch gleich recht, und ich muß ihm danken dafür und den Tag loben und preisen, wo ich nach langem Kummer wieder einmal so aus Herzensgrunde selig sein kann. Und Du sollst auch helfen, Friedemann. Komm, sinn' nach. Wir wollen ein Christlied machen, und das soll die Societät gleich von mir haben, damit sie doch weiß, was sie für ein Mitglied kriegt. Komm, Herzenssohn!“ —

Es war Abend. Der Christbaum flammte in buntem Märchenschimmer, die holde Sage von der Liebe, die aus dem Himmel niederstieg zur Welterlösung und Befreiung, zum Bruderthume der entzweiten Welt, wob ihre goldenen Netze wieder um die schmachtenden Herzen der trüben Menschenkinder. Da am Instrument unter dem magischen Glitzerschein des Tannenbaums in flammender Begeisterung saß der greise Sänger, rings um ihn Weib, Kind und Kindeskind, und alle sangen das Christlied:

„Vom Himmel hoch, da komm' ich her,
Ich bring' euch neue frohe Mähr,
Der guten Mähr bring ich so viel,
Davon ich singen und sagen will.
Euch ist ein Kindlein heut geboren.*)
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

*) J. S. Bachs Leben und Musterwerke v. Forkel. S. 49.

Anmerkung. Von dieser Zeit an scheint Friedemann sich neu zu beschwingen und außer der Weihnachtskantate: „O Wunder," u. s. w. fallen folgende Arbeiten hierher: Festo pentecostis: „Wer mich liebet" in „D-dur zu 3 Tromb, Tymp, 2 Viol. Viola. 1746; ein Trio für Hautb. und Basso. Sonata per il Cemb. in F-Dur, und Conc. à 2 Clav. et Pèdal. wovon eine merkwürdige Kopie v. J. S. B. Hand selbst den Beweis giebt, wie sehr derselbe das Werk seines Sohnes geachtet haben muß. Friedmann hat darauf geschrieben: D. W. F. Bachemanu mei Patris descript.

Der alte Christussänger schläft längst im Lande des Friedens und noch immer rauschet sein unvergängliches Lied, und unsere Herzen werden jung und neu, wenn's in der Christnacht von der Orgel braust:

„Vom Himmel hoch, da komm' ich her." —

IV.

Dringende Einladung.

Seit diesem glücklichen Weihnachts-Abend war ein segensvoller Umschwung im Hause Bachs, besonders aber bei Friedemann, eingetreten. Er begann auf seine künstlerische Schöpfungskraft zu vertrauen und mit Freudigkeit zu arbeiten, hielt aber doch stets dabei den kritischen Argwohn gegen sein Können in sich rege. Was aber besonders günstig auf ihn wirkte, war das allmählige Vergessen seines Liebeskummers. Antoniens Spur blieb ihm seit jenem ersten und letzten Zusammensein vollständig verloren. Er warf ihr daher grollend in verwundetem Stolze vor, daß sie nicht den leisesten Versuch gemacht habe, sich ihm, der so schimpflich ihretwegen gelitten, zu nähern und in seine Jammernacht das Licht des liebenden Mitgefühls zu tragen, und an

die Stelle der Liebe trat der Haß. „Sie ist eine herzlose Komödiantin wie alle Glieder ihrer Familie! Es lohnt sich nicht, ihr eine Sekunde des Lebens zu weihen. Wie viel Gastfreunde hat wohl indeß ihr Herz aufgenommen, wie mag sie nicht mit ihren Reizen in pikanten Schäferspielen des Hoflebens Luxus getrieben haben, indeß ich um sie ein Narr gewesen bin! Pah, zum Kuckuk mit allen Weibern! Die Kunst sei meine Geliebte!" — Und das wurde sie ihm auch wirklich. — —

Auch der übrigen Welt schien der vergangene Christabend Segen spenden zu wollen. August III. und seine Alliirten, zum Tod erschreckt von der Affaire von Kesselsdorf und der furchtbaren Schlagfertigkeit des kühnen Friedrich, in dem ihnen schreckensvoll der wiedererstandene Riesengeist Alexanders entgegentrat, beeilten sich, mit ihm Frieden zu schließen, der auch binnen einigen Wochen glücklich zu Stande kam, allerdings nicht ohne die empfindlichsten pecuniären und politischen Verluste, namentlich für Sachsen. August III. und Brühl kehrten nach Dresden zurück*), und die Preußischen Truppen sollten, wenn die Kriegsentschädigung beigetrieben sei, Sachsen verlassen.

*) Am 2. Januar 1746. Näheres: Diplom. Geschichte Dresdens. IV. Bd. S. 173. —

Wie leicht wäre nicht jetzt für August und den Hof die Einsicht in Brühl's verderbliches Spiel gewesen! Lagen nicht seine Fehler offen auf der Hand? Aber nein, August III. war sehend blind, und selbst die Königin, welche doch Brühls Treulosigkeit an sich selber erfahren hatte, versöhnte sich unbegreiflicher Weise wiederum mit ihm. Und warum, in aller Welt? — Weil sie den Preußenkönig zu sehr haßte, den Ketzerfürsten, den sie in der Nähe gesehen, dessen Herrschergröße sie beneiden mußte, und der ihr stolzes Kaiserblut durch die leutselige Liebenswürdigkeit empört hatte, mit der er die Bevölkerung Dresdens zu seinen Füßen riß.

Josepha hätte es Friedrich'n verziehen, wenn er unbarmherzig wie ein kalter Eroberer in Sachsen gewirthschaftet hätte, aber, daß er, als Feind, des Volkes Herz eroberte, welches nur mit Abscheu bei Betrachtung der verödeten Vorstädte und Dörfer an die „verfluchten Oesterreicher" dachte, das konnte sie ihm nie vergeben. — Brühl, welcher die Gesinnungen der Königin schon von weitem witterte, benutzte dies. Er räumte ihr auf einmal klugerweise das ganze Gebiet der äußern Politik ein. Das hieß aber den Kampf mit Preußen verewigen. —

Durch den Dresdener Frieden hatte auch Oesterreich

vor Preußen Ruhe. Wie wohl es in Italien noch arg leiden mußte und Mailand an Spanien und Frankreich verlor, zog doch Philipps V. plötzlicher Tod, sowie der Umstand, daß dessen Nachfolger Ferdinand VI. ein Franzosenfeind war und Spaniens Bündniß mit ihnen brach, für Maria Theresia die Wiedererlangung ihrer sämtlichen italienischen Länder nach sich. Die Krone ihrer Wünsche erreichte sie aber durch die Erhebung ihres Gemahls zum deutschen Kaiser, welcher nach dem Tode des Baierischen Prätendenten nur noch Sachsen zum Nebenbuhler hatte. Frankreich ließ zwar durch den Marquis Valori August III. heimlich hierzu „seine guten Dienste" anbieten*), doch Josepha wußte, mit Brühl vereint, dies zu hintertreiben, um ja die österreichische Allianz nicht auf's Spiel zu setzen und Sachsen in die gehaßten Arme Friedrichs zu treiben.

So, also erstarkt und kühn gemacht, empfand die Kaiserin doppelt schwer den Verlust Schlesiens und benutzte die Zeit des Friedens, um ihr Heer zu ergänzen, Vorräthe zu sammeln und sich auf etwaige Erneuerung des Kampfes vorzubereiten. Vor Allem aber hoffte sie auf Allianzen.

---

*) Diplom. Gesch. Dresd. IV. Bd. S. 170, Anmerk. 2.

Der Friede und die Versöhnung Josephas mit Brühl hatte inzwischen wieder zwei verschollene Personen aufs Welttheater gebracht. Der eine war Hennicke, den Brühl schon längst als sein Creatur im Ministerium beschäftigt hatte, und welchen die Königin als Dritten im Bunde wünschte. Dafür erhielt Brühl den Titel eines Premierministers,*) oder wie er sich gerne nennen hörte, Minister-Regenten, ferner ward ihm durch eine geheime Cabinets-Ordre zugesichert, daß sein Testament unantastbar, sein Vermögen keinerlei Controle je zu unterwerfen und von allen fiskalischen Anforderungen befreit sei.

„Habe ich Geld?" das war die Cardinalfrage dieses Mannes. —

Der Zweite, welcher wieder auftauchte, war Siepmann. In tiefster Nacht kroch er aus der Züchtlingsjacke und schlüpfte in das farblose Kleid eines Privatunterhändlers, der unter Josephas Vorwissen mit geheimen Commissionen nach Wien ging**) und die neue Coalition gegen Friedrich II. einfädeln half, die bald

*) Diplom. Gesch. Dresd. VI. Bd. S. 181.

**) Archenholz. Gesch. d. siebenj. Krieges. S. 10; ferner: Dipl. Gesch. Dresdens VI. Bd. S. 176 und 177, nebst Anmerk. 1 u. 2.

ihren ersten geheimen Notenwechsel beginnen sollte. —

Das leichtsinnige Dresden schien inzwischen die erlittene Noth rasch genug zu vergessen. Mit der Wiederkehr der Aristokratie und des Hofes erstanden wieder jene kostspieligen und prunkvollen Feste, die Brühl so geschickt zu bereiten verstand.

Besonders suchte man bei der dreifachen Vermählung der Prinzessin Maria Josepha, Maria Anna und des Churprinzen, wodurch Sachsen mit Oesterreich Frankreich und Baiern sich für immer zu verketten hoffte, alle Kräfte des Landes bis zum Aeußersten anzustrengen, um den übertriebensten Grad von Pracht und Verschwendung drei Monate lang vor der Welt zu entfalten.*) Zu dieser Zeit entstand auch die Sitte der Leberreime, einer Art hausbackener Epigramme, in denen der Volkswitz an der Schwelgerei und französischen Ueberfeinerungssucht der Großen Rache zu nehmen suchte.

Wer Sachsens Residenz zur Zeit der Eroberung und dann wieder in diesen Tagen mit ihren Illuminationen gesehen hätte und diese lachenden Gesichter, die Sara-

*) Leben und Charakt. d. Gräfin Brühl 1763. S. 48 bis 70, ferner Diplom. Gesch. Dresd. VI. Bd. S. 185 und Anmerk. 1.

banden und Giquen, die Maskenspiele und Carroussels, der hätte zu träumen geglaubt. Ein hungriger Bettler, welcher plötzlich das große Loos gewonnen, könnte in seinem Aeußern keine größere Verwandlung erleiden. Selbst das Volk schien sich in seiner Fröhlichkeit an der Trübsal vergangener Tage rächen zu wollen und ihm der Glanz des Hofes jetzt um so mehr zu gefallen, je tiefer Dresden durch die Eroberung gedemüthigt worden war. —

Unter dem leuchtenden Kleide des zügellosen Vergnügens aber vermählte sich in der Stille neues Unheil mit alter Thorheit. Josepha und Brühl arbeiteten emsig an einer europäischen Coalition gegen Preußen, und kein Mittel der Intrigue blieb unangewendet, wenn es zum Sturze Friedrichs beitragen konnte. Oestreich, Rußland und Sachsen hatten in tiefster Stille ein Bündniß geschlossen, das direct auf Preußens Theilung abzielte. Auch Baiern und Frankreich wurden für das Project interessirt und versicherten je nach der Thunlichkeit ihre guten Dienste.

Siepmann aber ward, damit man von Friedrichs II. leisester Bewegung unterrichtet sei, mit einer Commission beauftragt, die in der Geschichte der Diplomatie bis dahin unerhört war. Er erkaufte nämlich den preußischen Gesandtschaftssecretär Rothe und dieser den

Kammerdiener des Gesandten. Letzterer stahl für 200 Dukaten die Chiffre seines Herrn und so gelangte Siepmann zum Schlüssel der Preußischen Gesandtschafts-Depeschen. Von nun an wurden alle Briefe, die Herr von Klinggräff, der außerordentliche Bevollmächtigte Friedrichs, empfangen sollte, durch den Postmeister von Hayn per Estaffette an den Dresdener Postmeister H † † † gesendet, ein Offizier beim Cadettencorps, Baron von Soh † † schrieb die dreifach couvertirten und verkleisterten Depeschen ab, couvertirte sie neu, und so gingen sie bis zu Hayn zurück, der sie nun direct an ihre wahre Adresse schickte.*) Siepmann aber entzifferte sie. Friedrich II. sollte sich nicht regen, ohne verrathen zu sein. —

Wie das Schicksal komisch spielt. Brühl selbst war Verräther seiner Intrigue. Sei's, daß er seiner Sache Preußen gegenüber zu sicher war, oder ihm der Teufel sonst einen Streich spielte, er war gegen den französischen Gesandten in seinen Aeußerungen unachtsam, und ein Dritter hatte es gehört, kurz mit einem Schlage ward die Chiffre sämmtlicher preußischer Depeschen verändert. Brühl erschrak! —

Die neue Chiffre aber ward wiederum gestohlen. —

---

*) Diplom. Gesch. Dresd. IV. Bd. S. 189.

Klinggräff schien von den Dingen, die um ihn geschahen, nichts zu wissen, er spielte den liebenswürdig sorglosen Mann — nach seiner Instruction. Preußen hatte aber in Dresden dafür ein Paar Augen, die mit Argusschärfe Wache hielten. Das war der Herr von Maltzahn, und Friedrich II. ließ sich die sächsischen Spione ruhig gefallen, denn seine Mine lag noch tiefer und ging in's Herz des Feindes. List gegen List. Er ahnte lange das Bündniß, welches sich gegen ihn erheben wollte. Der sächsische geheime Kanzlist Menzel ward durch den preußischen Legationssecretär Pleßmann für Maltzahn erkauft, und gab Abschrift aller Unterhandlungen, die Dresden mit den übrigen Höfen flog. Als Friedrich alle Documente hatte, ließ er von Herzberg das bekannte Memoire machen und schlug los. Das war der siebenjährige Krieg.

Das düstere Gewölk, welches sich am Rande der Zukunft thürmte, ward indeß nicht gesehn, der blaue Himmel der Gegenwart lachte ja so hell auf die gedankenlos fröhliche Welt hernieder, und man lebte furchtlos dahin, so lange es eben gehen wollte. — — — —

Friedrich II., der Sieger von Kesselsdorff, war längst nach Berlin zurückgekehrt zu seinem Volke, das ihn jubelnd feierte. Statt des Comandostabs ergriff er die

geliebte Flöte, statt des Degens die Feder des Philosophen, und wenn sonst Karten und Schlachtpläne ihn beschäftigten, war's nun die Justizreform. In dieser Zeit gebar sich der Codex Friedrichs sowie die erste Spur des Landrechts, und wenn in diesem Streben Arnim dem hellern Sterne Coccejis unterlag, war die Niederlage so ehrenwerth, wie der Sieg.

Wenn große Männer, gewaltige Geister, gleich der Sonne ihre Zeit durchstrahlen, wenn sie als Werkzeuge der Weltordnung ihre Nation, die Menschheit weiter führen und den Pulsschlag der Geschichte beflügeln, so haben sie auch mit dem Gestirn des Tages das gemein, alle ausgezeichneten Größen ihrer Zeit an sich zu ziehen, die sich um sie zum Sternenreigen schlingen. So Friedrich II. Was das Jahrhundert Großes bot, was es Förderndes in seinem Schooße hatte, eilte in seine Nähe, trat in Beziehung zu ihm, und wir sehen um ihn einen Kreis der seltensten Männer, groß in allen Zweigen des menschlichen Seins, um ihre Namen mit dem seinen unvergänglich zu machen für alle Zeiten. Die größten Krieger des Jahrhunderts: Winterfeld, Leopold von Dessau, Seidlitz, Keith, Ziethen, Schwerin, Prinz Heinrich, der Herzog von Braunschweig waren die Wächter seines Throns, Uhden, Arnim, Cocceji,

Herzberg, Gotter, Redern, Hoym, Görz die großen Organisatoren von Preußens innerem Volksleben.

Das Wehen des neuen Zeitgeistes, welcher, von Frankreich ausgegangen, keine andre Function höchster menschlicher Thätigkeit gelten ließ, als den Verstand, und der das grelle Gegentheil jener früheren Aera war, wo nur das Herz regierte, brachte es nichtsdestoweniger doch dahin, daß die Verstandesthätigkeit in einer Weise, mit einem Glanze ausgebildet wurde, wie es in der Geschichte bisher noch nie geschehen. Und je langsamer, reifer, tiefgehender dies gerade in Deutschland stattfand, um so schneller läuterte sich auch hier der Verstand und setzte die Empfindung, die Mitregentschaft des Herzens, eher, fester und selbstbewußter in ihr natürliches Recht ein. Darum kam Deutschland der absoluten, menschlichen Vollkommenheit näher als irgend ein andres Land, irgend einer Epoche der Geschichte.

Keine der philosophischen Größen blieb Friedrichen fern. Voltaire, Rousseau, Diderot, d'Alembert, Raynal, la Mettrie, Holbach, Alle waren seine Freunde. Die dramatische Kunst, die Musik, die Malerei und Plastik sproßte unter seinen Händen in Deutschland auf, und unter den Musen stand der blauäugige Sohn der Götter, Apoll, als Genoß des Strebens.

Herbei! du des Vergnügens muntre Schaar,*)
Ihr Götterkinder, seid mir heut zu Willen,
Mit Wollusthauch die Sinne zu erfüllen,
Erschließt euch, Lebens-Pforten, wunderbar,
Die Gluth, die mir im Innern tobt, zu stillen.
Arabien sende seine Düfte
Und Ungarn sende seinen Wein,
Dann töne durch bewegte Lüfte
Bezaubernd Melodie zu mir herein.
Des Herzens zitternde Organe
Berührt allmächtigste Magie
Gleich Leda's holdbetrügerischem Schwane
Umschmeichelt süß uns bald Melancholie,
Bald reißt uns in der Freude Hochgefühl
Der Wahnsinn fort zu ungemessnem Ziel,
Dann endlich wird in sich die Seele still.
Die Sorge sinkt tief in den Staub zurück.
Und wir genießen mit Entzücken
In überselgen Augenblicken
Der Götter unvergleichlich Glück.
Herbei, du Schaar der Lust, und du, der Künste Schaar,
Erbauet euch bei mir unsterblichen Altar!

Was damals Berlin zu werden begann, was es jetzt ist, ist hauptsächlich Friedrichs Werk.

Ein großer Uebelstand war dabei das Franzosen-

*) Friedrichs Verse an Algarotti.

thum, welches namentlich durch der Könige Gunst in Deutschland um sich griff. Es giebt aber nothwendige Uebel, die mit der Zeit schwinden, und deren demantener Kern sich schimmernd erschließt, wenn die Schlacken erst von den Generationen ausgeschieden worden.

Wie glücklich sich Emanuel Bach in diesem Brennpunkt auserlesenster Geister fühlen mußte, welche Gelegenheit er hatte, sich auszudehnen, wie schwer's ihm andrerseits aber werden mußte, sich mit Ehren zu behaupten, wird Jedem einleuchten, der eine Ahnung davon hat, was Großes es um eine edle Nebenbuhlerschaft ist. Daß Emanuel ein bedeutender Mensch war, beweist, daß ihn Friedrich persönlich lieb hatte. Zugleich ward ihm auch das Glück zu Theil, daß Graun, in seiner liebevoll edlen Weise ihn mit väterlicher Freundschaft umschloß. Quanz wie Salimbeni konnten auch den kleinen sächsischen Cembalisten gut leiden und concertirten mit Niemand lieber, als ihm, weil er das große, das schwerste Talent eines Künstlers, die Gabe „sich unterzuordnen," hatte. —

Der Carneval war dies Jahr in Berlin ganz besonders glänzend ausgefallen. Die Oper Lucio Papirio mit dem Heros Salimbeni und der Perle aller Tänzerinnen, der Barbarina, ebenso Hadrian in Syrien

und das Singspiel: der Traum des Scipio, von Graun auf Friedrichs Sieg in Dresden componirt, waren unter ungewöhnlichem Beifall wiederholt worden.*) Voltaire war in Sanssouci, und der große König theilte zwischen ihm und der Musik seine Erholungsstunden, oder suchte in den Armen der schönen Barbarina**) Vergessenheit für sein sonst so liebeleeres Leben. Die Jugendzeit mit ihrem Druck, vor Allem das mitleidslose Vernichten seiner ersten Liebe, hatte sein Herz für häusliche Freuden stumpf gemacht. Er achtete die Königin hoch, aber liebte sie nicht. Er liebte überhaupt kein Weib aufrichtig und suchte nichts bei ihnen als Vergnügen. Vielleicht machte ihn dies gerade um so tüchtiger zum Vater seines Volks, zum Helden seiner Zeit. — Daß er mit der Barbarina ein Verhältniß hatte, war bekannt. Erschien er doch mit ihr auf den Opernhausbällen und soupirte in ihrer Gesellschaft in der Loge. Sie war ein schönes, blühendes Weib mit dunklen, feurigen Augen. Wenn sie die Bachantin im Scipio tanzte, waren die Berliner rasend. Noch hängt ihr Bild im Schlosse zu Potsdam, und mancher staunt dies

*) Geschichte der berliner Oper v. Hofrath L. Schneider.
**) Ebendaselbst.

schöne Weib an, ohne sie zu kennen. Wer sie aber kennt, wird dem großen König die kleine Sünde gern verzeihn und leicht begreifen, wie ärgerlich Friedrich sein mußte, als „diese verführerische Creatur" ihm treulos geworden war. — Große Männer müssen kleine Fehler haben, sonst werden sie uns gar zu unähnlich. Gerade menschliche Schwächen, wenn sie nicht unedel sind, machen uns das Genie um so lieber, als sie die Seiten bezeichnen, wo wir mit ihm verwandt sind. Die arme Barbarina hat lange genug dafür büßen müssen, daß sie ihren Gönner erzürnt, doch bewies Friedrich schließlich, wie groß er selbst in kleinen Dingen dachte. Jetzt indeß stand sie noch in vollem Genuß seiner Gnade und mochte es ihrem hohen Liebhaber gern verzeihn, daß er sie dem Senat von Venedig geraubt hatte, wie weiland Pluto Proserpinen. Emanuel Bachs Bemühungen war es inzwischen gelungen, durch Grauns Hülfe die Aufführung der hohen Messe seines Vaters durchzusetzen. Der König hatte die Musik gehört, war ganz begeistert, und ließ Emanuel zu sich bescheiden.

„Hör' Er, Bach, Sein Vater hat da eine kostbare Musik gemacht! — Wenn ich ihn nur einmal bei mir in Berlin hätte!"

„Majestät." —

Friedrich hatte die Flöte ergriffen und wiederholte Emanuel einige Motive aus der Composition.

„Ist's so richtig, Bach?"

„Gewiß, Majestät haben sehr genau gehört." —

„Er kann Seinem Vater schreiben, daß ich ein Verehrer von ihm bin, hört Er. Wenn er aber nach Potsdam kommen wollte, würd' ich ihn viel lieber haben. — Sag' Er mir, zum Teufel, warum kommt denn Sein Vater nicht? Ich hab' Ihm das nun schon zweimal gesagt, hat Er nicht geschrieben?"

„Wohl hab' ich das, Majestät, aber der Vater hat mannigfach Unglück in der Familie gehabt, so daß er nicht weg konnte, und dann erhält er keinen Urlaub, Majestät."

„Ja, von der bösen Geschichte mit Seinem Bruder Friedemann hat Er mir erzählt. Das ist schlimm. Er soll ein guter Orgelspieler sein. Sein Vater soll ihn mitbringen!"

„Majestät, es ist nur wegen des Urlaubs." —

„Ach was! Ich will haben, daß er kommt! Wenn Sein Vater mich böse macht, lass' ich ihn von einem Piquet Husaren holen, schreib' Er ihm das, und wenn ihm der Rath zu Leipzig auf den Brief nicht Urlaub giebt, werd' ich's den Herren Senatores gedenken, wenn ich wieder einmal nach Sachsen komme!"

„Verzeihung, Majestät," stotterte Emanuel, an mir liegt die Schuld gewiß nicht, wenn" — —

„Nein, nein, Herr Hofcembalist, ich weiß, an Ihm liegt's nicht," und lächelnd klopfte ihm Friedrich auf die Schulter. „Geh' Er nur und schreib' Er, ich bleib' Ihm schon geneigt!" —

Mit einer Handbewegung entließ ihn der König. —

Emanuel hatte natürlich nichts Eiligers zu thun, als einen fulminanten Brandbrief nach Leipzig zu schreiben, und namentlich das Piquet Husaren als Nemesis im Hintergrunde darzustellen. Er wußte, daß Friedrich mit sich nicht spaßen ließ, und schon die eigne Sehnsucht nach dem Vater trieb ihn an, Alles aufzubieten, daß endlich einmal der Einladung Folge geleistet werde. —

Der Brief Emanuels verfehlte auch nicht, seine Wirkung in Leipzig zu thun. Sebastian, von der erschreckten Magdalene angespornt, legte den Brief seines Sohnes dem Rath vor, und dieser hatte in seiner Bestürzung nichts Eiligeres zu thun, als dem Cantor Bach nach so einer „dringenden Einladung" Urlaub zu ertheilen. Friedemann, auf persönlichen Wunsch des Königs, sollte den Vater begleiten. —

Es ist eine bewiesene Thatsache, daß die Stimmung im Menschen, als Erzeugniß der Lebenslage, seine Ent-

schlüsse und Handlungen größtentheils bestimmen hilft, und uns Dasselbe heut angenehm und erwünscht erscheint, was uns bei andern Gelegenheiten höchst unangenehm war. So erging es Sebastian jetzt mit Berlin. Er hatte sich sonst immer gegen die Reise gesträubt, doch nun hoffte er viel von ihr, namentlich für Friedemann. Nicht, daß er daran dachte, der König von Preußen werde seinem Liebling eine glänzende Stelle geben, das wünschte er nicht einmal, aber er hoffte, daß in der Ehre dieses Besuchs Friedemanns künstlerischer Aufschwung gefördert werden dürfte. Abgesehen davon, war aber das Husaren-Piquet eine Alternative, gegen die sich nichts machen ließ.

Sebastian Bach und Friedemann reisten eine Woche darauf ab.

V.

Das Königliche Thema.

Friedrich der Einzige stand in seinem Cabinet und starrte hinab in die blüthengeschwängerten Büsche des Parks zu Potsdam, schaute sinnend der scheidenden Sonne nach, die in den waldbekränzten Westen tauchte und wie flüssiges Gold auf den Wassern des großen Bassins spielte, aus dem der steinerne Neptun mit dem Tritonengespann sich erhob.

Der Einzige war einsam. — Das ist das tragische Geschick jeder Größe, und Friedrich fühlte, wie sehr er gerade jetzt einsam war. — Leise zog die Dämmerung herauf. — Diese Stunden, wo Tag und Nacht zusammenrannen, waren seine größten und seine traurigsten. — Das schöne königliche Herz war leer. Die ächte Frauenliebe, das Gefühl des Heimischseins, des Heerdes ging ihm ab. Diese höchste Blüthe des Lebens war gebrochen im

Mai der Jugend. — Die Freundschaft? — Sie mochte wohl in seinem Herzen einen Theil der Liebe inne haben, deren er fähig war, aber der bleiche liebe Jordan war todt. So hat er Keinen mehr geliebt seit Suhm und Katte. Zu seinem Gott allein konnte er sich nicht wenden, er war ein ächter Sohn des Jahrhunderts. Ohne Logik kein Glauben und Gott ist für den Verstand unlogisch, das ist seine erste Wesenheit.

Wäre er's für unsren Verstand, so wären wir ihm gleich, das Sein hätte kein Räthsel mehr und der Tod wäre überflüssig. — Wenn aber Friedrich für sein Herz nichts hatte, ward nicht sein Geist befriedigt durch die Umgebung großer Denkgenossen? — Voltaire, Algarotti und all die Philosophen Frankreichs, welche ihm persönlich oder im Schriftverkehr nahe standen, schätzte er, aber seine Seele war viel zu kosmisch, als daß er ihre Einseitigkeit nicht hätte schmerzlich erkennen müssen. Nicht Voltaires cynische Gedankenblitze, nicht la Mettrie's scharf deduktives Wesen, weder Diderot's liebenswürdige Klarheit, noch d'Alembert's rhetorische Grazie, oder Rousseau's schwermüthiger Idealismus füllten ihn aus. Es waren Bausteine zum geistigen Dom der Zeit, und so nur schätzte er sie. Ach Niemand vielleicht hat mehr als Friedrich gefühlt, wie unfertig sein Jahrhundert

war, und als die Revolution herankam und es fertig machte, zuckte der edle König empfindlich zusammen und starb. Sein Volk war seine letzte Liebe und sein letzter Seufzer. —

Friedrich schien heute besonders schwermüthig. Er hatte von Paris schlechte Nachrichten empfangen. Die Marquise de Pompadour war dame du Palais geworden, hatte die königliche Familie auf's Tiefste gedemüthigt und zog mit dem König in den Krieg*).

„Ha, dieses schöne Frankreich, wie sein Leib fault, indeß die freie Seele sich emporschwingt! Wohin soll das führen, als zum Verderben? — Le roi pauvre et misérable, un siècle des cotillons! — Fi donc!!**)" — —

Er fuhr auf und schellte. Die Audienz, die er sich selbst gegeben, war vorüber. Das Kammerconcert, welches er allabendlich hielt, wartete auf ihn. Ja, die Musik war noch das Einzige, worin er ganz mit Herz und Geist aufging, und wer den königlichen Philosophen für kalt und gemüthlos halten konnte, mußte ihn sehn,

---

*) Belagerung von Mastrich.

**) Sein Ausspruch. Man tanzte in Berlin auf den Carnevals einen Tanz, wo die Damen engagirten: den Cotillon oder Unterrockstanz, als Spott auf die Buhlerinnen.

wenn er im Concertsaal stand, um seiner Meinung sich tiefinnerlichst zu schämen.

Die Pagen leuchteten voran, und als Friedrich dem Saal zuschritt, aus dessen offener Thür ihm fröhlich der Kerzenstrahl entgegenwinkte, spielte ein Lächeln um seine Lippen. Er trat ein und grüßte die Versammlung.

„Schon lange beisammen, Quanz?"

„Na ja, 's geht!" brummte der Alte.

Friedrich lachte. Er gab einen Wink und jeder begab sich an seinen Platz. Es war eine glänzende und doch trauliche Gesellschaft. Vom Abendconcert hatte der König die Etiquette verbannt und Jeder durfte sich ungezwungen bewegen. Die Prinzen und Prinzessinnen des Königshauses waren zahlreich vertreten, denn Gefühl für Musik zu haben war die beste Art, sich dem König in günstigem Lichte zu zeigen. Quanz oder der König spielten die Flöte, Emanuel Bach das Clavier oder Cello, Graun hatte die Violine prime oder dirigirte das Orchester, Kirnberger*) und Benda führten die zweite Violine und Agricola**) die Bratsche. Salimbeni und die Astrua übernahmen die Gesangspiecen

*) Schüler Sebastians, Hofmusiker der Prinzeß Amalie.

**) Ebenfalls Bach's Schüler, als Hofcomponist engagirt.

und wurden von einigen andern Gliedern der Oper unterstützt. In wenig Tagen sollte Graun's neue Oper Cinna gegeben werden und der König wollte heut davon etwas hören.

Mit einem Blick überflog er den Saal. Alles ordnete sich, Noten und Instrumente wurden zurecht gerückt, endlich trat eine tiefe Stille ein und Alles erwartete das Zeichen des Königs.

Eben schlug die Schloßuhr neun und von der Wache her wirbelten die Tambours den Zapfenstreich.

Durch die gegenüberliegende Thür trat der Offizier du jour und steif militärisch, den Hut im Arm, die Hand am Degen, überreichte er dem König den Tagesrapport.

Bei der ungeheuren Genauigkeit in Allem, was der König that, bei der strengen Eintheilung der Wochentage, wie der Tagesstunden, wo jede Spanne Zeit ihren eigenen Werth, ihre besondere Bedeutung hatte, entging der Aufmerksamkeit des Königs nichts, und selbst das, was bei ihm wie eine kleinliche Philisterei aussehen mochte, hatte seine Wichtigkeit, die oft eben nur Friedrich einsehen konnte. Im Tagesrapport, um eins zu erwähnen, mußte auch eine genaue Liste der angekommenen Fremden, ihr Zweck, ihr Stand, die Dauer ihres

Aufenthalts u. s. w. umfassend angegeben sein. Der König hatte viel Feinde, er wußte, wie die anderen Mächte gegen ihn gesonnen waren, wie man Unterhändler und Aufpasser aller Art in seine Nähe schickte, und dies war ein Mittel, die Leute kennen zu lernen, die sich seiner Atmosphäre nahten.

Der König, die Flöte in der Hand, hatte den Bericht kaum in die Hand genommen, als er zusammenschrak. Dann mit einer Art Beklemmung und Unruhe sich an die Musiker wendend, sagte er: „Meine Herren, der alte Bach ist gekommen!“ —

„Mein Vater?!“ rief halblaut Emanuel und sprang vom Stuhl auf. Doch, das Unziemliche seines Benehmens inne werdend, trat er verlegen erröthend zurück.

„Ja, es ist Sein Vater, und der Bruder auch. Sie sind in Seiner Wohnung abgestiegen. Na, Er braucht sich Seiner Freude nicht zu schämen. Geh' Er zu ihm, er soll gleich auf's Schloß kommen, hört Er? Gleich! Ich muß ihn sehn!“ und während Emanuel forteilte, legte Friedrich die Flöte weg und ging unruhig auf und nieder, wie ein Mensch, an den ein großer Augenblick herantritt.

Kirnberger und Agricola standen bei einander und ihre glühenden Gesichter verkündeten die Bewegung,

welche sie beim Wiedersehen ihres alten Meisters vorempfanden. Die Gesellschaft war wie umgewandelt. Die Musiker flüsterten unruhig vor Erwartung und verhaltenem Enthusiasmus, die Prinzen und Prinzessinnen blickten erstaunt und fragend nach dem Monarchen.

„Nun, Ihr freut Euch Beide auch wohl recht, daß der Alte kommt?" fragte der König Agricola und Kirnberger.

„Ach gewiß, gar sehr, Majestät!" riefen Beide.

„Ich bin neugierig auf den Friedemann und was aus ihm geworden ist. In Merseburg versprach er viel," sagte Graun.

„Verspitz' Er Sich nicht auf zu Großes. Der Friedemann ist irritirt, er thut mir leid; es soll ein guter Organiste sein." — Der König schritt sinnend auf und ab, Alles war wieder still. —

„Graun, wir müssen ihm auch aus dem Cinna was zum Besten geben, sonst denkt er, wir können gar nichts. Das Terzett im dritten Act, hört Er?" —

„Zu Befehl, Majestät!" —

Graun legte still die Noten auf und instruirte das Orchester. —

Da rauschten die Flügelthüren auf und Alles wendete sich nach dem Eingange. Emanuel Bach führte

freudestrahlend seinen Vater an der Hand herein. Friedemann folgte blaß und etwas angegriffen. Das Auge des greisen Musikers begegnete dem Blick des Königs. Sebastian verneigte sich. —

Friedrich ging hastig auf ihn zu und reichte ihm die Hand: „Pfui, ist Er schlecht, daß Er so lange auf Sich warten läßt! Weiß Er denn gar nicht, wie viel Freunde und Anbeter Er hier hat?“ —

„Majestät, daß ich nicht eher kam, war gewiß nicht meine Schuld.“

„Ja, ja, meine war's, ich hätte ihm eher die Husaren auf den Pelz schicken sollen!“ —

Sebastian lächelte. „Nicht doch, Majestät. Der liebe Gott war auch ein wenig Schuld, der hat mir so Mancherlei geschickt, daß ich nicht weg konnte.“ —

„Ja ja, ich weiß. — Das ist also der Friedemann?“

„Ja, Majestät!“ —

Friedemann trat schüchtern vor und verbeugte sich.

„Er hat Unglück gehabt? Nun, Dresden ist nicht die Welt. Bedenk' Er auch, daß der Schmerz den Künstler wie den Menschen erst reif macht. — Er wird uns doch auch was von Seiner Geschicklichkeit sehn lassen?“ —

„So viel ich vermag, Majestät.“ —

„Nun, Meister Sebastian, wenn Er von der Reise nicht allzusehr ermüdet ist, möcht' ich Ihm gleich die neuen Silbermannschen Pianofortes zeigen und wohl wissen, wie Er sie find't.“ —

„Zu Befehl, Majestät. In seiner Kunst darf man nimmer müde sein.“ —

„Das ist prächtig! Seh' Er, ich habe mich auf Ihn auch schon gar so lange gefreut und Er ist nicht gekommen. Jetzt soll Er dafür auch herhalten. Allons Messieurs!“ und Friedrich nahm Sebastian am Arm, und der Hof, die Capellisten, der ganze glänzende Zug folgte den Vorausschreitenden, dem größten Künstler und dem größten König.

So schritten sie, begleitet von den Pagen, die die Kerzen trugen, von Zimmer zu Zimmer. Wo eins von Silbermann's berühmten Pianos stand, bildete sich ein Kreis und Sebastian prüfte durch seine schönen Variationen, die alle Zuhörer entzückten, die Güte des Instruments. Der König lachte selig vor Behagen. Als sie sämmtliche Silbermanns geprüft hatten, sagte Sebastian: „Das im grünen Pavillon, Majestät, ist das Beste!“ —

„Wahrhaftig. Graun und Quanz meinen's auch!“ —

„Ein Beweis, daß die Herren Graun und Quanz gewiß keine schlechteren Ohren haben, als ich. Die Instrumente sind alle so schön, wie ich noch keins gesehen habe, und da gehört ein eigen Gefühl dazu, vom Besten das Beste 'rauszuhören. Wenn Majestät befehlen, wollen wir nun in den Pavillon zurückgehen, damit ich was Bessres spielen kann, wir haben doch nur probirt." —

„Ei, wenn Er das blos probiren nennt, Gnade uns Gott, wann Er ordentlich spielt, da werden wir bald einpacken müssen." —

„O, nicht doch! Die Berliner Musika verfolgt eben ein andres Feld, wie meins. Beide Künste sind groß für sich. Ich werd' keine Oper schreiben, wie Meister Graun, das weiß ich, Majestät. Dazu gehören andre Dinge, die ich nicht habe und nimmermehr erlangen kann!" —

„Das ist gewiß ein Künstler, der alte Bach, meine Herren, denn er ist bescheiden!" und des Königs Auge glitt sprühend durch die Versammlung, ruhte mit Wohlwollen auf Sebastian.

„Lass' Er uns also nun hören, was Ihn von Graun unterscheidet." Und man begab sich in den genannten Pavillon zurück. Der Hof ließ sich auf den bereit stehenden Sesseln nieder, die Capellisten stellten sich in

verschiedenen Gruppen bei Seite, Quanz, Graun und Salimbeni traten hinter Bachs Stuhl, und der König, hart an der Tastatur stehend, beobachtete den alten Musiker.

„Majestät sind selbst ein großer Musiker. Darf ich ergebenst bitten, daß Sie mir ein Fugenthema geben?“ —

„Ei, ei, Er ist ein Schalk! will Er mich auf's Glatteis führen? — Na, wart' Er einen Augenblick! — Quanz, die Flöte!“

Der König nahm das Instrument aus Quanzens Hand und besann sich. Dann lächelnd, mit einem unbegreiflichen Gefühl, wie in feierlicher Rührung und liebevoller Ehrfurcht, brachte er das Instrument an seine Lippen und gab das Thema:

„b — a — c — h!“

Das war der einzige Friedrich, der zauberische Held seiner Zeit, welcher, entkleidet alles äußern Scheins, den größten Tondichter seiner Zeit auf unnachahmlich stolze Weise ehrte. „bach!“ — Erschrocken starrte der alte Sebastian den Monarchen an und ein leises Flüstern, wie ein Windhauch, ging durch die Reihen der Musiker.

Nach und nach belebte sich das starre Gesicht des Alten. Fieberhaft erglühte es und ward durchzuckt von

den Blitzen verhaltener innrer Bewegung, indeß Thränen unaussprechlicher Wonne über seine Wangen rollten.

„Und das soll ich spielen, Majestät?“ fragte er stammelnd.

„Spiele Er mir das, Er ist's werth!“ — — — b a c h! — Und Sebastian begann. —

Es war, wie sein eigen Leben, was er in Tönen malte, sein Streben, sein Traum vom Höchsten und das tragische Erkennen, daß doch Alles hienieden, selbst das Schönste, nie ganz erreichbar ist. Die alte Memnons-Klage zur Mutter Sonne war sein Gesang. O, was wären die Ideale, wenn man sie erreichte! — Da hebt das sehnsuchtsvolle, bescheidene Herz sich auf, und fliegt über des Daseins enge Schranke hin zu der Uridee des Idealen, und ruht im Allschooße des Wissens, Thuns und Könnens; — doch hier? — ein b a c h? — a c h! — —

Wie zündende Lohe fuhr's durch die Versammlung! Der König war außer sich. Tiefe Rührung zuckte über das Heldenantlitz, und, Sebastians Hände heftig schüttelnd, sagte er zitternd: „Ich danke Ihm, Er ist doch der König unter uns Allen! Bei Gott, das Instrument soll kein Mensch mehr spielen nach diesem Tage, als nur der alte Bach. Ich schenke es Ihm,

das soll Er von Friedrich als Andenken an diese Stunde behalten."

„O tausend Dank, Majestät, Sie ehren mich gar hoch!" — — — — — — — — — — — — —

„Wir wollen's jetzt gut sein lassen, Bach. Er hat mir viel gegeben für heute. Ich werd' lange brauchen, eh' ich einschlafe. Morgen mehr. Guten Abend, meine Herrn!" —

Der König gab der Prinzessin Amalie den Arm und verließ den Salon.

VI.

„So ist kein Ding vergessen.“

Am nächsten Tage war Sebastian Bachs Ankunft das Thema des Hofes, und die gute Stadt Potsdam konnte nicht genug Wunderdinge von der Aufnahme erzählen, die der König dem sächsischen Meister bereitet hatte. Selbst die nächste Umgebung des Regenten, welche doch seine Eigenheiten kannte, versuchte vergebens den Grund der gewaltigen Bewegung zu enträthseln, die sich des sonst so in sich abgeschlossenen Monarchen bei Bach's Ankunft bemeistert: die tiefe Sympathie, welche diese beiden so verschiedenen Naturen vereint hatte. Alle Argumente traten jedoch vor der Spannung zurück, mit welcher man dem heut und in den nächsten Tagen stattfindenden Orgelconcert entgegen sah. Wollte doch der König selbst den Meister in die verschiedenen Kirchen Potsdams führen, um ihn spielen zu hören.

Während dieser ganzen Zeit hatte Potsdam den Anstrich des Festlichen, Sonntäglichen. Die Leute strömten schon am frühen Morgen in die Kirche, um sich eines guten Platzes zu versichern. Sogar die Königin Mutter und die Königin mit ihrem Hofstaat waren von Berlin und Schönhausen auf besondere Einladung des Königs gekommen.

Um zwei Uhr sollte das Orgelconcert beginnen, und die Elite der Tonkünstler: Quanz, Kirnberger, Agricola, Benda, Salimbeni und die Astrua waren bei Graun versammelt, der dem alten Bach und dessen Söhnen ein Dejeuner gab, von welchem man sich zur Kirche begeben wollte.

Nie in seinem Leben war Sebastian so selig, so frisch gewesen, als heute. Es war, als ob des Greises jugendliche Urkraft noch einmal in ihrer vollsten Größe sich entfaltete.

„Meister Graun, ich habe mir sagen lassen, daß ich Euch in der Aufführung verschiedentlicher Stücke aus Eurer neuen Oper Cinna gestört hab', als ich kam. Wann denket Ihr sie herauszubringen?"

„Nächsten Sonntag, Meister Sebastian."

„Das sind freilich noch sechs Tage und die Leipziger werden schimpfen. Schadet nichts, ich bleibe so lange hier, ich muß sie doch auch hören und Euern

Triumph mitfeiern helfen! Meine Herren, der Cinna soll leben und sein Vater, der gute, vortreffliche Graun! Hoch! Vivat hoch!" —

Jubelnd tönte das Hoch zehnfältig wieder, die Gläser klangen, und Graun, außer sich vor Freude, küßte den Alten, und: „lange lebe und dichte der alte Meister Bach!" scholl's in der Runde. Wenn ungeschminkte Liebenswürdigkeit und Herzensgüte eine Zierde jedes tüchtigen Menschen sind, wird gerade der Künstler durch sie um so mehr verklärt, je größer sein Talent, je weiter mithin der Abstand zwischen ihm und den meisten seiner Mitmenschen ist. —

Die Zeit verging bei wechselndem Gedankentausch, frohen Scherzen, Erinnerungen aus alter Zeit und mancher kleinen Piece, die der Eine oder Andere aus freiem Antrieb auf dem Clavier zum Besten gab. Quanz spielte ein kleines Flötensolo, das Emanuel und Kirnberger begleiteten. Salimbeni sang eine Canzonetta, die Agricola componirt hatte und Graun begleitete. So that Jeder das Seine, den Papa Bach zu erfreuen.

„Kinder," sagte er, „Ihr macht doch teuflisch gute Musik hier. Mir scheint, als ob in Berlin ein tüchtiger Kern säße, der nicht blos dem Rameau oder den Italienern nachbetet, sondern ein Stück eigne, deutsche Musik

machen kann. Ich bin auf den Cinna neugierig, sehr neugierig! Wenn ich mir nicht den Geschmack zur Aufführung verdürbe, könnt' ich die Mamsell Astrua schon bitten, daß sie mir was davon zeigt, aber nein, nein, lassen wir's. Doch Ihre Goldstimme, Signora, möcht' ich wohl hören. Haben Sie nichts Leichtes, was meinem alten Ohr glatt eingeht? — Oder halt, mir fällt was ein! Wollten Sie wohl einmal ein kleines Stück probiren, das ich in der Tasche habe, ich hab' mir's heute früh schon überlegt, Sie drum anzugehen!" —

„O, gebt her!" rief Graun.

„Mit Vergnügen, lieber Herr Bach," sagte die Astrua lebhaft, nahm das Notenblatt und eilte an's Instrument. —

Alles schwieg athemlos. —

Unter der lauten Freude des Weins, wo Sebastian als Brennpunkt des allgemeinen Interesses alle Aufmerksamkeit für sich zu erschöpfen schien, saß Friedemann bei Seite, zurückgelehnt in den Sessel, und starrte vor sich hin, über die Gruppe der Zecher hinweg in's Leere. Sein Herz war befriedigt, daß endlich dem Vater doch die höchste Huldigung zu Theil geworden sei, aber er hätte eben nicht Künstler, nicht gerade Friedemann Bach

sein müssen, wenn ihm nicht die eigene Unbedeutendheit zu nahe gerückt und der Gedanke klar geworden wäre, wie weit er von dem Ruhme seines Vaters entfernt sei. Jener finstre Geist von ehemals kam wieder über ihn. In diesem Becherklange, diesem Stimmengesumme kam er sich doch recht einsam vor. Alles wendete sich zu Astrua, nur des Vaters Auge allein ruhte auf ihm. Plötzlich horchte er hoch auf, sein Auge wandte sich gleichfalls zu der Sängerin. — Astrua war ein schönes Weib in der vollen Bedeutung des Worts. Ihr edles, etwas männlich streng geschnittenes Profil mit den großen dunklen Augen ward gemildert von der reizenden Lieblichkeit ihres Mundes, von der durchsichtigen Röthe ihres vollen Nackens, wie ihres blendenden Arms, und ihre volle, plastisch schöne Brust hob und senkte sich in stolzen Schlägen unter dem Zauber des Tones, der, wie ein Morgenstrahl über die Hügel, ihr über die purpurnen Lippen floß. — Friedemann sprang auf. Was war das? Er ward bald bleich, bald roth und zitterte heftig.

„Kein Hälmlein wächst auf Erden!“ —

Sie sang sein Lied, das Kind seiner Sehnsucht, seiner Schmerzen! Und das Auge des schönen Weibes erhob sich und lag wie ein flackernder Stern der Nacht

feucht schimmernd auf dem Antlitz Friedemann's und eine herzzerreißende Traurigkeit zog mit der Ahnung eines ungeheuren Glücks in seine Seele.

Emanuel aber, sein Bruder, wandte sich rasch. Einen finsteren Blick warf er auf die Sängerin, auf Friedemann und eilte hinaus. — Ein stummes, namenloses Schauspiel war's, kurz und traurig. Es schleppte das Elend hinter sich her. —

Das Lied war beendet, laute Bewunderung quoll von allen Lippen, und sie galt Friedemann. Astrua aber trat erglühend zu ihm, faßte ihn innig bei der Hand, die sie an ihre Brust preßte und sah ihm tief in's Auge, in's arme, verkommene Herz hinein.

„O, lassen Sie mich dies Engelslied abschreiben als Angedenken an Sie, und daß wir von heute an Freunde sind, ja?"

„Wenn Sie es wünschen, Sennora, wer könnte es Ihnen weigern!" und sein Auge senkte sich. Aus dem tiefsten Grund der Seele stieg eine wollüstige Thräne ihm empor, die erste Libation, der Freude gewidmet.

„Die Königlichen Wagen sind da, 's ist gleich zwei Uhr!" rief rauh der eintretende Emanuel, und seinen Hut nehmend eilte er voraus. Man erhob sich, ordnete rasch die Toilette und eilte hinab. — — — —

Alle Theile der weiten Kirche waren dicht besetzt. Der Hof, die Minister, die ganze Aristokratie saßen bereits in den Logen, und der alte Bach mit seinen Söhnen und dem glänzenden Stabe der übrigen Musiker betrat die Kirche. Kurze Zeit nachher erschien der König allein, kam auf den Orgelchor und eilte flüchtig grüßend zu Bach.

„Lieber Bach, kann Er nun beginnen?“ —

„Ja wohl, Majestät, es fragt sich nur, was in Dero Allerhöchstem Belieben steht, ich bitt' um eine Aufgabe, aber — eine bessre, als gestern.“

„Das wird schwer sein. Sag' Er mir, kann Er wohl so ex tempore eine Fuge mit sechs obligaten Stimmen machen?“

„Wollen mir Eure Majestät verstatten, daß ich mir selber ein Thema wählen darf, so will ich's versuchen, denn nicht jedes ist zu solcher Vollstimmigkeit geschickt.“ —

„Thu Er das! Ich hab' mir da eine einsame Ecke ausgesucht, wo ich Ihn sans gêne hören kann. Wenn ich was von Ihm will, werd' ich Ihm meinen Adjutanten schicken.“ —

„Zu Befehl, Majestät.“ —

Der König ging. In einer dunklen Ecke des Seitenchors, der für ihn leer geblieben war und wo er von

Niemand beobachtet werden konnte, ließ er sich nieder, den Adjutanten weit hinter sich. Tiefe Ruhe war in dem weiten Raume. Der König winkte mit der Hand, der Adjutant gab das Zeichen zum Anfang.

Bach begann nun jenes Wunderwerk der Polyphonie, das in der Geschichte des Orgelspiels bis heut noch unerhört ist. Den Hörern war, als lägen sie in einem holden, unvergänglich süßen Traume, hörten die Stimmen der Seligen und Engel, die die Himmelsleiter auf und abwärts steigen, sich neigen und grüßen, sich umarmen und hinaufziehen in das grenzenlose All, um in einem Bruderthum, in einem Liebesreigen, in einer großen, Alles durchdringenden Harmonie anbetend vor dem Unendlichen niederzusinken. — Der Meister hatte längst geendet und noch immer glaubte man unter'm Zauber der Töne zu sein. Wie ein Jammer drang's plötzlich durch das Herz der Hörer, daß der Ton so flüchtig verhallt, daß diese Welt der Geister nicht faßbar, so vergänglich war.

Was in des Königs Seele vorging, verschleierte der dunkle Chor. Als er nach langer Pause seinen Sitz verließ, sagte er zu dem Adjutanten: „Die Stunde ist mir heilig, hört Er, und ich will nicht, daß ein anderer lebender Mensch weiß oder gesehen hat, wie mir zu Muthe war."

„Majestät kehrten mir den Rücken zu."

„Es ist gut so. — Geh Er hinüber und sage dem Friedemann, daß Er nun auch versuchen solle."

Der König setzte sich wieder und gewaltigen Schwunges rauschte eine jener Rhapsodieen, in denen Friedemann groß war, durch den weiten Bau, und wenn des Vaters Spiel die Hörer in eine süße Verzückung, in die selige Stimmung eines holden Maienmorgens gesenkt, versetzte sie Friedemann in einen Wechsel von Erstaunen, Lächeln, Schauder und Enthusiasmus. Sein Spiel, die Art seiner Themen, die Behandlung des Instruments konnte man, wenn die des Vaters ruhig, klar, charaktervoll und plastisch war, paradox und effektvoller, geistreicher nennen. Er spielte heute namentlich glänzender als jemals, denn das Ohr Friedrichs lauschte seinen Tönen, das strahlende Auge Astruas ruhte auf ihm. Als er geendet, brach das Auditorium in jenes Beifallssummen, jenes verhaltene Erstaunen aus, das unter allen Arten des Triumphes dem Künstler immer die liebste bleibt. Der König aber, aufspringend, murmelte: „Cet homme est un génie, mais de l' enfer! —

„Sagen Sie dem alten Bach, daß ich ihn gleich sprechen will. — Den Wagen!" — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Eine Stunde nachher trat Sebastian Bach in das Cabinet des Königs.

Friedrich eilte ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen, preßte ihn an sich und küßte ihn.

„Bach, wenn Er immer bei mir wäre, ich glaube, ich könnte ordentlich fromm werden!“

„Majestät!“

„Nun kurz und gut, ich hab' Ihm nichts zu sagen, sonst wüßt' ich nicht, wo ich anfangen soll, aber ich will Ihn bitten, daß Er in Preußen bleibt und in meine Bedienstung tritt. Fordre Er, was Er will, mir ist Alles recht, aber bleib' Er. Und sein Sohn, das ist ein Teufelskerl, nur weiß er noch nicht, was er will, brillant, aber ohne eigentlichen Styl. Na, Den werden wir auch placiren. Entscheid' Er sich!“ —

Majestät, ich wünschte blos, Sie könnten jetzt in mein Herz einen ordentlichen, rechtschaffenen Blick thun. Wenn das möglich wär', würden Sie mir Alles verzeihen, was ich jetzt antworten will!“

„Ah, Er schlägt mir's ab, Er will nicht!“ —

„O nein, der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Ich bin alt, Majestät, und an meinen sinkenden Kräften merk' ich's, daß ich nur noch wenige Jahre zu leben habe, Majestät würden mich also nicht mehr viel ge-

brauchen können. Die Spanne Zeit, die mir aber der liebe Gott noch lassen will, möchte ich in Leipzig hinbringen, wo ich mich einmal eingebürgert und meine alte Thomasschule hab'.

Majestät, wenn ich hier engagirt wär' mit meinem Friedemann, würde ich am Ende meinen eigenen Sohn, den Emanuel, in Schatten stellen, der so glücklich bedienstet ist bei Ew. Majestät. Das kann ich doch nicht. Auch die andern Musici, die mich lieb haben, wie Graun, Quanz und so weiter, möchten scheel sehen, und doch sind diese Leute Ew. Majestät langjährige Diener und nützlicher, als ich. Um Verzeihung, daß ich's sage, ich habe von damals her für meinen Friedemann einmal eine unverwindbare, Angst vor dem Hofleben gekriegt, und wenn mich Ew. Majestät sonst in gutem Andenken behalten wollen, wird's mich auf meinem Todbette noch freuen!" —

Friedrich ergriff tief bewegt die Hände des alten Mannes: „Er mag in Seiner Art Recht haben, Alter. Die Höfe sind nicht der beste Boden für arglose Menschen. Ganz abschaffen läßt sich aber die Sache nicht. Es thut mir weh, daß Er nicht bleibt. — Kann ich ihm nicht sonst noch was gewähren?" —

Da, in ahnungsvoller Angst, mit einem Schmerz,

dessen Erinnerung nie aus Friedrichs Gedächtniß wich, sagte Sebastian zitternd: „Wenn ich todt bin, du großer König, du Adler, der zur Sonne zieht, nimm dich meines Friedemanns an und beschütz' ihn, denn mir ist's, als wenn er untergehen würde! — Es ist mein Lieblingssohn!" — „Er wird untergehen," murmelte der Alte, „er wird untergehen!" —

„Nein, er soll nicht untergehn, Bach, darauf mein Königliches Wort, ich werde für ihn sorgen!" —

Die rechte Hand auf Sebastians Achsel, die linke in des Alten umklammernde Hände gedrückt, stand der König. Eine finstere Ruhe, ein schmerzvoller Zug, wie Wetterleuchten, breitete einen Schleier über sein schönes edles Gesicht. Er dachte nach über die Räthsel im Menschenleben! — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Die Tage der Triumphe für Sebastian Bach und Friedemann waren zu Ende. Der Reisewagen stand zur Abfahrt im großen Hofe des Stadtschlosses zu Potsdam bereit, und man war beim König versammelt, um Abschied zu nehmen. Nach mehrfachen Concerten, die Sebastian und Friedemann auf den Orgeln Potsdams wie den Silbermannschen Instrumenten im Königlichen Schloß gegeben, und allseitige Beweise der

Bewunderung erhalten, hatten sie auch Berlins Merkwürdigkeiten, namentlich das neu erbaute Opernhaus besichtigt*) und gestern Abend der ersten Aufführung des Cinna beigewohnt. In dieser Oper hatte Friedemann nun Astrua in ihrem ganzen Liebreiz, im Nimbus ihres eigentlichen Künstlerthums gesehen, und ihr Bild war ihm mit doppelter Gewalt in's öde Herz geschlichen. Er sah sie jetzt zum letzten Male, ohne ihr, unter all den glänzenden Leuten, bewacht von hundert Augen, sagen zu können, was er fühle.

„Streben Sie recht, seien Sie rastlos und unermüdet in Ihrer Kunst, und kommen Sie wieder, Friedemann, — ich erwarte Sie!" — Das war Alles, was sie ihm sagen konnte, vielleicht auch wollte, aber in diesen wenigen Worten, in diesem kurzen Druck der Hand, diesem einzigen Blicke lag für Friedemann eine Welt, und wenn er nur erröthend, abgebrochen „O ich werde, Astrua, ich werde!" stammeln konnte, so stand in ihm doch der Entschluß fest, durch die Kunst zur Liebe siegreich aufzusteigen. Er hatte Das erlangt, was ihm gefehlt seit jener Schreckensnacht, ein Ideal, das wirklich zu erringen war. —

*) Bei dieser Gelegenheit gab der alte Bach den berühmten Beweis von seiner Kenntniß der Akustik. (Bachs Leben v. Forkel, S. 21.)

Indessen stand Bach, der Vater, bei Graun und hatte die Hand vertraulich auf seinen Arm gelegt.

„Ihr haltet also den Cinna wirklich für eine gute Arbeit, Sebastian?“ — und das Antlitz Graun's glühte in stolzem Entzücken.

„Das ist sie, bei Gott, gewiß! Eins nur wünscht' ich, Graun. Daß Ihr mir nämlich den Gefallen thätet, einmal ein Stück guter Kirchenmusik zu schreiben. Etwas Großes. Dann wäret Ihr nicht blos ein guter Opernkomponist, sondern überhaupt ein Lumen in der Musik, und ein Mann, wie Ihr, muß das sein.“ —

„Das ist schwer, Bach, sehr schwer!“ —

„Ach was, versucht es! Ihr mit Eurer Lerchenart in der Melodie müsset ganz gut die Englein im Himmel nachahmen können, wenn sie lobsingen. Nur anfangen müßt Ihr einmal!“ —

„Nun gut, hier ist meine Hand drauf, ich thu's! Auf Eure Gefahr, ich thu's!“ —

In demselben Augenblick trat der König ein. Er ging auf Bach zu, und indem er ihm eine goldene Tabatiere in die Hand schob, sagte er: „Er schnupft ja wohl, Bach, nehme Er das. — Gott erhalte Ihn der deutschen Musik noch lange. Sei Er überzeugt, ich vergesse nicht mein Versprechen!“ —

Der alte Bach wollte dem König die Hand küssen, Friedrich aber zog ihn an sich und nach einer kurzen Umarmung wendete er sich und ging. Wie er unter der Thür stand, winkte er Friedemann zu sich:

„Wenn Er irgend einmal einen Wunsch hat, wende Er sich an mich, ich helf' ihm. Er ist von heute an Oberorganist und Musik-Direktor an der Marienkirche in Halle. Sein Diplom werde ich Ihm nachschicken!" —

Ohne eine Antwort abzuwarten, grüßte der König und ging hinaus, die Cavaliere folgten.

Wenige Augenblicke später rollte der Reisewagen aus dem Hofe. Aus dem Fenster seines Cabinets sah Friedrich den Scheidenden nach. Er hielt die Hand auf's Herz gepreßt, als ob es ihn schmerze.

Emanuel, der den Vater ungern, um so lieber aber Friedemann scheiden sah, wendete sich am Portal um und begegnete der Astrua, die das Schloß verließ.

„Signora, Sie lieben mich nicht mehr, Sie lieben meinen Bruder!" —

„Ich liebe ihn, Emanuel, wie ich Sie liebe. Ringe Jeder von Euch um mich, ich gehöre dem Besten!" —

Als Vater und Sohn im Wagen saßen, sagte Sebastian mit überquellenden Augen:

„Siehst Du, so ist kein Ding vergessen, ihm kommt ein Blüthentag!“ —

Schluchzend wie ein Kind lag der Sohn an seinem Herzen. — —*)

---

*) Ueber die erwähnten Vorgänge bei S. Bach's Anwesenheit in Potsdam, sowie über das hohe Interesse Friedrich's an ihm berichtet Forkel: Joh. Seb. Bach's Leben S. 9 und 10. —

Als der alte Bach nach Leipzig zurückkam, arbeitete er das vom König zuerst erhaltene Orgelthema drei- und sechsstimmig aus, fügte verschiedene kanonische Kunststücke darüber hinzu, und widmete es unter dem Namen: „Musikalisches Opfer,“ dem König.

VII.

Auf dem Lande.

Wenn der sonnige Mai träumerisch heraufzieht, die weißen Blüthen an den Bäumen hangen und duftend des Schnees spotten, der entfloh'n, wenn die Lerche über die aufkeimenden Saaten, die grünen Matten, hinflattert und singend nach dem Walde zieht, dehnt sich unsre Seele mit unbegreiflicher Wollust der Sonne, dem Vogelsang, dem jungen Grün entgegen, und wir sind selig ohne Wunsch, glücklich ohne Eigennutz, denn es ist Frühling! — O, ein tiefer heilig schöner Sinn lag schon in jenen Blüthenfesten, mit denen die Alten das Erwachen des Adonis feierten, und unsere Auferstehungsostern tragen davon einen süßen Zauber, der von der Erde auf zum Himmel zieht, und uns unsichtbare Flügel der Sehnsucht leiht, daß wir aufflattern möchten gleich der Lerche und über die Gründe und

Wiesen ziehen nach dem Süd, nach unbekannten Zonen in ein Paradies, zum Baume des ewigen Lebens. Wir vergessen dann nur zu leicht, daß der Baum der Erkenntniß mit seinen ernsten dunklen Zweigen mahnend dabei steht. —

Das Leben der Stadt, mit dem knarrenden Räderwerk der Industrie und des Handels, seinem Drängen und Treiben, seinen Leidenschaften und Interessen, lenkt unsren Sinn fortwährend nach außen hin. Wir haben zur Reflexion nur so viel Zeit, als nöthig ist, den Eindruck der Minute zu erfassen, die Dinge praktisch und schnell abzuthun, und selbst, wenn wir genießen, geschieht's im Fluge, denn auch am Vergnügen klebt noch eine Art Geschäftsstyl. Sich in sich dauernd zu versenken, ist unmöglich, und Stimmung zu haben, jenen inneren Zustand, wo die Seele mit ihrem Aufathmen, ihren Flügelschlägen, das einzig Thätige ist, wo das Beschauen des eignen Wachsens, das Gefühl des Selbstgenügens, uns erquickt, ist uns fern.

Aber auf dem Lande, im Freien, kaum, daß wir den engen Schlund des Stadtthors verlassen und die letzten Häuser hinter uns wissen, strömt die reine Gotteswelt, die Natur, wie ein belebender Odem in uns ein, wir werden selig und still, denn die Seele feiert

ihren Sonntag. Aber um uns ist es um so lauter, und wir vernehmen alle jene kleinen Geisterstimmen, die uns unter der Wucht jener zurücksinkenden Häusermassen fast ganz unbekannt blieben. Wir lernen in der Stadt unsre Mitmenschen, auf dem Lande lernen wir uns selbst kennen. — —

Ach welche Rundsicht von diesem Hügel dem lachenden Blicke sich erschließt! — Wenden wir uns zurück, um den Weg zu überschauen, den wir gekommen. Es ist ja eine so vernünftige Gewohnheit strebender Menschen, daß, wenn sie im Leben eine Höhe erklommen, erst die Vergangenheit mit den Augen und in der Perspective messen, ehe sie sich zur Zukunft wenden, zu dem, was — hinter der Höhe kommt. —

Wir stehen auf einem breiten, etwas schroffen Hügel, einer Porphyrerhebung, die, von üppigem Laub bewachsen, sich mit Gesträuch und Rasen vor uns abwärts senkt und den Weg überblicken läßt, den wir genommen. Weiter hin dehnen sich Aecker und Weideplätze, und der Boden in Wellenhügeln senkt sich nach allen Seiten mälig nieder, bis er im Mittelgrunde wieder jäh zu einem Berge gehoben wird, den einige Rudera des Mittelalters krönen, indeß, mehr nach links, das Land sich immer tiefer senkt und in einer langen

Fläche verrinnt, die von den bläulich hegerichten Umrissen der fernen Stadt begrenzt wird. Rechts, hinter dem mit Ruinen besetzten Berge, seinen dichtbewaldeten Fuß benetzend, kommt mit stillem Rauschen aus der Ferne der Fluß und drängt sich zwischen seinen felsig hohen Ufern hindurch, rechts an uns vorbei. In ihm spiegeln sich die Dörfer, der tiefe Schatten der Wälder, die seine jenseitigen Ufer krönen, und weit hin im Westen am Rande des Horizonts in blaugrünem Schimmer sich verlieren. — Was soll man länger heimlich thun! — Erkennt ihr nicht der Saale „grünen Strand", wie's im Liede heißt? Die Burg, so „stolz und kühn" ist der Giebichenstein, hinter dem hervor aus blauem Duft das alte Halle sich gravitätisch ausbreitet.

Beim Giebichenstein spaltet sich die Saale und umspannt eine Insel mit ihrem Arm, die ein paar Dörfer trägt. Das Dörfchen, links vom Giebich weiterhin, ist Ternau, rechts, jenseits am Saalufer, ehe sich der Fluß biegt und um die zweite Insel spaltet, liegt Cröllwitz. Mitten im Walde, rechts hinten, leuchten die Häuser von Lettin und der alte Kirchthurm zu Döhlau. — Unwillkürlich lächeln muß ich aber, wenn ich auf die zweite Insel rechts unter uns sehe. Mitten im Grün, hart am Wasser liegt die Mühle. Da wohnt der lustige

Müller von Trotha mit seinem lustigen Weib. Jung von auswendig sind sie freilich nicht mehr, aber das Herz kann ihnen nicht grau werden. Jenseits, über dem Kamm der hüglichten Insel sichtbar, ist Neu-Trotha, und das erste Haus am Waldrand ist das Jagdhaus mit dem Antagonisten des Müllers, dem unverheiratheten melancholischen Förster.

Zu unsern Füßen aber diesseits des Flusses liegt Alt-Trotha, und seine Häuser klimmen traulich den Hügel herauf. Wenn wir uns nun ganz umwenden, sehen wir das Herrenhaus von Trotha, auf einer Art Terrasse liegend, unsern Hügel wie ein kleines Sanssouçi schmücken, das rings von Gärten umgeben ist. Wir treten durch's offene Parkthor, und gelangen nach einigen Krümmungen an eine künstliche Grotte, vor der ein kleiner Cupido von Sandstein in einem Blumenrondel steht und uns mit seinem Pfeil bedroht.

Von hier aus führt ein grader breiter Kiesweg, der links und rechts Seitengänge in's Laubdickicht absetzt, auf die Terrasse des Hauses, von der eben ein Herr und eine Dame herniedersteigen. — 'S ist ein geheimnißvolles Paar, nicht für uns allein, sondern auch für alle Leute in Alt- und Neu-Trotha.

— So wenig Außergewöhnliches auch darin liegt, daß ein alter Herr mit einer jungen Dame allein spazieren geht, hat die Art und Weise des Umgangs dieser Beiden doch etwas Eigenes.

Es waren nicht Vater und Tochter, denn abgesehen von der Unähnlichkeit Beider, schloß ein gewisses Ceremoniel, die halb liebevolle, halb zurückhaltende Galanterie, welche der alte Papa dem schönen und bleichen Mädchen erwies, jede Verwandtschaft aus. Selbst der Titel „theure Cousine" schien mehr angenommene Form, denn zum Kinde seines Bruders ist man weder so galant, noch so subtil in seinen Ausdrücken! Unzweifelhaft hätte man sich drüben in der Stadt die equivoquesten Voraussetzungen angemaßt, doch den guten Leuten in Trotha lagen sie fern. Sie liebten ihren Gutsherrn, denn er war es, viel zu sehr, als daß sie von ihm schlecht denken sollten. Andrerseits war Herr Abraham von Eichstädt verheirathet und hatte zwei erwachsene Söhne, war also bereits über die Jahre hinaus, wo das Blut einem noch Unruhe macht. Gleichwohl schien er, trotz der ceremoniellen Galanterie, nicht nur ein Interesse an dem Mädchen zu nehmen, das sehr der Zuneigung glich, sondern auch eine Macht über diese kalte, schwermüthige Schönheit auszuüben, der sie ohne Murren ge-

horchte, die sie mit mattem Lächeln anerkannte. Sie war augenscheinlich viel kälter und verschlossener gegen ihn, als er gegen sie, und schon dies mußte jeden thörichten Gedanken, den etwa eine unüberlegte Neugier hegen mochte, verbannen.

Was aber die Dörfler und das Gesinde am meisten zur Nachforschung reizte, war die Art, wie die junge Dame nach Trotha gekommen war.

Vor vier Jahren nämlich, um Ostern herum, kam ein fremder Reitknecht von Halle her nach dem Herrenhofe. Er hatte dem alten Herrn von Eichstädt ein großmächtiges Schreiben gebracht und nach einstündiger geheimer Unterredung mit dem Edelherrn und der Frau den Hof verlassen, ohne dem Gevatter Kutscher, ja selbst dem ältesten Sohn des Hauses, Herrn Georg von Eichstädt, Rede zu stehn. Darauf hatte der alte Herr Abraham Georgen angekündigt, daß er fortan die Wirthschaft in Trotha allein bestreiten wolle, und ihn Hals über Kopf in die Nähe von Potsdam geschickt, wo er ein zweites Gut besaß, das von nun an der Sohn allein verwalten sollte. Georg, streng nach den Grundsätzen des Gehorsams jener Zeit erzogen, die sich auf dem Lande namentlich in ganzer Reinheit erhalten hatten, reiste ab. Wenige Tage darauf erschien mitten

in der Nacht ein schwerer Reisewagen, von demselben Reitknecht eskortirt. Ihm entstieg dieselbe junge Dame, welche dort im Garten an des Gutsherrn Seite einhergeht, nur daß sie damals noch blasser war. Sie wurde von Herrn und Frau von Eichstädt liebevoll empfangen und lebte seit dieser Zeit im engsten Kreise der Familie. Der Wagen verließ in der Nacht noch den Edelhof, ohne daß Kutscher und Bedienter Jemandem Aufklärung gaben. —

Der geheimnißvolle Besuch war Antonie von Brühl und Trotha ihre Verbannung.

Minister Brühl und Abraham von Eichstädt waren Pagen am Weißenfelsschen Hofe gewesen und hatten in steter Freundschaft gelebt. Eichstädt, dem Hofleben später entfremdet, lange Jahre Offizier in Meißen, hatte durch Brühls Hülfe, besonders nachdem dieser Minister geworden, das Gut Trotha gekauft, war durch Glück und Klugheit vermögend geworden, brachte dann noch ein Gut bei Potsdam an sich, kurzum verdankte dem Minister seinen ganzen Wohlstand. —

So verschieden auch Gemüths- und Charakteranlagen beider Jugendfreunde sein mochten, je mehr es Eichstädt beklagen mußte, daß Brühl nach und nach dem allgemeinen Haß verfiel, um so dankbarer gedachte

sein schlichtes, einfaches Herz der Wohlthaten, die ihm Brühl in freier Zuneigung erwiesen, und alle Schmähungen, welche die Welt auf den Minister häufen mochte, fanden in seinem Herzen um so weniger Widerhall, da er es an sich selbst erfahren, daß Brühl edler Freundschaft und warmer Liebe nicht baar und ledig sei. Die Dankbarkeit ist einmal eine egoistische Leidenschaft, und wir können im Leben nie so objektiv werden, über einen Menschen, dem wir unser Glück schulden, von uns abgesehen ein ganz unbefangenes Urtheil zu fällen.

Brühl und Eichstädt waren die letzten Jahre nicht mehr zusammengekommen und selbst der Briefwechsel schien abgebrochen. Als Brühl an seinen Freund nun plötzlich per Estafette das schriftliche Verlangen stellte, seine Stieftochter Antonie in sein Haus aufzunehmen, leistete Abraham von Eichstädt demselben umsomehr Folge, als Brühl in dieser Gefälligkeit die einzige Art der Wiedervergeltung zu suchen schien. Brühl schrieb Folgendes:

„Lieber Herr Bruder!

Ich schreibe per Expressen. Du wirst also begreifen, daß die Angelegenheit, welche diesen Brief veranlaßt, höchst wichtig ist. Wenn ich Dich bitte, den In-

halt desselben nicht einmal Deiner Ehefrau mitzutheilen und die Epistel, wenn Du sie gelesen, zu verbrennen, so denke, daß die ganze Angelegenheit geheim ist. Ich weiß, daß mich die Welt haßt, weiß, daß mein Leben in Wahrheit mühevoll und elend ist, und überlasse Dir, meinem einzigen Freunde, das Urtheil: ob ich all' die Schmach verdiene, die man mir anthut. Zu den vielfachen Kränkungen, die ich erdulde, den Intriguen, die ich bestehen muß, um über Wasser zu bleiben, kommt mein häusliches Elend. Es ist so groß, daß ich 's Dir nicht einmal sagen, dem Papier gar nicht anvertrauen darf.

Kurz und gut, ich bin gezwungen, tyrannisch zu sein. Meine Pflegetochter Antonie, deren Vater Du kennst, hat sich eines schweren Vergehens schuldig gemacht. Deswegen soll sie sogleich aus Dresden, und nicht eher in meine Nähe kommen, bis sie mit einem honneten Mann verheirathet ist. Ich kann und will sie aber Niemandem anvertrauen, als Dir, einmal, um mein Geheimniß nicht bloß zu geben, andren Theils, weil ich weiß, daß Du sie am besten behandeln wirst. Ich fordre diesen Dienst von Dir als einzigen Beweis Deiner Liebe. Vor Allem muß ich Dich bitten, ihr jede Gelegenheit zu benehmen, Briefe abzusenden. Sie hat weder an mich, noch

an ihre Mutter zu schreiben, mag sie in Euch so lange ihre Eltern erkennen, bis ich sie rufen werde. Das ist mein strenger Wille. Gieb ihr auch keine Bedienung, der sie sich etwa mittheilen kann. Wenn sie einst soweit zur Einsicht ihres Fehlers gekommen ist, daß sie sich durchaus mittheilen muß, um ihr Herz zu erleichtern, so mag sie es vor Dir und Deiner Ehefrau ausschütten. Ihr werdet die Angelegenheit für Euch behalten, und daran erkennen, daß nicht wirkliche Schlechtigkeit, aber ihr überspannter Sinn, ihre einseitige Erziehung an Allem Schuld ist. Sollte etwas Besonderes passiren, melde mir's sofort durch einen Boten!

In etlichen Wochen ein Mehreres.

Dein alter treuer

Heinrich von Brühl. —"

Eichstädt, der nach Lesung des Briefes nur mit großem Mißtrauen Antonien empfangen konnte und seinen Sohn Georg nach dem Gute bei Potsdam nur geschickt hatte, um ihn nicht in den Besitz des Geheimnisses zu bringen, oder gar ein Verhältniß zwischen ihm und der Verbannten hervorzurufen, führte die Wünsche des Freundes mit großer Energie durch, so daß, trotz aller Schonung im Umgange, Antonie wie in der Clausur lebte.

Das arme Mädchen, dessen Herz zusammengepreßt war von dem erlebten Unglück und krampfhaft unter der ewigen Erinnerung an den Geliebten, der um sie auf dem Königstein schmachtete, ächzte und ohne Liebe für die Eltern war, ja selbst ohne Achtung, glich Anfangs einer wandelnden Leiche, ließ still über sich die Strenge ergehn, die ihr der alte Herr von Eichstädt als eine Pflicht, welche er ihrem Vater schulde, angekündigt hatte. Sie blieb verschlossen und starr, und der Herr wie die Frau des Hauses schienen ebenfalls keine Lust zu zeigen, sich wider ihren Willen in ihr Vertrauen zu drängen.

Man überließ sie sich selbst.

So verging Antonien, mitten in der Einsamkeit des Landlebens doppelt einsam, das erste Jahr unter ewigem Sinnen über den eigenen Schmerz, in selbstquälerischem Wiederholen aller furchtbaren Einzelheiten des Erlebten. Wäre ihre Seele nicht so stark gewesen, dies ewige Hindämmern hätte sich leicht zur Monomanie, zum Wahnsinn gestalten können, aber sie hatte etwas von der Energie ihres Königlichen Vaters und ward so vor geistigem Zusammenbruch bewahrt.

Jeder Schmerz wird mit der Zeit matter, die Seele erlahmt im ewigen Wiederholen eines Gedankens

und legt ihn endlich resignirt bei Seite, wenn sie fühlt, daß sie doch nicht mit ihm fertig werden kann. Antonie mußte sich nach allem Grübeln doch gestehen, daß sie am wenigsten Schuld am Elende des Geliebten hatte.

Die ruhige Ueberlegung, der sie nach und nach Raum gab, reifte ihren Geist, und sie sah ein, daß diese Jugendliebe doch nie zu realisiren gewesen wäre, daß sie als Brühls Pflegetochter, als Königlicher Sprößling, nimmer das Weib des Musikers Friedemann Bach geworden wäre. Sie wurde mit dieser Idee, getragen von dem immer mehr erwachenden Gefühle ihrer gesellschaftlichen Stellung, nach und nach so fertig, daß sie sogar schon glücklich gewesen wäre, wenn sie nur Friedemanns Befreiung erfahren hätte, so glücklich, wie man eben noch werden kann, wenn eine erste schöne Blüthe im Leben geknickt ist. Sie begann sich dem alten Ehepaar von Eichstädt zu nähern, nahm an Geschäften des Hauses Theil, entfaltete ihren natürlichen Liebreiz, und man vergalt ihr das mit Theilnahme, Liebe und Milde, so daß mit der Zeit die Fesseln loser wurden, die man ihr aufgelegt hatte. Gleichwohl hörten sie nie ganz auf. — Antonie hatte mit der Außenwelt nur sehr geringe Beziehungen und ihre nächsten

dienenden Umgebungen vermieden absichtlich jede Berührung, denn der Herr von Trotha hatte gesagt: „Wer sich um das Fräulein, meine Cousine, mehr bekümmert, als sein Dienst nöthig macht, den schicke ich gleich fort!“ — Das schreckte die Leute, denn der Dienst auf Trotha war der beste weit und breit.

Antonie blieb also, trotz des wachsenden Anschlusses an die Familie, in Bezug auf ihr Geheimniß, ihr inneres Weh, kühl und zurückgezogen. Eine Ausnahme machte sie aber und zwar mit dem Müller in Trotha, mit dem lustigen alten Burschen, der seit Jahren da unten wirthschaftete. —

Ihm gegenüber machte sie, von seiner Zutraulichkeit gefesselt, ihrer Stimmung oft Luft und lieh verstohlene Worte ihren Klagen.

Mit dem Müller war's nämlich eine ganz eigene Geschichte.

Man wußte seit undenklichen Zeiten nichts Anderes von ihm, als daß er lustig und des Herrn von Trotha einziger intimer Freund war. — Freund von einem altadeligen Herrn?! — Ohne Scherz, er war ihm mehr als Freund, war ihm Bruder, und komisch genug sah's aus, wenn er auf den Edelhof kam, die Mütze in der Hand, und fröhlich lachend dem alten

Eichstädt die dargereichte Hand drückte: „Schön guten Morgen, Herr Bruder! Ich wollt' Dir blos sagen, daß es Zeit wird, daß wir einmal Treibjagen halten, denn die Hasen kommen uns allerweil in die Saaten!" oder was er ihm sonst wohl zu sagen hatte. Weil er nun mit dem Herrn so gut stand, wählten ihn die Dörfler in Neu- und Alt-Trotha zu ihrem Schultheißen, denn was kein andrer Mann durchsetzte, kostete den lustigen Müller nur einen Gang und es geschah.

Diese abnorme Freundschaft stammte von der Muttermilch her.

Der Müller und der Gutsherr waren Milchbrüder und wie Zwillinge aufgewachsen. Als Herr von Eichstädt Page ward, wurde der Müller sein Bursche und blieb's auch in Meißen.

Fest für die Ewigkeit aber knüpfte sich das Band, als der Müller seinem „Herrn Bruder" beim Hochwasser einmal das Leben mit eigener Gefahr gerettet hatte. Er mußte ferner für Eichstädt auch alle die geheimen Liebesepisteln bestellen, die der alte Herr schrieb, als er lange hoffnungslos um seine Ehefrau werben mußte. Diese und tausend andere kleine Dienste hatten Beide mit jedem Jahr unzertrennlicher zusammengekittet. Der Müller besaß aber feinen Takt genug, in seinem

„Herrn Bruder" nie den Gebieter zu vergessen, und kannte die Grenze genau, welche zwischen gutmüthiger Vertraulichkeit und Frechheit liegt.

In seinem Busen, unter seinem ewig lächelnden Gesicht, lagen die Geheimnisse Eichstädts in sichrer Hut, und sein eigen Weib hätte sterben müssen, wenn er ihr Leben mit einer Indiscretion an seinem Wohlthäter hätte erkaufen sollen.

Das wußte die Mutter Sabine auch gar gut und handelte danach.

Als Eichstädt später Trotha kaufte, schenkte er dem Milchbruder die Mühle und die Insel, nebst Vieh und Ackerwirthschaft. — Was es mit der „Mamsell Antonie" für eine Bewandniß hatte, wußte der Meister Müller mithin auch ganz gut, er war der Einzige, dem es nicht verschwiegen war. Da aber Antonie nicht ahnte, daß ein Mann aus so untergeordneter Sphäre von ihren Verhältnissen einen Begriff haben könne, war sie mit diesem unbefangenen Menschen auch unbefangener, als mit Eichstädt selber. —

Letzterer, der in der ersten Zeit geglaubt hatte, daß Antonie wohl gar einen geschlechtlichen Fehltritt begangen, den sie nun in der Stille büßen solle, war verwundert, nach einem Jahr davon nichts zu spüren.

„Ich glaube, du hast dem armen Kinde groß Unrecht gethan," schrieb Eichstädt an Brühl, denn, was mich Dein erster Brief von ihr argwöhnen ließ, ist nicht eingetroffen. Sie ist zwar noch immer kalt und wenig zugänglich, aber ein sittiges, gutes Mädchen, das man hegen und pflegen muß, damit ihr Gemüth nicht ganz abwelkt." —

Demgemäß war auch Eichstädt im zweiten Jahr viel herzlicher zu Antonien, und nach und nach lebten sich die Menschen immer mehr in einander ein. —

„Sie sehen, mein liebes Kind, nach Allem, was ich Ihnen eröffnet, daß ich obwohl ungern, dem Willen Ihres Stiefvaters genau nachkommen mußte, denn ich verdanke ihm das Glück und den Wohlstand meiner Familie. Daß ich Ihnen nun nach vier Jahren das offen sage, als alter Mann sage, mag Ihnen ein Beweis sein, wie lieb ich Sie habe. Ich sehe jetzt ein, daß Ihre Eltern Sie viel zu streng beurtheilt haben, daß der Fehler, den Sie begangen haben mögen und den ich nicht zu wissen brauche, nicht von der Art war, daß Sie so hart bestraft werden mußten. Gleichwohl bin ich 's meinem Freunde Brühl schuldig, noch immer nach seinem Willen zu handeln, und werde es künftig thun. Eins sollen Sie aber von heute ab wissen, daß ich es nämlich nur mit schwerem Herzen thue!"

Antonie richtete einen dankbaren, heißen Blick auf den alten Mann.

„O, ich habe es längst gewußt, daß Sie Alles nur gezwungen thaten, und glücklich macht es mich, daß Sie's mir nun sagen. Ach, Sie wissen nicht, wie leer mein Herz ist, wie wohl mir wäre, einmal ganz zu fühlen, wie einem Kinde ist, das Eltern hat. — Ich habe nie welche gehabt! —

Wenn ich Ihnen meinen Fehler nennen, wenn ich Ihnen gestehen könnte, warum ich nie Eltern hatte! —"

„Lassen Sie es, mein Kind. Die Schamröthe auf Ihren Wangen sagt mir genug. — Behalten Sie für sich, was Ihnen zu entdecken schwer wird. Wir lieben Sie wie unser Kind! Sehen Sie uns also als Ihre Eltern an, Antonie! Vielleicht kommt bald die Zeit, wo sich Ihre Lage ändert, ohne daß ich meine Pflicht zu verletzen brauche. — Und nun noch Eins, meine Liebe. Ich habe um Ihretwillen meinen Sohn Georg vor vier Jahren fortgeschickt und auch meinen Sohn Friedrich, der am Kammergericht in Berlin ist, seit der ganzen Zeit nicht gesehen. Sie kommen zum Besuch, und ich denke, sie werden heut eintreffen. Ich sage Ihnen das blos, damit Sie die Anwesenheit der

beiden jungen Leute nicht mißverstehen. Die Söhne besuchen die Eltern. Ich bin von meinen Kindern überzeugt, daß sie nichts thun werden, was meine kleine Gastfreundin verletzt." —

Gerührt wollte Antonie die magern Hände des alten Papa's an ihre Lippen ziehen.

„Nein, nein, meine kleine Gefangene, ich küsse Sie lieber auf die Stirn! Muth, Muth, Kind, die bösen Tage im Leben gehen ja auch vorbei!" —

Beide schritten der Terrasse zu.

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Die Mühle von Trotha klapperte, daß es eine Lust war, und der Meister Müller mit seinen zwei Gesellen sang, daß die Wände wackelten, man wußte nur nicht, war's vom Mahlen, oder vom Singen!

„Frau, mach' mir ja meinen Schulzenrock gut rein und kram' Deinen Kirchenstaat 'raus. Wir müssen heut nobel aussehen, wenn wir auf den Herrenhof 'nüber gehn!" —

„Ja ja, thu' nur Deine Arbeit, ich thu' schon meine!" scholl's aus der Wohnstube herüber.

Der Herr war lustig sammt der Frau, und die Gesellen waren's, weil's der Meister war. Das war

er nun zwar alle Tage, aber so kreuzfidel, wie heute, das kam doch selten vor!

„Sechs Uhr! Feierabend! Hebt aus! Schützt das Rad! — Wir thun keinen Zug mehr!"

Das Klappern hörte auf. Die Gesellen wischten den Staub aus den Augen und sahen den Meister verwundert an.

„Ja ja, wir hören eine Stunde eher auf! Ihr wollt wissen, warum? Na, meines Herrn Bruders Herrn Söhne kommen zum Besuch heut! Sind seit vier Jahren nicht in Trotha gewesen! Da muß ich doch auch sehen, wie sie sich ausgewachsen haben seit der Zeit!" —

„Herr Jeses! — Ach du meine Güte!" — schrie und zeterte es drüben in der Stube.

„I du Herr meines Lebens, was ist denn?" schrie der Müller und stürzte, die Gesellen hinter sich, hinüber in die Stube. —

Da stand, wetternd und athemlos vor Schreck und Schelten, die alte Sabine, und zwei junge elegante Männer küßten und herzten sie, und einer schob sie nach einem kräftigen Schmatz dem andern zu, kurz es war ein Scandal und Gelächter, ärger als wenn die Mühle mit zehn Gängen rasselte!

„Alle Hagel, Ihr Jungens, da seid Ihr ja! Wollt Ihr mir wohl meine Alte in Frieden lassen? Ihr verschimpfirt ihr ja alle Falten im Gesicht!“ —

„Hurrah, das ist der Alte!“ und Beide lagen dem Müller um den Hals, und herüber und hinüber ging's, bis der Müller ebenso athemlos war, wie seine Ehehälfte.

Eine Pause! Alle standen einander keuchend gegenüber und brachen dann in ein schallendes Gelächter aus.

„Aber reitet Euch denn der Teufel, Jungens? Wo kommt Ihr denn hier her?“ —

„Nun,“ sagte der Aeltere, wir ließen in Zöbritz Papas Wagen mit dem Gepäck und gingen zu Fuß.

Da hörten wir die Mühle noch klappern. Ha, der Alte arbeitet noch, wollen wir ihm's Handwerk legen? fragte ich. Richtig, wir nehmen ihn dann mit hinauf, sagte Friedrich. Halloh, einen Kahn geliehen, und da sind wir!“ —

„Das is gescheidt, Kinder! — Hab's doch gleich gesagt, der Müller ist der Erste, den sie sehen müssen! Und was die Bengel groß geworden sind, Mutter! — Sieh nur, wie fein der Friede ist!“ —

„Das gestickte Kleid, ach! Das ist gewiß Alles

Gold!" sagte Sabine und betrachtete den Jüngeren der beiden Ankömmlinge.

„Gewiß, Sabine, und das ist auch welches!" und damit schob er ihr ein Etui in die Hand.

„Ach, du meine Welt! und das ist mein?" — und die Alte nahm eine kurze goldne Halskette mit einem Henkelducaten aus der Schachtel.

„Gewiß!" lachte Friedrich, „das schenk' ich Dir zur Mitbringe! — Da, Alter, hier ist eine Tabackspfeife mit Silber beschlagen! Da Alles ist aus Berlin, damit Ihr seht, daß der Friedrich immer an Euch gedacht hat und wie Ihr ihn auf Euren Knieen geschaukelt und mit ihm gespielt habt!" und eine frohe Rührung zog über das Gesicht des jungen Mannes.

„Hier ist auch von mir etwas, daß Ihr nicht denkt, ich' bleib hinter dem Friedrich!" und der Aeltere brachte aus der Tasche ein schönes Tuch für die Müllerin und sechs Pfund Taback für den Müller.

Die Freude war übergroß. Alle Erinnerungen an die Knabenzeit der beiden jungen Leute, an die alten Schnurren und Schwänke wurden wach, und was der Eine nicht wußte, wußte der Andere. —

Die beiden Mühlknechte entließ man nunmehr mit einem Zechgroschen in's Wirthshaus und das wür-

dige Müllerspaar begann eiligst Toilette zu machen, deren letzter drecentester Theil in Anwesenheit der beiden Brüder vollendet ward.

Ehe der Müller aber nach dem Dreistutz und Stock griff, trat er plötzlich vor die jungen Männer hin, schaute sie prüfend von oben bis unten an und sein Gesicht werden star.

„Kinder, eh' Ihr in's Vaterhaus tretet, hab' ich Euch noch etwas zu sagen.

Ihr werdet auf dem Edelhause ein junges Mädchen finden, oder vielmehr eine Dame. Ich mein's gut mit Euch, wenn ich Euch warne, daß sich Keiner von Euch in sie vergafft, denn es würde doch zu nichts helfen und Elend und Gram über die Familie bringen. Forschet nicht nach, ich sag' Euch nicht mehr. Es betrifft aber ein Geheimniß, bei dem Eurer Eltern ganzes Glück auf dem Spiele steht, und je weniger Ihr Euch um die Mamsell bekümmert, desto besser wird's für uns Alle sein. Nu kommt, Kinder!" — Ohne auf das Erstaunen der beiden jungen Leute Rücksicht zu nehmen, ging der Müller voran, machte den Kahn los und bald befand sich die kleine Gesellschaft am jenseitigen Ufer. — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

In den sonst so überaus stillen Herrenhof zu Trotha war plötzlich durch die Anwesenheit der beiden jungen Männer ein neues Leben gekommen, und es war Niemand, von den Eltern bis zum ärmsten Dörfler, der sich nicht über die Liebenswürdigkeit der beiden Brüder entzückt hätte. —

Georg, der Aeltere, eine kräftige, lebensfrische Natur, war Landwirth, und wenn ihm auch eine gewisse Derbheit anklebte, ward sie durch die fast kindliche Herzensgüte gemildert, mit der er alle Lebensverhältnisse angriff. Es lag eine urkräftige Fülle und Frische in ihm, die ihn jünger erscheinen ließ, als er war. Obwohl ihm das, was wir heute Bildung nennen, wesentlich fehlte, so ersetzte sich dieselbe durch Mutterwitz, Weltklugheit und Unternehmungsgeist. Er galt außerdem für einen der tüchtigsten, betriebsamsten Landwirthe. Sein Bruder Friedrich war der grade Gegensatz, und die Aehnlichkeit der Brüder bestand nur in der gleich großen gegenseitigen Neigung, wie in ihrer Liebe zu den Eltern, und daß sie endlich Beide gleich heiter und herzlich waren.

Friedrich, der Jüngere, war weniger derb und kräftig, doch entschieden der Hübschere. Er besaß viel Grazie der Bewegung, große Leichtflüssigkeit der Unter-

haltung, Zierlichkeit und gedrungene Schärfe der Sprache, und ein edles, geistvolles Antlitz. Seine Bildung war die ausgesuchte seiner Zeit. Ein besonderer Freund der Künste, musicirte er vorzüglich, kannte die Litteratur, namentlich die französische, und wie sehr er als Jurist für befähigt galt, bewies, daß er bei kaum dreißig Jahren schon Rath beim 2. Senat des Kammergerichts zu Berlin war.*) —

Nach langer Zeit war die Familie nun wieder einmal so recht vergnügt beisammen, und da der Aufenthalt der Söhne vier Wochen dauern sollte, hatten die glücklichen Eltern Zeit genug, sich an ihren Kindern so recht satt zu sehen und zu plaudern.

Papa Eichstädt hatte, obwohl er wußte, daß der Müller schon sorgsam vorgebaut, am Morgen nach der Ankunft, als er mit seinen Söhnen die Aecker besichtigte, ihnen das gemessenste Benehmen gegen Antonien zur Pflicht gemacht und angedeutet, daß das Mädchen ein seiner Ehre anvertrautes Pfand sei, und er es für ein schweres Unglück ansehen würde, wenn es einem sei-

*) Damals war für wirklich wissenschaftlich gebildete Juristen von Judiz das Avancement ungleich leichter und wurde erst später nach der vollständigen Organisation des Gerichtswesens erschwert, als der Andrang zur Carriere größer wurde.

ner Söhne einfiele, in ihr mehr als den Gast des Hauses zu betrachten. —

Wie es mit Verboten geht! Das ist das Geschick jedes Gesetzes, daß es umgangen werden kann. Der wahrhaft vollendete Mensch lebt äußerlich gesetzlos, weil er das Gesetz in sich trägt. Wie schwach aber besonders in Sachen des Herzens, Gebote, Warnungen oder Bitten sind, wie sie oft geradezu noch auf die Frucht aufmerksam machen, die um so mehr reizt, als sie nicht zu erlangen ist, bewies sich auch hier. Georgen, der den Liebreiz Antoniens wohl erkannte, dem aber die Art des Mädchens nicht anstand, kostete es wenig Ueberwindung, den älterlichen Wünschen nachzukommen, Friedrich aber, der doch in der Residenz Gelegenheit genug hatte, in galantem Umgange sein Herz an die Frau zu bringen, verlor es gerade hier in der Einsamkeit an ein Mädchen, die ihm als etwas Unerreichbares erschien. Antonie, die sich besonders gern mit ihm unterhielt, ahnte gleichwohl nichts von Dem, was in ihm vorging, und Friedrich hütete sich, irgend etwas merken zu lassen.

Jemehr er aber seine Zuneigung zu ihr unterdrückte, desto heftiger wurde sie, und er beschloß daher abzureisen, ehe sein Benehmen ihn bloß stellen könne. Er

eröffnete dem Vater also, daß er, Briefen zufolge, Trotha verlassen müsse. — Der Vater war höchst bestürzt.

„Aber ich, ich fasse das nicht! Ich glaube Dir das nicht, Friedrich! — Du kannst mir nicht offen in's Auge sehn, Sohn! — Wo sind die Briefe, die Dich abrufen?" — —

„Lieber Vater! — Ach wie gern bliebe ich recht, recht lange noch bei Dir und der Mutter; — aber — es ist wirklich besser, wenn ich reise!" —

„Doch warum denn? Ich, Dein Vater, werde doch wohl wissen können, warum es besser ist, wenn Du reisest?" —

„Befiehlst Du wirklich, daß ich's sage?" —

„Ja, ich will's wissen!" —

„Nun, ich muß abreisen, lieber Vater, wenn ich Dich nicht betrüben will. Ich kann nicht dafür, daß mein Herz gegen Dein Gebot rebellisch wird, — aber wenn ich länger hier bleibe, und Antonie merkt, daß ich sie liebe, dann ist's zu spät. — Darum reise ich!" —

Der alte Eichstädt war durch diese Nachricht furchtbar erschreckt. Lange stand er sinnend da, dann reichte er dem Sohn die Hand und küßte ihn.

„Du bist ein braver Junge! — Aber nein, nein!

Fünf Jahre fast hab' ich Dich nicht gesehen und soll Dich nun wegschicken?" und der alte Herr blickte recht wehmüthig drein.

„Hör', Friedrich, ich hab' eine Auskunft. Du ziehst einstweilen auf acht Tage hinüber zum Müller, was dann weiter wird, — na, wir wollen's abwarten! Da bist Du doch bei uns, und wir können Dich sehen, ohne daß Du immerwährend das Mädchen vor Augen hast." —

„Du willst doch wegen Antonien nichts unternehmen, lieber Vater?" —

„Nein, nein! Also Du bleibst noch, Friedrich?" —

„Ich ziehe zum Müller und bleibe noch." —

So geschah's denn. Abraham von Eichstädt setzte sich aber sofort hin und schrieb an Brühl.

Nach Mittheilung der Sachlage sagte er ihm schließlich: „Ich stelle es Deinem guten Willen anheim, ob Du verordnest, daß mein Junge sofort Trotha verlasse. Erkenne wenigstens aus diesem Briefe, daß ich ein treuer Wächter Deines Gutes bin. Für jetzt weiß das Mädchen noch nicht, daß mein Friedrich für sie Zuneigung hat; doch wie Du denkst. — Es wird mir schwer werden, ihn wegzuschicken, ehe ich ihn ordentlich gehabt habe, ich bin Dir aber auch dieses Opfer schuldig." — — — — — — — — — — — —

Ein reitender Bote ging damit sofort nach Dresden.

Nach acht Tagen kam derselbe mit einem Brief des Ministers zurück.

Begierig eröffnete Abraham das Schreiben.

„Du treue Seele! —

Hast mir durch Deinen Brief einen wahrhaften Beweis Deiner aufopfernden Freundschaft gegeben. Herzlichen Dank dafür! Ich antworte Dir darauf kurz und bestimmt Folgendes: Wenn Dein Sohn Friedrich Antonien heirathen will, so soll er's thun. Dann ist ihre Prüfungszeit aus und ich werde ihr zeigen, daß ich auch ein gütiger Vater sein kann. —

Sobald's nun dahin kommt, schreib' mir's!" — —

Abraham von Eichstädt war außer sich vor Glück und Freude, denn er hatte Antonien herzlich lieb.

Friedrich bezog wieder das elterliche Haus und der Vater sagte ihm:

„Friedrich, der Vater des Mädchens hat nichts gegen Dich, wenn das Mädchen Dich nur wieder liebt." —

Der Sohn fiel dem Vater jubelnd um den Hals. —

Ungezwungen überließ er sich nun seiner Neigung, doch mit all der schlauen Zartheit und Taktik der Liebe, die erobern will, und Antonie schien nicht unempfindlich für die Galanterie zu sein, die ihr auf die ausgesuch-

teste und decenteste Weise erwiesen wurde. Das arme Mädchen mochte sich nach Freiheit sehnen, und diese fand sie im Umgange mit Friedrich. Alle drückenden Fesseln fielen unter seinen Händen von ihr ab, und das Zutraun, was beide einander einflößten, wuchs um so mehr, je rücksichtsvoller Friedrich es vermied, nach Dingen zu forschen, die sich auf ihre Vergangenheit bezogen. Gleichwohl blieb in Antoniens Wesen eine Zurückhaltung, ein leiser Rest von Kälte und Traurigkeit haften, die sich auf Friedemann bezog, und Friedrichen von einem Geständniß abhielt, das so wenig erwartet zu werden schien.

Auf der andern Seite begann der alte Herr von Eichstädt den Schritt bei Brühl zu bereuen und sah mit einer gewissen Aengstlichkeit die Annäherung der jungen Leute.

So lieb ihm Antonie geworden war, wußte er immerhin doch nicht, welcher Art das Vergehen war, dessen sie sich gegen ihre Eltern schuldig gemacht hatte, und die rasche Bereitwilligkeit Brühls, das Mädchen unter die Haube zu bringen, schien ihm nun nach reiflicher Ueberlegung etwas verdächtig. Er versank in ein Heer selbstquälerischer Gedanken, machte seiner Uebereilung die heftigsten Vorwürfe, und wußte doch gleich-

wohl nicht, wie er die Sache erledigen sollte, ohne eine noch größere Ungeschicklichkeit zu begehen. — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Die Familie Eichstädt war eines Abends in dem kleinen Pavillon versammelt, der mit Hirschgeweihen decorirt war und nach der Terrasse zu lag.

Die Abendsonne vergoldete die Zinnen des alten Giebichenstein und warf eine tiefe Gluth auf die broncefarbene Oberfläche seiner Porphyrfelsen.

Antonie und Friedrich hatten mehrere Piecen auf dem Cembal gespielt, und das Gespräch drehte sich um französische und deutsche Musik. Friedrich, der in Berlin so reiche Gelegenheit hatte, die größten Meister zu bewundern, erzählte von der Graunschen Oper und wie die Astrua vergöttert werde. „Schade!“ setzte er hinzu, „Wenn ich gewußt hätte, welche Musikenthusiastin auf Trotha weilt, ich hätte Emanuel Bach um einige gute Stücke gebeten, die wir hätten executiren können.“ —

„Sagen Sie, Herr Kammergerichtsrath,“ und Antoniens Stimme zitterte leise, „sind Sie mit dem Herrn Bach bekannt?“ —

„Ei, mehr als das, meine Gnädige, ich bin sogar mit ihm befreundet!“ —

„So? — Nun gesetzt, Ihre Freundschaft zu ihm

hätte Ihnen noch ein freies Urtheil gelassen, halten Sie ihn für ein eben so großes Genie, wie seinen Vater?" —

„Nein, das nicht! Er ist ein bedeutender Künstler, aber seinem Vater kommt er nicht gleich. Das könnte man eher von seinem ältern Bruder Friedemann sagen, wenn derselbe nicht von zu unstätem Charakter und excentrischer Natur wäre!" —

„Mein Gott! — Ach, das habe ich gar nicht gewußt, daß er einen ältern Bruder hat! — Kennen Sie ihn?" — Tod und Leben rang mit der erbleichenden Antonie, die mit dem Aufbieten aller Mittel die gewaltsame Bewegung in ihrem Innern unterdrücken wollte.

„Was man so kennen heißt, mein Fräulein, nein. Aber ich habe ihn gesehen, als er vor zwei Jahren mit seinem Vater auf Befehl des Königs in Potsdam war. Ich werde mich ewig des Orgelconcerts erinnern, wo er unsern großen König hinriß, so daß man nicht wußte, ob dem Vater oder dem Sohne der Lorbeer gebühre!" —

Ohnmächtig glitt Antonie vom Sessel, kaum, daß Friedrich sie noch auffangen konnte. Alles sprang herzu! Das arme Mädchen wurde von Frau von Eichstädt zu Bett gebracht. — Vater und Sohn sahen sich erstarrt an, Niemand wußte den Vorfall zu deuten. — Antonie mußte mehrere Tage das Bett hü-

ten, und hier war's, wo endlich ihr gequältes Herz sich vor ihrer mütterlichen Freundin ausschüttete. Als sie unter Thränen geendigt, bat sie um eine Unterredung mit Friedrich. — Der junge Mann, dem man inzwischen mitgetheilt hatte, wer Antonie sei, betrat ihr Gemach und fand sie im Sessel am Fenster.

Sie war sehr blaß und reichte ihm bewegt die Hand.

„Herr von Eichstädt, ich danke Ihnen, daß Sie kommen. Ich bin überzeugt, daß es Ihr edles Herz verschmähen wird, dem Grunde meines neulichen Benehmens wie meines Leides nachzuspüren. Ich habe nur eine dringende Bitte an Sie, und Gott mag es Ihnen belohnen, wenn Sie mir dieselbe gewähren!" —

„Mein Fräulein, ich bin zu jeder Antwort bereit." —

„Nun, so bitte ich Sie, mir nach Pflicht und Gewissen Alles zu erzählen, was Sie von Friedemann Bach wissen, und nehme hierüber Ihr edelmännisch Wort zum Pfande!" —

„Mein liebes Fräulein, das kann ich nicht. Zürnen Sie nicht, ich will Ihnen sagen, warum! Mir ist's klar geworden, daß Friedemann Ihnen theuer ist, oder doch — war. Wenn ich Alles von ihm sagte, würde ich Ihrem Gesundheitszustande wie Ihrem Herzen zuviel

zumuthen. Schließlich kann ich darum nicht offen sein, weil ich selbst Partei in der Sache bin." —

Antonie sah ihn fragend an.

„Sie selbst Partei in der Sache?" —

„Ja, Antonie. Und da ich sehe, daß es keinen andern Grund giebt, der Sie bewegen würde, mir fernere Mittheilungen über Friedemann zu erlassen, will ich Ihnen sagen, warum mein Herz Partei ist. Ich liebe Sie, Antonie. Ich hätte vielleicht nie den Muth gehabt, es Ihnen so offen zu sagen, doch ich thu's, damit Sie mich nicht zwingen sollen, Ihnen etwas zu erzählen, das Ihnen Friedemann entfremden muß. Eins kann ich Ihnen aber sagen, nämlich, daß Friedemann Bach ganz in Ihrer Nähe lebt. Er ist Oberorganist und Musikdirector in Halle, es geht ihm also gut, das Andere erlassen Sie mir!" —

Es erfolgte eine lange Pause, in der Beide einander stumm gegenüber saßen. In Antonieus Innern fluthete es auf und ab, endlich wurde sie stiller und faßte die Hand des blassen, traurigen Friedrich. —

„Sie sind ein Ehrenmann, Friedrich, und meine innige Verehrung haben Sie. Die wenigen Wochen, die ich Sie kenne, habe ich Sie hochachten gelernt, ob ich Sie lieben kann, Friedrich — weiß ich nicht, ich

muß erst wieder leben, — athmen lernen. Nach Ihrem offnen Geständniß kann ich Ihnen nur entgegnen, daß mir Friedemann einst sehr theuer war. Es war eine Kinderliebe, unüberlegt, aber doch tief und wahr. Mein Vater zerriß das Verhältniß, und Friedemann Bach mußte das Verbrechen, mich geliebt zu haben, mit entehrender Haft büßen. Ich kam nach Trotha. Seit jener Zeit habe ich einsehen gelernt, daß diese Liebe eine unbesonnene war und — ich liebte ihn nicht mehr. Aber sein Schicksal nagte an mir, und über das beruhigt zu sein, danke ich Ihnen. Als ich neulich zusammenbrach, Friedrich, war der letzte Rest meines Gefühls, das Mitleid mit ihm, ertödtet, denn nun er frei ist, fühle ich erst, wie weit wir nun von einander entfernt sind. Je mehr er steigt und glänzt, je beruhigter werde ich sein; denn das Glück hat ihn dann schadlos gehalten. Mein Wunsch ist nur der, daß er ein Mädchen finden mag, das für ihn paßt und gegen die Schranken dieser Welt nicht zu frevelu braucht, wenn es sein Weib wird." —

„Können Sie mir das mit Allem, was heilig ist, versichern, Antonie?" —

„Das kann ich, Friedrich! Sagen Sie mir daher Alles von ihm, und beobachten Sie mich, ob ich davon ergriffen werde." —

„Nun, so sei es. Emanuel Bach liebt die Primadonna der Berliner Oper, die berühmte Astrua, welche eben so groß in der Kunst ist, wie schön als Weib.

Als Friedemann vor zwei Jahren mit seinem Vater in Potsdam war, verliebte er sich auch in die Astrua, die Emanuel vernachlässigte und Friedemann wegen seines größeren Talentes begünstigte. Ich hab' es aus Emanuels eignem Munde, der sich oft bitter über Beide beklagte. Sie steht in intimem Briefwechsel mit Friedemann, auch haben sie sich, wie's scheint, schon einigemal wieder gesehen." —

Antonie von Brühl stand langsam auf, — wie eine Königin, stolz und doch lächelnd im Liebreiz, sie glich dem Vater. Sie legte den weißen, vollen Arm auf die Schulter Friedrichs, sah ihm tief in's Auge, und eine Thräne fiel auf seine Hand.

„Das war das letzte Opfer für ihn, Friedrich. Ich achte ihn nicht mehr. — Morgen werde ich wieder ganz wohl sein und meinem lieben Freunde dann nicht mehr ohnmächtig werden." —

Friedrich ging, sein Herz war von tausend Gefühlen zerrissen.

„Die Astrua! — Und ich habe um ihn so lange

geweint! — Ah, er wird im Lied um sie geworben haben, er hat ja die Schablone!!" — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Durch die Eröffnungen, welche Antonie der Edelfrau von Trotha gemacht, durch das, was sie selbst Friedrich mitgetheilt, war für den engsten Kreis der Familie wenigstens der geheimnißvolle Schleier gefallen, welcher ihre Vergangenheit verhüllt hatte, mit ihm war aber auch jeder Verdacht in des alten Abraham von Eichstädt Seele gewichen. Der gutherzige Herr bat ihr in der Stille tausendmal alle unlautern Gedanken ab, die er, durch Brühls Strenge verführt, sich über die Art ihres Vergehens erlaubt hatte, und vereinigte sich stillschweigend mit Frau und Söhnen, um sie alles Trübe vergessen zu machen, in das heitere, lachende Leben wieder einzuführen. Abraham betrachtete sie wie seine Tochter, nicht nur insofern, als er hoffte, sie dem Sohne zu gewinnen, sondern in dem redlichen, liebevollen Bemühn, ihr den Vater, die Heimath zu ersetzen.

Antonie hatte, wie so viele Töchter vornehmer Leute, nie das eigentliche Gefühl der Familie gehabt. Die eben so engen wie menschlich schönen Beziehungen zwischen Aeltern und Kind, die Wechselwirkung, durch

welche sich beide Theile glücklich in der Liebe fühlen, waren Antonien ein unbekanntes Paradies, vor dem ihre zitternde Seele oft genug sehnend gestanden, dessen Schöne sich ihr wohl in kurzen Augenblicken gezeigt, aber in Wahrheit nie erschlossen hatte. Die illegitime Art ihres Ursprungs und daß die eigene Mutter so oft im Außenleben ihre Mutterschaft verhüllt hatte, war ganz geeignet, Antonien das Gefühl der Verlassenheit einzuimpfen, und alle reichen Eigenschaften ihres Herzens blieben unentwickelt in ihr zurück, wurden stille, heimliche Grundpfeiler, auf denen ihre schmachtende Hoffnung sich eine Traumwelt des Glückes erbaute, welches ihr das Leben von Geburt an versagen zu wollen schien. Diese ideale Welt des Glückes, der Freiheit und Liebe, die sie später jede Täuschung im Leben doppelt schwer empfinden ließ, schützte sie gleichwohl im Hause Brühls vor der Gefahr, in der Oberflächlichkeit des vornehmen Formenwesens unterzugehen und durch die laxen Begriffe der Moral und Tugend, die jenen Sphären eigen waren, vergiftet zu werden. Durch das Hofleben und die Intrigue, welche die Aeltern rastlos beschäftigte und ein Familienleben unmöglich machte, stets auf sich beschränkt, bildete sich Antoniens Charakter nach einer Seite namentlich fest und

entschieden aus. Sie erlangte zeitig eine individuelle Selbstständigkeit, eine Reife des Denkens, eine gewisse kalte Abgeschlossenheit nach außen hin und, wenn auch keine eigentliche Lebensklugheit, so doch eine Klugheit des Benehmens. Ihre Handlungen hatten eine für ihre Jahre seltene Entschiedenheit, ihre Aussprüche eine kernige Strafheit, und so heiß glühend, ja fast kindlich die Gefühle ihres Herzens waren, imponirte sie in ihrem äußern Wesen Jedem, der ihr entgegentrat. Obwohl sie ihre Aeltern nie recht lieben konnte, schenkte sie ihnen doch Achtung und Ehrfurcht. Als ihr nun durch Friedemann die erste Ahnung aufstieg, daß wahres Glück und freie Liebe im Leben kein bloßer Traum sei, durchzitterte ein froher Jubel ihre Seele, und alle Dinge färbten sich mit dem Rosenschimmer der Zufriedenheit. Sie überließ sich zuerst ganz dem Gefühl der ersten glücklichen Wirklichkeit ihrer Wünsche, und bedachte weder die Kluft des Ranges und der Abkunft, die sie von dem Musiker trennte, noch die Wandelbarkeit der menschlichen Zustände. Sie hatte noch keinen Begriff, daß die schönste Blume verwelken kann.

Ein tödtliches Entsetzen überfiel sie daher, als sie bemerkte, daß die eigene Mutter ihre Nebenbuhlerin werden wollte. Sie liebte Friedemann zu tief und

wahr, um es einen Augenblick für möglich zu halten, daß er sich von ihr zu ihrer Gebärerin wenden könne, aber eine tödtliche Verachtung, die das ehrfurchtsvolle Kindergefühl abstreifte, war die Folge davon, und wenn sie diesen Umschwung ihrer Denkungsart verheimlichte, geschah es, um nicht die Eifersucht der Gegnerin zu wecken, denn sie fühlte plötzlich mit aller Klarheit, an welchem Abgrunde ihr Glück stehe. Da erfolgte die Katastrophe, die ihren Traum vernichtete, den Geliebten in schimpfliches Elend, sie in tiefsten Schmerz stürzte, und sie verließ Dresden, wie der Schiffbrüchige ein ödes, verdorrtes Eiland, sich der Fluth überlassend, die sie an einen andern gleichgültigen Ort tragen sollte, den sie weder hoffte noch fürchtete. Wenn sich nun auch ihr Wesen einigermaßen in Trotha wieder emporraffen mochte, ihr Herz blieb auf dem Königstein.

Als sie jetzt plötzlich von Friedrich den Umschwung im Leben Friedemanns erfuhr, wie er von Friedrich II. geehrt und wieder rehabilitirt worden, bemächtigte sich mit jähem Hauch eine gerechte Genugthuung, aber auch eine Kälte ihres Herzens, die ihr nur zu sehr den Beweis gab, daß jene alte Liebe ihre reine Seligkeit verloren habe. Dem Leidenden konnte sie noch mit aller Innigkeit anhangen, dem Freien, dem stolz auf der Bahn der

Ehre Dahinschreitenden nicht mehr. Ohne zu erwägen, wie die Dinge bei Friedemann sich gestaltet hatten, überkam sie eine Bitterkeit bei dem Gedanken, daß er frei und geehrt war und keinen Versuch gemacht hatte, ihre Einsamkeit zu erforschen, ihr wenigstens zu sagen: „Härme Dich nicht mehr, ich bin frei!“ Sie sagte sich, daß in ihm derselbe Prozeß wie in ihr vor sich gegangen sei, daß er die Unmöglichkeit und Unbesonnenheit dieser Liebe erkannt, die Kunst allein zu seiner Braut erwählt, und so Ruhmespalmen erlangt habe, die sie sich weit größer vorstellte, als sie in Wahrheit waren.

Friedemann wie Antonie befanden sich Beide in einem großen Irrthum über einander, und weil Antonie von dem Wahnsinn wie allen anderen Vorgängen im Leben Friedemanns keinen Begriff hatte, Letzterer aber von dem Exil der Geliebten nichts ahnte, warfen sie sich Beide eine Treulosigkeit vor, die in Wahrheit in der ersten Zeit nicht bestand. Das ist das Wesen der Jugendliebe, daß sie eben so unbesonnen wie schön, eben so schrankenlos glühend, wie leicht vergänglich ist; denn nicht das Herz allein, eben so wenig wie der Verstand, ist fähig, dauernde Liebesketten zu schmieden. Das vermag nur jenes höhere dritte Sein im Menschen,

jenes Gefühl, das zugleich erkennt, jenes Denken, welches zugleich empfindet, kurz die ganze Seele des Menschen muß bei der Liebe sein, wenn sie dauern und Früchte tragen soll. —

Antoniens Liebe für Friedemann war todt, als sie aber die volle Wahrheit erfuhr, konnte sie ihn auch nicht mehr achten. Er war in ihrem Leben eine jener Ruinen, jener Leichensteine der Erinnerung, die man gern sobald wie möglich hinter sich läßt, und froh ist, zu wissen, daß sie sich immer weiter in's Grau der Ferne verlieren, je rüstiger und unaufhaltsamer man vorwärts schreitet. Es kommt aber einst eine Zeit, wo wir nicht mehr vorwärts schreiten, die Höhen des Lebens hinter uns haben, und nur noch verlieren können. Dann wenden wir uns zögernd um, schauen die lange Perspektive hinab bis an die Wiege, und die Ruinen beleben sich, die begrabenen Erinnerungen steigen aus ihren Särgen, halten einen neckenden Geistertanz, und tiefe Traurigkeit, die nie ganz frei von Reue, umschleiert unser Herz, und spöttisch winken die versäumten Stunden. So gelebt hat Keiner, daß er nicht etwas Unvergeßliches doch vergaß. Ach, das Alter betrauert am meisten die — Unterlassungssünden. Was wir Fehlerhaftes gethan, durch bessre Thaten verlöschen wir es

sorgsam, was wir aber vergaßen, — holt sich nie ein! —

Antoniens Zustand war jetzt in jeder Beziehung besser. Sie fühlte sich im Prüfungsfeuer gereinigter für's Leben, hatte namentlich in der ländlichen Einsamkeit eine Freiheit, die sie bisher nie gekannt, und in ihr erstand unter diesen lieben, herrlichen Menschen das erste Mal der reine, höhere Begriff der Heimath, der Familie.

Friedrich hatte seine Urlaubszeit verlängert erhalten, und, keiner Falschheit sich bewußt, verfolgte er mit aller Zartheit und Emsigkeit seine Werbung. In diesem liebenswürdigen, geistes- und herzensgroßen Manne trat Antonien ein schöner, klarer, vollendeter Charakter entgegen, der das Leben mit heiterer Klugheit, sinniger Liebenswürdigkeit beherrschte und, ganz geeignet zum Leiter und Gefährten eines Weibes, Antonien die Welt, die Menschen, die Berechtigung jedes Dinges in der Natur kennen und schätzen lehrte. Sie verehrte und liebte ihn, ehe sie sich dessen bewußt ward, und erst, als sie eines Morgens im Garten vor dem zielenden Cupido standen, und Friedrich, sie umarmend, das schüchterne „Ja" von ihren Lippen stahl, erwachte sie zur seligen Gewißheit ihrer neuen Bestimmung.

Vierzehn Tage später empfing sie von des Vaters Hand folgenden Brief:

„Mein Kind!

Mein alter Freund von Eichstädt hat bei mir angefragt, ob ich in die Werbung seines zweiten Sohnes, des Kammergerichts-Raths Friedrich v. Eichstädt, um Deine Hand willige. Darauf antworte ich: daß ich meinerseits damit ganz einverstanden bin und von Herzen meinen Consens gebe, Dir jedoch die Disposition vollständig frei lasse. Ich bin überzeugt, daß Dein gesundes Urtel über gewisse Dinge und Personen, die ich nun gern vergesse, gerichtet hat, und Du einsiehst, daß meine anscheinende Härte aus meinem Pflichtgefühl entsprang. Entscheide darum in eigner Wahl über Deine Zukunft. Zu Deiner Verlobung werde ich nicht kommen, Geschäfte verhindern mich; am Hochzeitstage jedoch will ich nicht fehlen. Durch Allerhöchste Munificenz, und das, was Dir aus dem Privatvermögen Deiner Mutter gewährt ist, wirst Du in den Stand gesetzt sein, ein Deinem Stande gemäßes Haus in Berlin käuflich an Dich zu bringen. Ich werde dafür sorgen, daß Du es Deinem Zukünftigen als Mitgift zubringen kannst. Was die sonstige Aussteuer betrifft, so magst

Du hierzu jede erforderliche Summe bei mir in Anspruch nehmen.

Dein aufrichtiger Vater

H. v. Brühl." —

Dieser Brief bestätigte Antonien die Ansicht, zu welcher sie nach und nach über den Charakter ihres Pflegevaters gekommen war. Nicht unbekannt mit den vielfachen und gewagten Mitteln, die er angewendet hattte, um in den Besitz ihrer Mutter zu kommen, lernte sie endlich einsehen, daß seine Strenge weniger der Tochter galt, als der Befriedigung seiner verletzten Ehre. Sie erkannte in diesen Zeilen die tiefe Kluft zwischen ihm und ihrer Mutter, und eine Art Achtung für Brühl gewann in ihr Raum, insofern jede strenge Consequenz, die einen sittlichen Boden hat, Achtung einflößen muß. — —

Kein Gedanke ist wohl schöner, als ein Fest der Liebe auf dem Lande, wenn Lenz und Sonne, Blüthenschnee und Waldesgrün die Herzen einsegnen, die sich einander für alle Zeiten zu eigen gegeben. Denke man sich nun dabei die glücklichen Gesichter geliebter Eltern, die fröhliche Schaar der Dienstleute und Dörfler von Trotha, den Müller mit seinem Weibe an der Spitze, die in gutmüthiger Verlegenheit und breitspuriger Naive-

tät gratuliren kamen und das junge Paar in Frühlingsblumen hüllten, so fühlt man recht, daß solche Augenblicke zu schön sind, um nicht selten zu sein.

Die Verlobung der beiden Liebenden ward also an einem freundlichen Sonntage gefeiert. Mit ihr sank für Antonien die Vergangenheit in's Grab und ließ sie viele Jahre des Glücks und der Liebe ahnen. Die erste Thräne der Dankbarkeit seit langer Zeit netzte am Abend ihr Kissen, ehe sie unter süßen Traumbildern einschlief. —

VIII.

In der Stadt.

Zu Halle auf dem Markt,
Da stehn zwei große Löwen.
Ei, du hallischer Löwentrotz,
Wie hat man dich gezähmet!

Zu Halle auf dem Markt,
Da steht eine große Kirche.
Die Burschenschaft und die Landsmannschaft
Die haben dort Platz zum Beten.

Heinrich Heine hat sie treffend und — einseitig geschildert, eben so, wie die gute Stadt in Wahrheit ist.

Wie altersgrau sie uns anblickt mit ihrem rothen Thurm, der in greisenhafter Langeweile auf die junge Generation herabgähnt! Die verräucherten Häuser in fabelhaftem Mischstyl begrenzen krumme, enge und wink-

lichte Gassen, und wer wissen will, was schlechtes Pflaster und Koth ist, gehe nach Halle. Dem Mangel an Straßenreinigung steht die Straßenbeleuchtung würdig zur Seite, denn der melancholische Schein der spärlich vertheilten Laternen ist nur dazu da, das Dunkel ringsum recht erkennbar zu machen, das Dunkel, in dem keine Keuschheitslampe vor'm Munkeln schützt und das den schwergeladenen Musensohn mütterlich umschleiert, wenn er, ein verstohlenes Lied auf lallender Zunge, nach Hause wankt und den Affen zum Kater trägt. — Es giebt keinen Ort, für den der Ausdruck Rococoromantik besser paßte.

Zu Halle auf dem Markt,
Da stehn zwei große Löwen.
Die Burschenschaft und die Landsmannschaft
Die haben dort Platz zum Beten.

In keiner Universität, etwa Wittenberg zur Zeit der Reformation ausgenommen, haben die streitenden Ideen der Zeit enger und länger Leib an Leib gewohnt, als hier. Das alte Halle ist seit langer Zeit Tummelplatz der abstracten Prinzipien gewesen, und in ihm hat sich ein gutes Theil deutschen Geistes zer-, aber auch verarbeitet. Es sind noch immer die beiden guten alten Löwen: Burschenschaft und Landsmannschaft, Philosophie

und Theologie, die bei der alten Kirche stehen und da Platz zum Beten haben. Heinrich Heine mochte, als er diese Verse schrieb, mit wehmüthigem Spott an die „Schwarzen" denken, die guten Squenze, die das erste Mal den Marquis Posa spielten und es der Mainzer Untersuchungs-Commission so bitter bezahlen mußten. Nun ist er selbst todt und gezähmt, der wilde deutsche Löwe, das große Herz, das königlich freie mit der Katzennatur. Gesunken ist das stolze, mähnenumwallte Haupt voll thörichter Weisheit, voll weiser Thorheit, erlahmt der Flug seiner Gedanken, das vulkanische Beben seiner Brust voll Liebeslava. Auch er war ein Schwarzer, ein Unbedingter, der sein heimliches Utopien hatte. Die St. Simonisten, Prosper Enfantin und die George Sand wissen es noch! Mit dem großen deutschen Rhapsoden sank der letzte Rest der politischen Romantik, der letzte trotzigstolze Rest des contemplativen Subjektivismus in's Grab. — Und noch stehn zu Halle auf dem Markte

Die beiden großen Löwen,
Die Burschenschaft und die Landsmannschaft
Haben da Platz zum Beten.

— — — — — — — — — — — —

In diesen engen Gassen hat die Wissenschaft ein

gutes Stück deutscher Geistes-Geschichte geschrieben, und der Hallische Löwentrotz ist noch nicht todt, er zuckt manchmal sehr merklich mit der Klaue. Es gab aber eine Zeit, wo er noch jung war, noch keine Zähne verloren hatte und ihm allgemach die Mähne wuchs; eine Zeit, wo er von politischen Träumen und Weltschmerz so gut wie von den Scropheln der Menschheit nichts wußte.

Die Universität war mit Glanz durch Thomasius, ihren ersten Rector, eröffnet worden, Newton's und Leibnitzens Ideen waren Manna für die Jugend, und Wolf warb für die freie Forschung, für die Kritik des Daseins mit allen Mitteln seiner Philosophie, seiner funkelnden Beredtsamkeit. Auf der andren Seite stand August Hermann Franke, der stille Mensch des Gebets und der That, der Waisenhausstifter. Sein Leben war Mühe und Schweiß, mit fast nichts begann er das Wunderwerk seiner Stiftung und führte es mit fanatischer Consequenz, mit gottseliger Zähigkeit aus. Er hatte in sich und seinem Leben die ewige Liebe erkennen und heilig halten gelernt, weil er selbst ewiger Liebe voll war. In ihm trat die Menschheitsidee in hyperfrommer Form auf. Die Form lag in seiner Zeit, der Inhalt, die Idee war ewig! Franke, gleich feind-

lich der kasuistischen Theologie wie der analysirenden Weltweisheit, Freund der Beschaulichkeit und Askese, die unter Zinzendorf ihr dogmatisches Panier entfaltete, war ein Vorkämpfer des Pietismus und der Erste, der sich mit all' der Omnipotenz, die ihm seine Stellung verlieh, dem „Disputirer" Wolf entgegen stellte. Er that es mit dem reinen Willen, der der Schmuck seines ganzen Lebens war, that es mit der heiligen Entrüstung, die ihn am Lebensabend überkam, als er sehn mußte, daß das „Wortwissen" sich da breit machte, wo seiner Meinung nach der stille Glaube allein herrschen sollte. Zu ihm gesellte sich Lange, dessen Waffen schärfer, dessen Mittel zum Kampf gemeiner waren, weil der schwarzgallige Neid, der hohle, wahnwitzige, pfäffische Zelotismus, die bornirteste Eitelkeit seine ganze Innerlichkeit ausmachten. Wer kennt nicht jenen wüthenden Kampf damaliger Zeit zwischen Theologie und Philosophie, den Kampf, der sich zwischen Naturwissenschaften und Theologie in unsern Tagen zu verjüngen scheint? Wolf ward von Halle auf's Schimpflichste verjagt, und während Franke in's Grab sank, ohne seine reinen Hände mit dem Fluch des Antheils an dieser That besudelt zu haben, sank Lange, nunmehr seines großen Gegners baar, in hohle Nichtigkeit zurück.

Als aber Friedrichs II. Stern über Preußen aufging und Wolf auf sein Geheiß aus Merseburg, seinem Exil, als Großkanzler der Universität, 1740 in Halle einzog, da wallfahrtete die akademische Jugend in vollem Wichs mit wallendem Stürmer, leuchtender Schärpe und gezogenem Schläger durch's Leipziger Thor ihm entgegen, führte ihn jubelnd durch die Stadt und introducirte ihn feierlichst. Die Theologie, die unumschränkt geherrscht hatte, war aus dem Sattel gehoben, und die Philosophie der Leitstern der neuen Universitätsepoche. Eine Regsamkeit und Freiheit der Gedanken, wie man sie nie gekannt hatte, durchzündete die Jünglinge. Die schwach besuchten Hörsäle der Weltweisheit, Naturgeschichte und Mathesis füllten sich mehr, denn je, und binnen wenigen Jahren entfaltete das alte Halle einen Glanz und Ruf, der durch ganz Europa strahlte. Die in den Hintergrund getretene Theologie, ihrer Hauptstützen Lange und Franke beraubt, grollte und wurde zehnfach blinder und zäher in ihrem Kampf, da sie unter Friedrich II. nicht hoffen durfte, ihr beanspruchtes Vorrecht wiederzuerlangen. —

Wie hoch Wolf in Friedrichs Gunst stand, wie sehr es Letzteren Gewissens- und Ehrensache dünkte, den gekränkten Mann alle Unbill vergessen zu machen, bethä-

tigte er dadurch, daß er denselben fünf Jahre nach seiner Wiedereinsetzung zum Freiherrn v. Wolf machte. —

1748, als das akademische Leben zu Halle gerade in seinem höchsten Flor war, erschien, vom König besonders dazu ernannt, Friedemann Bach als Musikdirektor und Oberorganist der Marienkirche zu Halle. Von Wolf, als einer seiner geliebtesten Schüler während seines Exils in Merseburg mit offenen Armen empfangen, durch sein Wissen, sein einnehmendes, wieder elastisch gewordenes Wesen, besonders aber durch seine Kunst Alles bezaubernd, ward er bald der Abgott der Studenten!

Hell funkelte wieder sein guter Stern, der Stern der Kunst und Liebe. Noch einmal trat mit lächelndem Antlitz, mit offenem Füllhorn zu ihm das Glück und fragte ihn: ob er es dauernd fesseln könne. — Sein Wille war gut, die Erfahrungen, die er gesammelt, hatten ihn zweifelsohne vorsichtiger, behutsamer gemacht. Er wußte nun, welch schwere Kunst das Leben sei und wie wenig Zeit er habe, wenn er das Versäumte nachholen wolle. Er hatte sich gleich in der ersten Zeit einen festen Plan seiner Thätigkeit gebildet und begann ihn mit eben so regem Eifer wie glücklichem Erfolge durchzuführen.

Sein Ideal war, den musikalischen Theil der Studentenschaft in Instrumental- und Vokal-Musik weiter auszubilden, und einen großen Sängerchor mit Soli's, wie ein bedeutendes Orchester aus ihm zu schaffen. Für diesen wollte er componiren und so alle Träume, die er von der Macht und Vielseitigkeit der Musik hatte, verwirklichen, durch ihn den Ruhm, die Zinne seines nagenden Ehrgeizes erklimmen, und die alte Prophezeihung seines Vaters: „Der wird einst größer als ich!" wahr machen. Es war wohl kein Wunder, daß er sich zu seinem geliebten Lehrer Wolf und dessen geistiger Richtung hingezogen fühlte und, bei aller Achtung, die er seinen geistlichen Vorgesetzten erwies, dem Philosophen in menschlicher Beziehung, wie in seiner Denkart, viel näher stand, zumal ihm sein Superintendent und die Unterprediger mit kaltem Argwohn begegnet waren, da sie sich zu einer Amtsbesetzung, die stricte von König Friedrich ausgegangen war, nichts Gutes für sich versahen und Friedemann erst sondiren wollten.

Er war einst bei Wolf, und sie hatten lange discutirt. Einige Professoren und Studiosen, aus denen die Gesellschaft bestand, waren eben fortgegangen.

Friedemann, der Letzte, griff nach Hut und Stock, als ihn Wolf noch eine Weile zurückhielt. —

„Lieber Bach, ein Wort noch! — Sie sind erst kurze Zeit hier, Sie kennen Halle und seine Verhältnisse zu wenig. Hören Sie auf den Rath eines alten Freundes. Sie wissen, wie lieb ich Sie habe und wie gern ich's sehe, wenn Sie mich recht oft besuchen und der Weltweisheit Ihre Vorliebe schenken. Aber eben weil ich Sie so lieb habe, bitte ich Sie jetzt, besuchen Sie mich nicht mehr so oft, es möchte Ihnen schaden. Halten Sie Sich lieber, aus Klugheit wenigstens, etwas mehr zur Theologie, zu Ihren Vorgesetzten an der Marienkirche. Gottesgelahrtheit und Weltweisheit liegen einander in Halle ewig in den Haaren, und Sie werden, zumal jetzt, wo die Theologie im Schatten steht, Sich alle Die auf den Hals hetzen, die sich ohnedies schon gekränkt wähnen und doch nun einmal Ihre Behörden sind, die Ihnen das Leben verbittern können." —

„Illustrissimus, Sie haben wohl recht, aber was soll ich denn machen? Ich kann doch den Leuten nicht das Haus einlaufen, wenn sie mich kalt und scheel ansehen und bei sich aufnehmen, als käme irgend ein Hans Narr und nicht der Mann, den der König in sein Amt eingesetzt hat!" —

„Ei ja, das ist ganz gut! Sie sollen ja auch nicht

den Speichellecker machen und dem Pietismus und Mysticismus die Schleppe tragen, das verlange ich am wenigsten von Ihnen, aber Sie sollen klug sein und sich die Leute nicht verfeinden. Man muß es dummen und brutalen Menschen, wenn man einmal mit ihnen leben muß, gar nicht zeigen, daß man ihre Narrheiten und Bosheiten merkt. Ist der Superintendent grob, so sind Sie freundlich, ist er hochfahrend, sind Sie gelassen, ohne devot zu sein. Thun Sie im Uebrigen Ihre Schuldigkeit, seien Sie ein Philosoph für sich und besuchen Sie, wie gesagt, den alten Wolf nicht zu oft, es könnte Ihnen wirklich schaden, Bach. Jeder muß sich nach der Decke strecken!" —

Das that Friedemann doch recht weh.

Seinem graden Sinn kam es wie Heuchelei vor, daß er Wolf meiden und sich Leuten nähern sollte, die ihn schon abgestoßen hatten, für die er ihres ganzen Wesens wegen keine rechte Neigung fassen konnte. Dennoch suchte er seiner Stellung zu Liebe diese Annäherung zu bewirken, war in jeder Beziehung freundlich, gefällig, und bemerkte absichtlich nicht die scheelen Blicke, die die Pastores der Marienkirche auf ihn richteten. Vor Allem war es der Superintendent Spex, ein Schwiegersohn Lange's, der, einseitig theologisch und brutal dumm,

ganz und gar im Fanatismus des Wolf-Langeschen Streites untergegangen war.

Um ihn gruppirte sich Franke's Sohn und Schwiegersohn Freylinghausen nebst dem Lehrer-Collegium des Waisenhauses, zwei ältere Professoren und die Unterprediger.

Was Friedemann aber ganz besonders peinlich sein mußte, war, daß der Unterorganist Schnabel, der Langes zweite Tochter, die bucklich war, aus Speculation geheirathet, in Folge dessen sein Amt erlangt und bereits schon auf die Oberorganistenstelle gehofft hatte, gegen ihn, als glücklichen Concurrenten, mit all der Wuth und Galle, deren sein hämischer Charakter fähig war, Feuer spie. Durch Schnabels Verschwägerung mit Spex ward Friedemanns Stellung noch mehr beunruhigt, und wie er sich auch biegen und schmiegen wollte, sah er doch bald einen unvermeidlichen Bruch herannahen.

Was den kleinen Schnabel, dessen dürre Schenkel sich in der engen Manchesterhose und den schwarzseidenen, wadenlosen Strümpfen wie Spinnenfüße ausnahmen, an Friedemann am meisten ärgerte, war dessen künstlerische Ueberlegenheit, und Thränen der Wuth und Verzweiflung schlüpften ihm aus den Augen, als er

Friedemanns erste Phantasie auf der Orgel mit anhörte und die Kirche von den Hallischen Honoratioren vollgedrängt war, die ihre Begeisterung kaum mäßigen konnten.

Schnabel war gar kein so schlechter Organist, er hatte den strengen Styl los und manches Anerkennenswerthe componirt. Wäre der kleine Kerl kein neidischer und frömmelnder Partheimensch gewesen und hätte sich mit Friedemann besser zu stellen gewußt, Beide hätten von einander profitiren und neben einander ohne Schaden bestehen können. Statt dessen suchte Schnabel die Stellung Bachs auf jede Art zu untergraben, und sein Augenmerk war vorerst, Friedemann die fatalen Orgel-Concerte zu verleiden, die so rasenden Zulauf hatten.

An einem Sonnabend Nachmittag hatte der junge Bach wiederum seinen Freunden einen solchen Orgelschmaus bereitet, und Spex, durch Schnabel angestachelt, beschloß: „trotz dem König" diesem „Unwesen" ein Ende zu machen. Er ließ den Organisten Bach denselben Abend zu sich bescheiden und empfing ihn in Anwesenheit Schnabels. —

Herr Organist Bach, ich habe schon zu mehreren Malen bemerkt, daß Ihr das Haus des Herrn dazu benutzt, sogenannte Orgel-Concerte oder Phantasien vor

einer Masse Menschen zu executiren, die sonst das ganze Jahr unsern Herrn nicht anzusehen pflegen und nur hineingehen, wenn Ihr Eure Tonspectacel loslaßt. Das ist bisher nie in unserm ehrsamen Halle Sitte gewesen, und ich erkläre Euch kurz und gut ein für alle Mal, daß ich nicht dulden werde, daß unsere liebe Kirche zu Sanct-Marien solchem heidnischen Divertissement und Zeitvertreib diene. Ich untersage Euch hiermit den Gebrauch der Orgel, außer zum Gottesdienst. Ihr seid ein Diener und Knecht der Kirche, auf deren Geheiß Ihr zur Verherrlichung des Höchsten beitragen dürft, die Euch aber verbietet, Allotria zu treiben!" —

Alles Blut wich Friedemann aus dem Körper. Seine Orgel, seine geliebte Orgel wollte man ihm nehmen, er sollte weiter nichts mehr sein, als ein Musikant, der begleitet, wenn die Menge singt? — und neben ihm stand höhnisch lächelnd der kleine Schnabel!

Noch nie war ihm so intolerant, so giftig gemein ein Priester des Höchsten entgegengetreten.

Von Jugend auf hatte er sich gewöhnt, diesen Stand zu achten und zu verehren, eine Art heiliger Scheu vor ihm zu empfinden. Wenn ihm auch die pietistische Richtung, deren dumpfes Treiben er erst in Halle so recht in der Nähe sah, längst zuwider war, so ehrte er selbst in

dieser übertriebenen Form den Diener Gottes und war geneigt, immer noch an die Lauterkeit seiner Absichten zu glauben. Aber in diesem Moment sank die Würde der Gottesgelahrtheit unendlich tief vor ihm. Nach einer Pause, in der er alle seine Fassung zusammennahm, antwortete er ihm ruhig und einfach:

Mein Herr Superintendent! Ich weiß wohl, daß Sie mein Vorgesetzter sind und daß ich Ihnen in allen meinen Amtsverrichtungen Achtung schuldig bin und Folge zu leisten habe. So viel ich weiß, ist das bis dato auch pünktlich geschehen. Außerdem aber, daß ich an der Kirche hier den Gemeindegesang zu accompagniren und die Präludien zu besorgen habe, bin ich noch — Künstler, Herr Superintendent, der nicht nur seine übrige Zeit verwendet, wie ihm beliebt, sondern auch in der Zeit, wo kein Gottesdienst stattfindet, die Orgel verwendet, wie ihm beliebt! Mein Vater, der große Bach, giebt Orgel-Concerte, so viel ihm gutdünkt, und hat vor Potentaten gespielt. Ein Orgel-Concert vor Seiner Majestät war's, welches mir diese Stellung hier eingetragen hat, und so lange ich lebe, werde ich Orgel spielen, wann und vor wem ich will, oder ich rühre keine Taste mehr an! Was ich auf der Orgel spiele, ist weder eine Sarabande, noch eine Menuett, sondern

Das, was der Würde des Instruments und der Heiligkeit des Orts angemessen ist. Dabei bleibt es!" —

„Nein, dabei bleibt es nicht!" polterte außer sich der hochrothe Theologe. „Wenn die Wolfianer, das philosophische Gesindel, auch ungestört den Atheismus und die gottverdammte Afterweisheit predigen darf, so weit sind wir noch nicht, daß die Kirche zum Baalsdienst, zum Sinnenkitzel gebraucht wird! Da fehlt nur noch, daß man die Bänke hinausschmeißt, drinnen tanzen läßt und säuft, das wäre wahrhaftig keine größere Schändung, als Seine Satansmusik. Ob Er vor Potentaten spielt, ob Er's seinem Vater nachmacht, geht mich nichts an, und fängt Er so was wieder an, dann laff' ich Ihm die Kirchenthür durch die Polizei schließen, das sag' ich Ihm!" —

„„Und daß Er ein Narr ist, das sag' ich Ihm!"" —

„Was?!! Schnabel, meint Der mich?!" —

„Ja, er meint Dero Hochwürden!!" —

„Mensch!!!" schrie Spex.

„Mensch!!!" schrie Friedemann.

Eine Pause erfolgte. —

„Ich bin Superintendent und Ihr Vorgesetzter, Herr!"

„Ich bin Oberorganist und Musik-Director zu Halle durch Seine Majestät und bin Künstler!“ —

„Ich werde mich in Berlin über Sie beklagen! Sie spielen keinen Ton mehr in meiner Kirche!!“ —

„Klagen Sie, ich spiele keinen Ton mehr in Ihrer Kirche!!“ — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Auf's Höchste empört und erregt erzählte Friedemann noch denselben Abend Wolfen die ganze Sache, und obgleich ihm dieser zur Mäßigung rieth, sah der Professor doch zu gut die Quelle des ganzen Streits ein, um nicht von der Unheilbarkeit desselben überzeugt zu sein, und sagte schließlich Friedemann seine Hülfe bereitwilligst zu, falls irgend dieselbe Spexen gegenüber nothwendig werden sollte. —

Friedemann Bach, dadurch ermuthigt und beruhigt, beschloß dem „Pietistengesindel“ zu zeigen, daß er nicht mit sich spaßen lasse, und schlenderte, sich in seinen Groll verbeißend, von Wolf, der in der Universität wohnte, durch die Baarfüßergasse der Marienkirche zu, denn dicht daneben im Thalhause hatte er seine Amtswohnung. An der Ecke der Brüdergasse liegt am Markt ein vielbesuchtes Wirthshaus, der goldene Ring, in jenen Tagen aber unästhetischer Weise „das Saufloch“ genannt, ein

Spitzname, den ihm die durstigen Musensöhne verliehen hatten. Es war das besuchteste Bierlokal der Stadt. Von Tabacksqualm erfüllt, hatte es eine Reihe enger Stuben, wo gut und viel gespeist, und noch weit mehr gezecht wurde. Das vordere Zimmer nahm der Plebs ein, die sogenannten Laufgäste, die eben vorbeipassirten; das nächste größere Zimmer hatten die ehrsamen Bürger, Beamten und Stadthonoratioren inne, die drei letzten Räume waren Aufenthalt der Musensöhne. Hier erscholl bis tief in die Nacht Gläser- und Liederklang, und mancher gute Mutterpfennig löste sich hier in „Taback und in Cerevis" auf. Hier pflegte Friedemann Mittags zu essen, und obwohl er Abends sich in Anbetracht seines Standes von dem Local fern hielt, trat er doch heute hinein, weil entweder sein Magen durch den Aerger rebellisch gemacht war oder er sich nach der gehabten Aufregung zerstreuen wollte. Vielleicht war's auch ein heimlicher Kitzel, der ihn dabei beschlich, über die theologische Pedanterie seiner exclusiven Stellung hinwegzugehen. Er betrat also das „Saufloch" und fand in der „Bürgerstube" eine Masse Verehrer, z. B. den Postmeister, den Syndicus und Andere, die ihn jubelnd empfingen und sich in begeisterten Lobeserhebungen über sein Orgelconcert ergingen.

Bald genug gewahrten auch die nebenanweilenden Studiosen seine Anwesenheit, und ehe er sich's versah, war er mitten im Schwarm seiner fanatischen Anhänger, die ihn in Wort und Lied, vor Allem aber im Trinken feierten.

Man ist oft in Stimmungen, wo jedes Lob entgegengesetzt wirkt; wo es, statt uns einer erlittenen Kränkung zu überheben, dieselbe doppelt stark empfinden läßt und uns um so mürrischer macht. Dies war desto mehr bei Friedemann der Fall, je neuer ihm die Art der erfahrenen Unbill war, je scheußlicher sie ihm erschien, da sie von den Lippen eines Mannes geflossen war, der nur Versöhnung, Liebe und Hoheit athmen sollte, dessen Stand Friedemann bis jetzt so hoch gehalten hatte.

Jemehr die Gesellschaft im „Saufloch" nun Friedemann lobte, und sich's angelegen sein ließ, seine mürrische Stimmung zu verbannen, desto verstimmter wurde er, bis plötzlich sein verhaltener Aerger, der Schmerz über den Verlust seiner Orgel sich in der Erzählung Dessen Luft machte, was ihm von Spex und Schnabel widerfahren war. Ein Schrei der Wuth brach als Antwort hervor! „Der verdammte Duckmäuser! der Lump!" — und ein Hagel nicht zu wiederholender Schimpf-

worte fiel von allen Seiten. In der ersten Hitze wollten die empörten Musensöhne dem Spex vor's Haus ziehen und die Freigabe der Orgel verlangen, und nur die Bitten des Syndikus, nur das Argument: daß man Bachs Stellung noch mehr dadurch gefährde, schließlich aber Friedemanns Aeußerung, „daß er mit den Herrn zu Sanct-Marien allein fertig werden würde," brachte die jungen Leute zur Vernunft.

„Ich gebe Ihnen mein Wort, daß der Pastor Spex schon morgen froh sein soll, wenn ich seine Orgel wieder spiele! — Damit ging er. —

Wie ein Lauffeuer ging die Erzählung des Vorfalls durch die ganze Stadt.

Am nächsten Morgen, es war Sonntag, konnte in der Marien-Kirche kein Apfel zur Erde. — Friedemann war frühzeitig von Hause fortgegangen. —

Die Glocke läutete zur Kirche, Friedemann Bach erschien, aber unten im Schiff, und setzte sich mitten unter die Gemeinde.

Alles sah ihn erstaunt an!

Ein Haufe Studenten stand in seiner Nähe, man flüsterte überall und harrte erwartungsvoll der Dinge. Wohl nie hatte sich eine Gemeinde mit geringerer Andacht in der Marien-Kirche zusammengefunden, als heute.

Die Zeit, den Gottesdienst zu beginnen, war schon vorüber, den Leuten wurde ordentlich ängstlich und Viele schüttelten die Köpfe.

„Ich bin blos neugierig, wer heute die Orgel spielen wird!“ sagte Friedemann halblaut zu ein paar Studenten, die ihm zunickten und lächelten.

Inzwischen war Spex in größter Verlegenheit, die Kirche sollte beginnen und noch fehlte Bach. Wenn man nur die Orgelschlüssel gehabt hätte, würde Schnabel schon die Begleitung und das Präludium übernommen haben. Endlich entdeckte der Küster den überall Gesuchten im Schiff der Kirche und bat ihn, zu spielen.

„Ich? — Nein! Ich will auch einmal zuhören. Spiele, wer Lust hat!“ —

„Aber mit Verlaub, Herr Oberorganist, der Herr Schnabel hat ja die Orgelschlüssel nicht! —

„Das weiß ich wohl, ich hab' sie in der Tasche!“ —

„Wollen mir der Herr Oberorganist die Schlüssel nicht verabfolgen?“ —

„Ich denke gar nicht d'ran. Mag der Herr Schnabel sehn, wie er fertig wird!“

Der Küster ging.

Nun schickte Spex den Küster und ließ Bach zu

einer Unterredung bitten. Friedemann erschien in der Sacristei.

Zitternd vor Wuth und Aerger, doch alle Kraft aufbietend, um sich nicht noch mehr bloß zu geben, empfing ihn der Prediger.

„Herr Oberorganist Bach, ich bitte mir die Orgelschlüssel aus!"

„Herr Superintendent Spex, die gebe ich nicht. Die Orgel ist unter meinem Verschluß!"

„Und Sie weigern sich, im Hause des Herrn an Ihre Amtsverrichtungen zu gehen?"

„Ich weigere mich, weil Sie mich selbst derselben enthoben haben und ich damit einverstanden bin. Mein Amt hat mir Seine Majestät der König gegeben, das können Sie mir nicht nehmen, Herr Prediger. Den Gebrauch Ihrer Orgel können Sie mir zwar entziehn, aber ich, als von Sr. Majestät bestallter Oberorganist der Marien-Kirche zu Halle, werde dafür sorgen, daß kein Pfuscher mir in's Amt geräth!" —

„Aber ich bitte Sie um Gotteswillen, was soll denn geschehen?" —

„Das weiß ich nicht!" —

„Wollen Sie denn die Orgel gar nicht mehr spielen?" sagte Spex, der voll Angst und wachsendem Haß zitterte.

„Nein! Entweder habe ich über die Orgel zu befehlen und spiele sie, wann und wie mir gefällt, oder gar nicht!“ —

„Nun so spielen Sie sie in — — — Himmels Namen, wann und wie Sie wollen, ich gebe mich drein!“ —

„Das ist was Andres. Sie haben's gehört, meine Herrn!“ sagte er zu den Uebrigen und verließ die Sacristei.

Wenige Minuten später dröhnte die Orgel im Präludium herab auf die Gemeinde. — — — — — —

Spex, besiegt und dem Spott der akademischen Jugend anheim gegeben, fühlte, was ihn dieser Vorfall gekostet, fühlte, wie tief seine Autorität bei der Gemeinde sinken mußte, und beschloß, auf der Stelle etwas dagegen zu thun. War einmal der Scandal öffentlich geworden, so wollte er wenigstens die Genugthuung haben, denselben auf das Haupt Friedemanns, ja auf die ganze Philosophie und ihr Treiben in Halle zurückzuwerfen. Er bestieg die Kanzel mit diesem Vorsatz, und, indem er das Evangelium von den „anvertrauten Pfunden“ und dem „unnützen Knecht“ zum Grundtext der Predigt nahm, überschüttete er in wüthender Kapuzinade den armen Friedemann Bach mit seinem ganzen Haß und verlieh dem Streit, der bis jetzt noch den

Character eines Geheimnisses getragen, eine schrankenlose Oeffentlichkeit, die der Rücksichtslosigkeit eines Abraham a Sancta Clara Ehre gemacht haben würde.

Das Opfer seines Grimms saß indessen regungslos im Orgelstuhl und hörte bitter lächelnd dem Sermon zu. Es ging in ihm in diesem Augenblicke eine furchtbare Umwandlung vor. In seiner Seele brach der Thron, den die Theologie, die Kirche von Jugend auf inne gehabt, zusammen, er erkannte, daß der reine Glaube ein Ideal, ein Gosen sei, das nur im Herzen liege, nur von wenigen Dienern Gottes mit wahrhafter Reinheit geübt, meist aber entstellt, zu irdischen und unlautern Dingen, vor Allem zur Herrschaft dieser Welt und zwar im gemeinsten Sinn des Worts gebraucht werde. Sein schmerzlich bewegter Geist wandte sich der Weltweisheit zu, in der er wenigstens Redlichkeit zu finden glaubte. —

Nicht genug aber, daß Spex in seinem Zelotismus Friedemann öffentlich angriff, er schweifte von ihm auf den „unnützen irdischen Stolz, das dumme Weltwissen und die hohle, verächtliche Weltweisheit" über, und nun im eigentlichen Lieblingsfahrwasser seiner Rhetorik, wälzte er alle Schmach, alles Unglück, alle Verkehrtheit dieser Erde auf die unglückliche Philosophie, die da drüben in

Gestalt des Kanzlers Wolf, in den vielfachen Gruppen der Studenten ihm gegenüber saß. Glühenden Auges, mit geballter Faust sandte er, gleich dem Jupiter tonans, die Wetter seines Anathema's herab auf sie, die er für jeden Hallenser merklich genug charakterisirte, und überschritt jedes Maaß der Rücksicht, Klugheit und Schonung. „Und wollet Ihr wissen, wer Schuld ist an dem Elend und der Herzenshärtigkeit dieser Zeit? Ich will's Euch sagen. Das ist jener Newton, jener Leibnitz, in denen Satan und Luzifer dem zehnfachen Höllenpfuhl entstiegen, um die Welt zu füllen mit allen Gräueln des Unglaubens und der Verderbniß! Das ist jene französische Mode und Gesittung, die alte Buhlerin von Babel, deren Mund voll ist von Atheismus und Lästerung! Aus ihrem Becher haben getrunken die eitlen Kinder dieser Welt, aus ihrem Becher getrunken die Könige dieser Zeit, die den Unglauben und Afterwitz in Schutz nehmen und der reinen Lehre und Gottseligkeit ein Bein stellen! Sie sind's, die, weil sie selbst unnütz sind, unnützen Knechten das Pfund anvertrauen, das ihnen Gott gegeben, und" — Das war zu viel! —

Lautlos, bleich und ängstlich hatte die Gemeinde die Rede vernommen, Keiner rührte sich, sondern schielte nur verstohlen zu Wolf und den Studenten hinüber oder

hinauf auf den Orgelchor. Wolf und den Studiosen schien es Ehrensache, auszuhalten, und kein Zucken der Wimper verrieth, was in ihnen vorging.

Friedemann that desgleichen.

Als er aber die Philosophie angegriffen, die geheiligten Namen Newtons und Leibnitzens besudelt sah, als sogar ganz unzweideutig auf Friedrich II. angespielt wurde, da brach seine verhaltene Wuth los, und indem er alle Register zog, fiel er mit erderschütterndem Orgelton dem triumphirenden Spex in die Rede, daß sie erstickte. Umsonst bemühte sich der Redner, durchzudringen. Nach einem kurzen, peinlichen, entwürdigenden Kampfe mußte er die Kanzel, fast ohnmächtig vor Schreck, Scham und Wuth, verlassen! Unter'm Rauschen der Orgel erhob sich die wieder vom Bann befreite Versammlung und verließ die Kirche, vor deren Thüren sich nun dichte Gruppen gestikulirender Musensöhne und kopfschüttelnder Bürger versammelten. — Wolf, ein ebenso einsichtsvoller wie weltkluger Mann, schritt eilig durch eine Nebenthür aus der Kirche, lehnte die Begleitung seiner jungen Freunde ab und begab sich nach Hause. Auch Friedemann, von einer Schaar Enthusiasten empfangen, verließ diesen peinlichen Schauplatz, nur Spex, voll Angst vor der Rache der Studenten, wagte nicht, die

Kirche zu verlassen. Letztere hatten allerdings nicht übel Lust, dem Apokalyptiker ihres verdorbenen Jahrhunderts einige Liebesbeweise zu verabreichen. Nachdem sie über eine Stunde gestanden hatten, erschienen, vom Kanzler Wolf entsendet, die Pedelle in ihrer Amtstracht, mit Mantel und Stab, und ersuchten die Studirenden im Namen des Senats, sich durch keinen Zornausbruch zu entehren und den rein geistigen Streit in die Wirklichkeit hinüberzuziehen. Dies wirkte. Die Studenten verließen den Kirchplatz und legten sich im Saufloch vor Anker, um zu berathen, was gegen die „Pietistenbande" zu thun sei. Es wurde ein Fackelzug für Wolf und Friedemann, ein „Pereat mit obligatem Randal" für Spex beschlossen. —

Friedemann Bach ging in seinem Zimmer auf und nieder. Er hatte mit der Theologie, mit dem Glauben der Kindheit, der Alles in Bausch und Bogen anerkennt, Abrechnung gehalten. Trotzdem aber überkam ihn ein stilles, tiefes Weh über diesen Verlust. Etwas wie Reue, oder wie das Bewußtsein, nicht ganz vernünftig gehandelt, die Kunst des Lebens wiederum einmal nicht recht begriffen zu haben, versetzte ihn in einen gemischten Zustand von Aerger, Schmerz, Genugthuung und einer Art Verlegenheit, die nicht ohne Beimischung

von Unruhe und Kummer für seine Lage war. Er hatte sich in einen Scandal verwickelt, dessen Art und Weise ihm schmachvoll für beide Theile erscheinen mußte, dessen Oeffentlichkeit er besonders fürchtete, wenn er an seinen Vater dachte. Er hätte ihm die Affaire gern verheimlicht. Das aber war ihm selbst ein schlechtes Zeichen für sein Recht in dieser Sache, und doch konnte er nicht finden, daß er irgendwie unrecht gehandelt habe. —

Friedemann hatte keinen Begriff davon, was eine Parteisache, ein Parteistreit sei, welche Folgen und Beziehungen dergleichen für und zu dem Einzelnen habe. —

Es ging aber in diesem Streit zwischen Theologie und Philosophie, wie es in jedem Kampf der Parteien zu gehen pflegt.

Beide Theile hatten in ihrem Grundprinzip, im innersten Kern ihres Wesens Recht, aber die Formen, in denen sie sich kund gaben, geriethen mit einander in einen Kampf, der sich ja heut noch, wie wohl in andrer Weise, fortsetzt. Dieser hartnäckige Kampf trägt eben die Reinigung beider Ideen von ihren formellen Schlacken, wie ihre endliche Versöhnung in seinem Schooße. Dies zu begreifen vermochte Friedemann nicht, denn er war

sofort nach seiner Ankunft in Halle in das Getriebe hineingezogen worden. Wäre er indeß seinem rein künstlerischen Instincte gefolgt, hätte sich sein Augenmerk rein auf Erringung seines musikalischen Ziels gerichtet, so hätte ihn dies Streben schon an und für sich davon ausgeschlossen.

Der Mangel an Weltblick und an der zähen Ausdauer: nur Eins im Leben, seine Kunst, zu wollen, hatte ihn wieder an jene Klippe geführt, wo das Straucheln gar so leicht war.

Hieran war auch seine in gewissem Sinne zu vielseitige Bildung Schuld. Musik und Philosophie — welcher Antagonismus! Sein menschliches Ziel in der Kunst allein zu finden, verstand er nicht, er suchte es noch anderswo. Früher hatte ihm die Liebe einen Streich gespielt, nun that's die Wissenschaft. —

Beide Parteien in Halle hatten sich in den alten Streit seit jenem Tage verbissen, wo Thomasius den Pietismus verließ. Im Laufe der Zeit war die Erbitterung und Starrköpfigkeit beider Gegner gewachsen, hatte sich durch Privatneigungen und Vortheile befestigt, und so war es kein Wunder, daß es einmal zu einem eclatanten Scandal kam, in welchem Friedemann zum Sündenbock gemacht wurde.

Dies Alles fühlte er instinctiv, aber es fehlte ihm die klare Erkenntniß desselben.

Mit sich selbst uneins, nahm er Hut und Stock und ging zu Wolf, seinem alten Mäcen. —

Er fand denselben keineswegs in so rosenfarbener Laune, wie er gehofft hatte.

„Das ist ein schlimmer Handel, lieber Bach! Ist mir sehr unangenehm und kann für Sie Folgen haben, die wir uns nicht träumen lassen.“ —

„Aber mein Gott, habe ich denn Uebles gethan? Habe ich denn nicht das Recht, die Orgel wie mein Vater zu gebrauchen? War es denn länger zu ertragen, die Wissenschaft, Sie selbst, die Namen der beiden größten Männer unsrer Zeit, ja sogar einen Fürsten beschimpft zu sehn, dem wir Alles verdanken?!“ —

„Mein Gott, wer bestreitet denn das, Freund, daß uns Unrecht geschehn ist? Aber ist denn das ein Grund, selbst ein solches zu begehen? Sie in Ihrer Stellung als Künstler, als Diener der Kirche, durften sich unter keiner Bedingung, wenn Sie die Wissenschaft auch noch so sehr lieben, in deren Streitigkeiten mischen! Geben Sie nur Obacht, was nun geschieht! Die Studenten werden nicht ruhig sitzen, ich kenne das, und ich werde alle Hände voll zu thun haben, um Excesse zu unterdrücken.

Ob Spex die Philosophie von der Kanzel herab beschimpft oder nicht, bleibt sich doch gleich. So lange unser Monarch regiert, sind die Frömmler uns nicht gefährlich, und wenn der Theologe sich gegen unsern König vergißt, mag er seine Haut nur in Obacht nehmen, uns geht's nichts an. Sie werden aber die Geschichte ausbaden müssen, verlassen Sie sich drauf. Er wird Sie in Berlin beim Consistorium denunciren, und wenn Sie da nicht sehr gute Freunde haben, können Sie leicht um's Amt kommen. Sie haben einmal die Subordination dem Vorgesetzten gegenüber, die Ehrfurcht vor der Kirche vergessen; ob Sie dabei Recht haben, danach frägt kein Teufel!" —

Nun erst eröffnete sich Friedemann die ganze Folgenreihe seines unklugen Benehmens. —

„Aber mein Gott, Illustrissimus, was soll ich denn thun, was hätte ich denn vermeiden sollen?" —

„Sie wissen, bester Bach, wie lieb ich Sie habe. Ich achte Sie als Künstler wie als Mensch und schätze Ihre wissenschaftliche Reife. Was Ihnen aber fehlt, ist Lebensklugheit. Deß Brod ich esse, deß Lied ich singe. So sehr Sie Philosoph sind, müssen Sie sich doch sagen, daß Ihre Kunst allein in der Theologie, im kirchlichen Ritus seine Wurzel hat, wo nicht die

Speculation, das Wissen, sondern der Glaube, das kindlich stille Versenken in die Form wie den Inhalt des Kirchenthums, allein Geltung hat. Als Musiker können Sie gar nicht fromm genug sein, aber sehr leicht zu speculativ, das müssen Sie sich klar machen. Da das Geschehene nun nicht zu ändern ist, muß wenigstens Alles vermieden werden, was den Scandal noch weiter ausdehnen kann. Da Sie nun leicht in den Fall kommen können, für die Wissenschaft bluten zu müssen, und Spex nichts versäumen wird, Sie in Berlin anzuschwärzen, werde ich meinerseits, sobald Sie erfahren sollten, daß Spex etwas gegen Sie im Schilde führt, eine ausführliche Darlegung der Thatsache an die Behörde senden, um Sie vor den Folgen zu schützen. Sie sind durch Ihr übereiltes Benehmen nun einmal in der öffentlichen Meinung auf unsere Seite getreten, so sehr Sie auf die andere gehören; und so lange Sie sich in Ihrem Amte und sittlichen Wandel nichts zu Schulden kommen lassen, mag Ihnen der Haß des Spex und Schnabel am Ende nicht gar viel anhaben, aber versehen Sie es darin, so sind Sie verloren, und ich selbst kann Ihnen nicht mehr helfen. Folgen Sie meinem Rath, und wenn sich irgend eine Gelegenheit bietet, zu

beweisen, daß Sie kein Gegner dieser Leute sind, versäumen Sie es nicht. Die Wahrheit der Wissenschaft siegt ohne Sie. Wenn Sie in Ihrer Stellung für sie kämpfen wollen, wird Ihnen, wie der Sache, nur geschadet. Nehmen Sie das als aufrichtige Meinung eines alten Mannes, der Ihnen wohl will!" — Noch kleinlauter, aber um Vieles klarer, als er gekommen war, verließ Friedemann des Kanzlers Wohnung.

Niedergeschlagen ging er nach Hause und setzte sich an's Cembalum, um die mannichfachen sorglichen Gedanken seiner Seele zu verscheuchen. —

Wie es bei allen Parteikämpfen geschieht: die einmal durch beliebigen Anstoß in Fluß gebrachte Leidenschaft geht immer weiter, als die Urheber beabsichtigen, und der Fanatismus Einzelner übertreibt dann die Dinge und giebt der ganzen Sache zuletzt ein Ansehn, welches sie selbst und ihren Ursprung entstellt. —

Die guten Hallenser waren lange Jahre gewöhnt, den Kampf beider akademischen Disciplinen anzusehn, und hatten daran ihr Gaudium, aber ein solches Schauspiel, wie das heutige, war ihnen noch nicht geboten worden, und die meisten klüger und ruhiger denkenden Leute gestanden sich, daß das doch etwas zu arg sei. Der Vorfall war ganz angethan, auf den Pietismus,

wie auf die Wolfianer ein schiefes Licht zu werfen, besonders aber fiel der öffentliche Tadel auf Friedemann. So groß einerseits nun der Anhang Wolfs und demgemäß Friedemanns war, hatte doch auch Spez seine Freunde, die ihr Hauptlager im Frankeschen Waisenhause hatten und aus der nicht geringen Zahl der Theologie studirenden Akademiker bestanden.

Die Corps oder Landsmannschaften, deren Verbindungen auf deutschen Universitäten schon im Mittelalter gang und gäbe waren, behaupteten zu Halle seit Wolfs Rückkehr bei Weitem die Majorität, und die Saxonen, Borussen u. s. w. hatten ihre offenen Abzeichen, Farben, Standquartiere und wachten mit eifersüchtiger Consequenz über ihren sogenannten Vorrechten. Von ihnen abgesondert, namentlich seit der Herrschaft Langes, der sich eine Leibgarde bilden zu wollen schien, standen die Theologen, die aus allen deutschen Gauen zusammengesetzt waren, keine Sonderung nach Landsmannschaften kannten, keine Farben und Zeichen führten und deswegen von jenen „die Schwarzen" genannt wurden. Nichtsdestoweniger nannten sie sich nach dem mittelalterlichen Namen der Universität: Bursa, Bursen oder Burschen und hatten eine theokratische Fraction unter sich gebildet. Sie waren die Idealisten der Universität.

Aus ihnen bildete sich die nachmals so berühmt gewordene Burschenschaft, und ähnlich den Geusen wurden die damals noch unschuldigen „Schwarzen" jene politische Verbindung, der Sand entwuchs, dessen That zu den Verfolgungen Anlaß gab, welche nach dem Wartburgfeste über das junge akademische Deutschland hereinbrachen und manchem Tell, manchem Posa und Brutus für's ganze Leben nur Unglück und transcendentalen Weltschmerz eintrugen. —

Es war dunkel geworden, aber die Straßen waren ungewöhnlich belebt.

„Die Studenten bringen Wolfen und Bachen einen Fackelzug, der Spex kriegt ein Pereat," flüsterten die Leute und standen erwartungsvoll vor den Thüren. Auf dem Markt um des Pastors Amtswohnung, um's Thalhaus und bei'm Sauloch lagerten dichte Massen und warteten der kommenden Dinge.

Spex, der von dem, was ihm bevorstand, Wind bekommen, war von den „Schwarzen" umgeben, die nicht versäumt hatten, zum Schutze der Theologie die Schläger mitzubringen. —

Wer hat nicht schon im Leben die Achsel gezuckt und lächelnd den Kopf geschüttelt, wenn er den Musensohn „in halbem Wichs" mit Peitsche, Koller und

Kanonen durch die Straßen „strolchen" und pathetisch den Varinas in vollen Strömen aus seiner langen Pfeife blasen sah? Wer hat nicht eine philiströse Gänsehaut bekommen, wenn er jemals einem Commerce, einem Fuchsritt, einer Taufe, einem Hoftage oder einer Spritzfahrt beigewohnt? Welch' eine utopische Anschauung, welches Champagnerblut gehört nicht dazu, an solchem Firlefanz Geschmack zu finden!

O seid nur Alle ja ruhig und laßt sie gewähren! Erkennt vielmehr unter dieser derben, zügellosen, und barocken Form den wahren Inhalt dieser kurzen, schäumenden Zeit der Freiheit, des Genusses.

Ein Student in seiner tollsten Laune hat immer etwas Trauriges für mich. Er ist das Symbol der sterbenden Kindheit!

So muß man ihn verstehen und achten, und heilig sei uns die letzte Kinderthräne, die ihm beim Scheiden aus diesem Mai des Lebens, „wo alle Knospen sprangen," in's letzte Glas rinnt. Mag er immerhin etwas Bocksbeutelei treiben, die Jugend hat ein Recht, so zu sein. Jene dünnen Kameele mit doppeltem Magen aber, die um die Freitische wedeln, sollt ihr verachten, denn aus ihnen werden jene Lumpe, die die Wissenschaft feil bieten, deren ganzes Leben Sykophantrie ist! —

Im vorigen Jahrhundert mischte sich weder Civil- noch Militär-Behörde in studentische Demonstrationen, und die akademische Freiheit, der junge Hallische Löwentrotz, kannte nur zwei zwingende Gewalten: den Pedell und den Manichäer.

Auch Wolf erhielt Kunde von dem, was sich vorbereitete, und zwei Pedelle gingen nach dem Saufloch, die Herren Seniores zu einer Unterredung zu bitten.

Obwohl überrascht, leisteten dieselben doch sofort Folge, und wenngleich ohne Fackeln, wurden sie doch von den Commilitonen, die den Scandal schon nicht mehr erwarten konnten, zum „Illustrissimus" geleitet. Wolf empfing die Corpsburschen damit: daß er von der Ehre gehört habe, die man ihm zugedacht. Er nehme sie aber für empfangen an, und, wohl wissend, daß die Landsmannschaften der beste Hort der Wissenschaft seien, danke er, bitte sie aber, gleich dem Löwen in der Fabel des Hasen zu schonen, ihm zu Liebe sich all' und jeder Demonstration zu enthalten und zu bedenken, daß die Philosophie sich selbst entehre, wenn sie nicht Stolz und Großmuth an dem Feinde übe. — Seinem eindringlichen Ermahnen gelang es denn auch, die erhitzten Gemüther zu beruhigen und es dahin zu bringen, daß die beabsichtigte Kundgebung unter-

blieb. Vergebens hofften die „Schwarzen" auf die Gelegenheit, eine Lanze für den würdigen Spex einlegen zu können.

Ganz beruhigten sich die Landsmannschaften indeß nicht. Sie sahen es als eine Blamage an, die Geschichte so hinzunehmen, und wollten wenigstens dem Mann, der sich so muthig und entschieden der Sache der Wissenschaft angenommen, eine Anerkennung zollen. Wie erschrak nicht Friedemann, als die Corps ihm vor's Haus rückten, eine Deputation an ihn sandten, ihm zu danken, und ein donnerndes Vivat nebst solennem Ständchen brachten. Verlegen stammelte er ein paar Dankesworte und ließ sich gefallen, was eben nicht zu ändern war.

Zum Unglück wohnte aber nebenan der Unterorganist Schnabel. Als er gehört hatte, daß es mit dem beabsichtigten Charivari nichts werden würde, schwoll ihm der Kamm, besonders da er wußte, daß die Schwarzen nicht weit seien. Es gelüstete ihn, seinerseits gleichfalls zu zeigen, daß er ein Ritter ohne Furcht und Tadel sei. Er wünschte seinen Namen doch auch in den Annalen dieses Kampfes zu wissen, überdies erbitterte ihn die neue Ehre, die seinem Feinde soeben widerfuhr.

Sein Haus war fest verschlossen, das wußte er.

Als die Studiosen nun eben im besten Singen und Vivatrufen waren, öffnete er das Fenster und rief hinab: „Ich verbitte mir hier jede Ruhestörung und ermahne Sie, wie sich's für anständige junge Leute geziemt, nach Hause zu gehen!" —

Alles wandte sich rasch nach dem verwegenen Sprecher, und eine Todtenstille trat ein.

„I, das ist ja der krummbeinige Schnabel! Haut doch dem Kerl das Leder voll!" — Ein rauschendes Gelächter tönte durch die Straße und man schickte sich an, die Hausthür zu erbrechen. Jetzt aber zeterte und lamentirte die entsetzte Ehegenossin auf den aschfarbenen Gatten los, der da gewagt hatte, den hallischen Löwentrotz zu wecken. Wäre es nach dem Sinn der Mehrzahl gegangen, so hätte Schnabel nie mehr den Schnabel gegen einen Studenten erhoben, aber die Senioren beschwichtigten ihre Corpsbrüder, und besonders Friedemann war es, der, Alles befürchtend, das Schlimmste von dem Haupte seines Gegners abwendete. Ungestraft jedoch sollte er nicht davon kommen, man wollte sich mit ihm wenigstens einen Spaß machen.

Unter furchtbarem Geschrei und Gepolter wurde der „Kopf" dieses „Elenden" gefordert!

„Schnabel 'raus! Raus mit'm Schnabel! Will

Er wohl 'raus, alter Storchschnabel!" u. s. w. heulte es rings umher.

Fast blödsinnig vor Entsetzen, beschworen von seiner jammernden Frau, erschien zähneklappernd der arme Schnabel am Fenster.

„Meine Herren, ich" —

„Hurrah, da ist der verdammte Kerl!" —

„Ach du mein Gott, meine Herrn!" —

„Maul halten, altes Kameel!" brüllte der Präses der Versammlung.

Eine Todtenstille trat ein.

„Ach, verzeihen Sie mir, meine Herren, in der Hitze —"

„Ja, ja, verzeihen Sie meinem Manne, meine Herrn, er versteht nicht mit Dero Hochgeboren umzugehen!" rief angstvoll die Ehefrau dazwischen, die den Sprecher bei Seite gedrückt hatte.

„Hurrah!" ertönte es von unten.

„Bravo! Die Mutter Schnabeln ist eine kluge Frau, sie hat die Hosen an!" rief der Präses und Alles lachte. „Will Sie die Wache über Ihren krumbeinigen Gatten übernehmen, daß der Schnabel künftig den Schnabel hält?"

„„Ach ja, gewiß, er soll's nicht wiederthun!""

„Gut. Lasse Sie ihn an's Fenster treten und bringe Sie eine Schlafmütze und einen Kochlöffel!" —

Die Dame verschwand, Schnabel erschien wieder und harrte zitternd, wie Heinrich IV. in Canossa, der Absolution.

Seine Frau erschien mit dem Verlangten.

„Setze Sie ihm die Mütze auf!" —

Es geschah. —

„Nun halte Sie als sein Vormund und Herrscher den Löffel wie ein Schwert über sein Haupt. Er aber, unwürdiger Schnabel, scheußlichster aller Schnäbel, die je in Neid und Dummheit geöffnet wurden, spreche Er nach, was ich Ihm sage: —

Ich bekenne hiermit, daß ich ein grenzenloser Esel bin, der größte mente captus meiner Zeit!" —

Unter wieherndem Gelächter sagte in dieser possierlichen Stellung der Gemarterte die Formel her.

„In Anbetracht dessen und meiner Unzurechnungsfähigkeit gelobe ich, nie etwas zu sagen, als was mir meine Ehefrau, die das Scepter führt und die Hosen anhat, vorspricht!"

„— vorspricht!" —

„Amen!" —

„Amen!" —

„So sei denn frei, wackerer Schnabel, sehr werther Haupteſel der Theologie. Es lebe die Landsmannſchaft!“

Und unter furchtbarem Halloh verzog ſich die jugendliche Volksjuſtiz.

Die Affaire war hiermit beigelegt und hatte außer einigen Paukereien, die die „Schwarzen“ nachträglich contrahirten, keine weitern äußeren Folgen.

Der Fluch der Lächerlichkeit und Gemeinheit, der aber ſeit jenem Tage auf Spex haftete, war zu groß, als daß er ihn nicht zur Rache hätte anſpornen ſollen. Trotzdem er nun wußte, daß er in Berlin nicht gerade leichtes Spiel hatte, ſetzte er mit Schnabels Hülfe eine voluminöſe Klageſchrift auf, die er einſendete. Der Poſtmeiſter von Halle, Friedemanns Freund, roch aber den Braten, benachrichtigte Bach, und ſo ging wenige Tage nach Spex's Lamentation eine „wahrhafte Darſtellung der Sachlage“ von Wolf verfaßt und mit Zeugenunterſchriften bedeckt, nach Berlin ab. Das Landes-Conſiſtorium zu Berlin aber getraute ſich nicht, über Friedemann abzurteln, da er von Friedrich ſelbſt in's Amt geſetzt war, und referirte es dem König. Dieſem war aber auf näherem Wege das Wolf'ſche Schreiben bereits zugegangen und ſeine Reſolution lautete: „Dem Bach ſtehe allein die Verfügung der Orgel

zu, doch rathe er ihm, sich allein um seine Kunst und sein Amt zu kümmern, sonst werde er ihn zum Teufel schicken. Dem Spex aber sei zu bedeuten, daß, wenn er die Kanzel noch einmal zu Allotrien gebrauche, er ihn zum Zuchthausprediger in einer Festung machen werde."

Als Spex diese Resolution empfing, wollte er in die Erde sinken. „O nur abwarten!" sagte er zu Schnabel, „es kommt doch noch eine Zeit, wo dem Herrn Bach ein Bein zu stellen ist." —

Von dieser Zeit an behandelte er Friedemann auf das Zuvorkommendste und Liebreichste. Bach, so wenig Gutes er hinter diesem neuen Benehmen wittern mochte, vergalt es doch mit Artigkeit um seiner Stellung willen.

So vergingen einige Jahre, in denen Friedemann sich ernstlich auf seine Kunst allein warf, einige große Orgelconcerte gab und einen vortrefflichen Chor wie ein gutes Orchester, meist aus akademischen Kräften, bildete, für die er auch einzelne Piecen componirte.*)

---

*) Aus dieser Zeit stammen wohl folgende Compositionen Friedemanns: 1) Cantate zur Geburtsfeier Friedr. II. O Himmel schonet (D-Dur.) 2) Dom. 2 p. Epiphan. 8 Parot. alla Dom. Palm: Wie sind Gottes Werke geschaffen (F-Dur.) 3) Festo 1 Paschal: Erzittert und fallet (D-Dur.) 4) Sinfonie à 2 Trav. 2 V. Va. e. B. 5) Sonat p. 1 clav. ded. à S. Ex. Msg. de Happe. Halle 1748.

Was aber der Quell seiner stillsten, heimlichsten Freuden, der Stolz und Glanzpunkt seines Lebens werden solle, war eine Art Oratorium, das er heimlich schrieb.

Nicht der Tod Jesu war es, wie damals in Dresden, nein etwas, was ihm noch tiefer und gewaltiger däuchte.

Das Oratorium führte den Titel „Luzifer." — Es war nicht eigentlich ein Oratorium, nicht eigentlich eine Oper, es sollte Beides werden: eine religiöse Oper, die aber über den Raum der Bühne wegginge und nur in der Kirche zu executiren sei. Hierin gerade zeigte sich der tiefe und nicht zu verwischende Abfall Friedemanns von dem rein religiösen Kunststandpunkt des Vaters, daß er das Thema nicht rein kirchlich halten wollte, sondern mehr in abstract philosophischer Form. Er wollte in dieser riesigen Tontragödie die Entstehung der Verneinung, des Schattens aus dem Licht, den furchtbaren Kampf beider Gegensätze, die tragische Vernichtung Luzifers durch den Herrn, der Finsterniß durch's Licht, und die endliche Harmonie und Versöhnung beider Prinzipien darstellen.*)

*) Von diesem Opus soll noch eine Dreiundzwanzigstimmige Fuge vorhanden sein, die die Randbemerkung trägt: „und die

Er hatte sich eine Aufgabe gestellt, die, obwohl sie im Gefühl der Zeit lag und sich in der Dichtkunst später durch Goethes Faust, Byrons Kain, Manfred, Himmel und Erde und Immermanns Merlin verwirklichte, doch zu den innern und äußern Mitteln, die er besaß, in gar keinem Verhältniß stand, übrigens auch in der Sphäre der Musik gar nicht zu erreichen war.

Selbst wenn ihm das Unerhörte wirklich gelingen mochte, wer im Publicum wollte es so verstehen, wie er, der Autor, es gefühlt, der Schwierigkeiten bei der Ausführung vollends nicht zu gedenken. Der schlimmste Fehler eines Künstlers ist: ein falsches Ideal zu haben, noch schlimmer ist's, wenn das Ideal schön, aber unausführbar ist. Das Verderblichste aber ist, wenn der Gedanke des Dichters von der Verkörperung so verdunkelt und aufgehoben wird, daß das Werk einen räthselhaften Charakter trägt. Da bleiben die Herzen stumm und der Verstand grübelt, wo er genießen sollte.

Teufel stritten wider einander." Der Drang, die Idee seines Werkes in eine musikalische Form zu zwingen, verleitete ihn zu den gröbsten Uebertreibungen. Davon geben auch zwei kleinere Arbeiten aus dieser Zeit Zeugniß: 1) Dom. 1 Advent: Lasset uns ablegen die Werke d. Finsterniß. 2) Alle Thale sollen erhöht, alle Hügel sollen erniedrigt werden. —

Die Empfindung zu fesseln und zu bestimmen ist die erste Arbeit des Künstlers; nichts darf dem Beschauer im Kunstwerk verborgen bleiben, sonst ist die Arbeit nichtig.

Das Leben ist eine schwere Kunst, aber noch schwerer ist's, das Leben mit seiner Wahrheit, seiner Fülle in der Kunst zu verkörpern, mit Kindlichkeit das Höchste abzuschildern, daß es dem gemeinen Mann, wie dem Weisen, gleich warm und klar in's Herz strömt. O Friedemann, Friedemann, denke zurück an's Haus des Vaters, zurück an jenen mondhellen Abend, wo du Auge in Auge dem alten Bastian gegenüber saßest und er Dir sagte, was Kunst, was Leben sei! —

Mit jener alten Knabenstarrheit ist die alte Eitelkeit in Dich zurückgekehrt und treibt Dich in's Verderben! — Seht ihn da sitzen an seinem Pult, wie die Feder über's Papier fliegt. Bald dichtet er, (er schreibt sich selbst den Text,) bald componirt er, bald rauscht seine Hand über die dämonisch erklingenden Saiten! —

Es hat etwas Entsetzliches, sich einen Menschen emsig, mit fast wahnsinniger Begeisterung, in einsamer Kammer ein Werk schaffend zu denken, das seinen Untergang herbeiführen wird.

Er gleicht dem Schreiner, der einen Sarg macht,

ihn prunkvoll vergoldet und nicht weiß, daß es sein eigener Sarg ist. —

Friedemann war vollständig vernarrt in sein Thema, und da Niemand um seine Arbeit wußte, konnte ihn auch Niemand warnen. Jetzt wäre es ohnedies zu spät gewesen, wem hätte er auch geglaubt! —

Und wieder bildete die Liebe, jene Liebe zur Sängerin Astrua, die noch thörichter war als die erste Neigung für Antonien, den Hebel seines Strebens. Er wollte mit diesem Werke seinen Bruder Emanuel, Graun, Händel, selbst seinen Vater überstrahlen, mit ihm die Astrua und eine hohe Stelle an Friedrichs Hof gewinnen! — Astrua schrieb ihm oft und er ihr. Sie hatte ihm gesagt, daß sie ihn liebe, daß er aber nie ihre Hand erlangen werde, wenn er nicht Etwas geschaffen habe, was ihn zum bedeutendsten Künstler seiner Zeit mache. „Ich bin zu sehr Künstlerin, um nicht im größten Musiker den liebenswertheften Mann zu sehn.“ — Das wollte er werden. —

Es war Ende 1749, als er mit der ersten Abtheilung des Luzifer fertig war, er hatte die schöne Italienerin mit Uebersendung der Partitur überrascht und wartete mit Spannung auf das erste Antwort-

schreiben, das ihn zum glücklichsten Mann, zum größten Künstler machen sollte.

Die Antwort kam, mit ihr die Partitur zurück. —

„Mein Bester!

Anbei erfolgt der erste Theil Ihres Werkes „Luzifer" dankbarst zurück. Ich würde es für ein Verbrechen an der Kunst, wie an Ihnen, halten, unehrlich mit Ihnen umzugehen und Sie mit Schmeicheleien zu betrügen. Das Werk enthält große Schönheiten, Schönheiten, deren Größe mich erschreckt, aber wie ich sie nach meinen Begriffen in der Kunst nicht wünschen kann. Ich bekenne, daß ich die ganze Tondichtung mit Dem, was sie abzweckt, nicht verstehe, selbst nachdem Sie mir in Ihrem Begleitschreiben den Plan des Ganzen auseinandergesetzt haben. Das ist gar kein musikalischer Stoff, denn selbst, wenn man ihn verstände, müßte man ihn nie gehört zu haben wünschen. Ich beklage Sie aufrichtig, daß Sie sich künstlerisch so verirrt haben. Und nachdem mir die Ueberzeugung geworden, daß Sie von Dem, was ich von Ihnen erhoffte, weiter entfernt sind, als je, scheide ich von

Ihnen mit dem Wunsche, daß Gott Sie in seinen Schutz nehmen möge.

Leben Sie wohl!

Ergebenst

Astrua."

Mit einem Schrei der Verzweiflung brach er zusammen!

— — — — — — — — — — — — — —

Es war Nacht, als er vom Boden sich erhob, todesmatt und verlassen! — Mühsam zündete er Licht an und sah sich wirr um in der öden Stube.

Auf dem Boden lag der Luzifer. — Er hob ihn auf, schritt nach dem Ofen und warf das Manuscript auf die halbverloschene Kohle.

Als die Flamme hell aufloderte und die Schöpfung seiner Nächte, das Kind seiner Träume, verzehrte, kicherte er, vor dem Ofen hockend, laut auf, und bei'm Scheine der zuckenden Flamme, in welcher Lucifer sich knatternd wand, sang er gebrochen in näselndem Tone: „Willst Du dein Herz mir schenken?" —

„Dem Friedemann Bach ist's nicht richtig im Kopf!" sagten seitdem in Halle die Leute und hatten Recht.

Er war nicht eigentlich wahnsinnig, aber wenn er auf einen bestimmten Gedanken verfiel, auf eine Ideen-

combination, die kein Andrer begreifen konnte, machte er so tolle Streiche, daß man ihn endlich für amtsuntauglich erklären mußte. —

Spex und Schnabel lachten. —

In dieser furchtbaren Zeit empfing er plötzlich, zufolge seines bisherigen Rufs, das Patent eines Hessen-Darmstädtischen Kapellmeisters. — Er zerriß es! —

Eines Abends schritt er, wie er ging und stand, zum Leipziger Thor hinaus. Niemand in Halle sah ihn wieder.

„Ei du Hallischer Löwentrotz,
Wie bist Du doch gezähmet!“ — —

IX.

„Dich grüßen die Sterbenden!“ —

Es giebt Tagewerke, die uns über uns selbst erheben, Tagewerke, die sogar fehlerhaft gethan, ja unvollendet, uns in uns selber Befriedigung gewähren und Achtung verdienen, wenn man sie auch nur gewollt hat. In solchen Stunden, so ihres Zweckes sich bewußt, zieht die Seele ihr schneeiges Feierkleid an, das Herz hüllt sich tief in die Schauer der Andacht, und ernste Erinnerungen scheinen das einzige Band zu sein, das uns an Irdisches kettet. Ein solches Tagewerk ist heut das Meine, ein glühendes Opfer, dargebracht vor Gott und der Welt der Erinnerung an einen heilig großen Todten! —

Sammle Du, der mit mir den stillen Ernst dieses Augenblicks durchfeiert, deinen Geist, nicht um dieser armen Zeilen, sondern um Dessen willen, Dem sie gel-

ten, denn der Hauch eines Sterbenden, das Echo eines Verstorbenen grüßt Dich aus ihnen! Leise trete die Erinnerung zu Dir und öffne flüsternd den Sarkophag Deiner Vergangenheit, dem Deine abgeschiedenen Lieben, Aeltern, Gatten, Kinder, Geschwister und Freunde entsteigen und Dir ihr bleiches, süßes Bild zeigen, das Bild ihrer letzten Stunden, ihres letzten Seufzers, den letzten Eindruck ihres Erdenseins, den zu erhaschen und zu bewahren Dir vergönnt war!

Im Kreise dieser hohen, heiligen Versammlung von Schatten laß uns in's Knie sinken, und tiefe Wehmuth soll eine stille Todtenmesse halten!

Gesegnet sei das Andenken der geschiedenen Menschheit! Gesegnet die geweihte Asche, der wir entwuchsen! Gesegnet vor Allem seist Du, ewiger Sänger und Gottesknecht, dem drüben im Land der Verheißung ein schönerer Tempel des Ruhmes steht, als mein Lied Dir erbauen kann!! — — — — — — — — —

Im Jahre 1750, am Abend des 30. Juni, starb Johann Sebastian Bach, der Unvergleichliche!! — — — — — — — — —

Hundert und sieben Jahre sind seitdem über die Erde gezogen und außer bei wenigen edleren Geistern ist sein Andenken in der drängenden

Masse der Generationen verschüttet. Seine Werke erscheinen uns wie ein Geistespetrefact. Wir verstehen die Seele jener gottessicheren Frömmigkeit nicht mehr, die er besaß und in sie legte.

Wir sollten uns tief schämen, wenn wir an den todten Bastian denken, schämen und ihn sammt seiner ewig schönen Tonwelt gleich den Schatten unsrer Liebe emporheben aus dem Grabe, ihn an unser Herz legen und erwecken für die ganze Welt, wie einen anderen Lazarus! —

In den Tagen des alten Roms, wenn die harrende Menge beim Kampfspiele saß in jenem Riesentrichter, auf dessen Grund die blutigen Todeswürfel fielen, lief vom Kaiser bis zum Sclaven ein Schauer durch's Gebein der Menge, wenn die Gladiatoren paarweise aus dem Zwinger traten, den Kreis umschritten und sich beugend sagten: „Morituri te salutant, Caesar!“ —

Ein solcher Gladiator ist jeder Mensch in seiner Zeit. Mit dem gierigen Panther der Existenz, der Hyäne des Neides und der Unersättlichkeit, mit all jenen lungernden Ungeheuern der Gesellschaftslaster ringend, sinkt er endlich in den Staub. „Moriturus sa-

lutat, fratercule!“ — Die Versammlung überrinnt eine flüchtige Gänsehaut, daß wieder Einer hin ist, und das Schauspiel geht weiter. — Im allerstrengsten Sinne ist aber Der ein Gladiator, der sein Leben durchkämpft um des Schönen, Wahren und Guten Willen, der der zuschauenden Menschheit unvergänglich Hohes eröffnet und es mit dem Tode besiegelt. Wenn er zum letzten Mal in die Arena tritt, da zittert die Achse dieser Erde, durch's große Herz Gottes zuckt ein jähes Weh, und geschwinder streckt er die Arme nieder und zieht den sterbenden Fechter empor in seinen Schooß, ihn zu schmücken mit den ewigen Kränzen der Liebe.

O, gewöhne Dich, nicht nur jeden Sterbenden, nein jeden im Kampfe der Zeit Lebenden so anzusehn und mache ihm den Sieg nicht allzuschwer! Bedenke, daß auch Du sterben mußt, Crassus, auch Du, Cäsar, auch Du, lächelnder Epikur!

Dann liegt der duftige Kranz von Weinlaub und Rosen vertrocknet um Deinen welken Cadaver und der leidige Archimimus, die Meinung der Ueberlebenden, schreitet hinter deiner Bahre und parodirt dich; Du aber liegst still und kannst nicht sagen, daß er gelogen! — — — — — — — — — — — —

Unsere Gedanken verlassen das enge, finstere Halle mit seinem Streit und eilen den wirren Schritten jenes Armen nach, der da am Kreuzweg steht und in die Gegend schaut, in die weite, leere Welt, als wenn er ein Fremder wäre auf Gottes Erde.

Auch das liebe, freundliche Trotha bleibt wie eine verwelkte Blume zurück, denn die Vögel sind ausgeflogen über Nacht. Wohl steht da noch die geschwätzige Mühle im Grunde, und in ihr hauset der lustige Müller mit seinem lustigen Weib, aber alle Leute in Trotha will es bedünken, als sei er und die Sabine um ein groß Theil weniger lustig als sonst, und jede Schnurre kommt so heraus, wie wenn sie eben im Kopf gemacht und nicht dem Herzen entsprudelt wäre. — Die letzte Zeit hatte viel geändert. Friedrich von Eichstädt und Antonie von Kollowrat-Brühl waren verheirathet, hatten ihr schönes, neues Haus in Berlin bezogen, und nach wenigen Monaten war der alte Herr Abraham sammt Ehefrau vor Sehnsucht nachgefolgt, hatte Georgen die Verwaltung von Trotha überlassen und das zweite Gut bei Potsdam übernommen.

Darin hatten sich die Trothaer schlecht finden können, am wenigsten der Müller. Wie der Hund sei-

nem Herrn nachheult, so jammerte in ihm die Sehnsucht nach seinem „Herrn Bruder Abraham," und wenn seine Sabine und der Junker George nicht gewesen wären, bei Nacht und Nebel wäre er davongelaufen. —

Auch unser Weg geht weit hinweg, an jenem armen, blassen Träumer am Kreuzweg vorbei nach Leipzig. — Ob er uns folgen wird? — O ja! Ja, er kommt! Nichts hat er mehr in der Welt zu suchen, nichts hat er mehr in sich, was klar und rein ist, als die Sehnsucht nach der Heimath. — Der verlorene Sohn will wieder zu seinem Vater. — Unsere Gedanken schweifen voran, ihm den Eingang zu erbitten.

Sebastian Bach war seit drei Jahren blind. — Der anhaltende Fleiß, mit dem er in jüngeren Jahren Tag und Nacht studirt, besonders aber die Anstrengung, mit welcher er in jener Zeit, wo Friedemann nach der Dresdener Katastrophe im Hause war, an der Kunst der Fuge gearbeitet und sie Platte für Platte in Kupfer gestochen, hatte sein Gesicht geschwächt und ihm schon im Jahre 48 seine Amtsverrichtungen an der Thomasschule auf's Höchste erschwert, bis im Jahre 49 eine so schmerzhafte Augenkrankheit daraus

entstand, daß er seine Thätigkeit als öffentlicher Lehrer einstellen und sich auf den Privatunterricht seiner vorgeschritteneren Schüler im Hause beschränken mußte. —

Wird man es glauben, in unserer Zeit glauben, daß von einem solchen Werke, welches die Geheimnisse der Harmonie enthielt, von einem Werke, das seinen Urheber, den eigentlichen Vater deutscher Musik, auf's Krankenlager, ja in die Arme des Todes schleuderte, in Deutschland nicht einmal so viel Exemplare abgesetzt wurden, als nöthig waren, die Kupferplatten zu bezahlen?*) —

„Euch grüßt der Sterbende!" —

Ja, ein fast zwei Jahre hindurch langsam Sterbender, der, in immer tiefere Nacht versinkend, sich von der Erde Tag für Tag mehr ablöste, der außer den Stimmen seiner Lieben und der Tonwelt in seiner Brust nur noch einen süßen Glauben hatte: daß sein Friedemann nun, gereift im Sturme des Lebens, jene Sonnenhöhe des Ruhms und der Künstlergröße erklimmen werde, die er von ihm erhofft und erwartet hatte. O dieser einzige süße Erdenglaube, der dem

*) J. W. Forkel, Seb. Bachs Leben S. 53.

Vater blieb, war eine Täuschung. Derselbe Ruf, den Friedemann sich in den ersten Jahren in Halle gegründet und welcher ihm auch den Titel eines Hessen-Darmstädtischen Hofkapellmeisters eingetragen, derselbe Ruf hatte den Vater bethört.

Er ward blind in diesem wohlthätigen Wahn und sah daher nicht, was nachträglich geschah, sah nicht die bangen, warnenden und anklagenden Briefe, die Wolf und einige Hallenser Freunde an ihn schrieben und die ihm Anne-Magdalena verheimlichte. Er sah nicht an seines Weibes thränenrothen Augen, daß sie auf sich allein die Bürde dieser Schmerzen nahm, daß sie, um ihn nicht in Unruhe zu versetzen, sich sogar entschloß, einigemal Briefe zu fingiren, in denen es Friedemann „ganz wohl" ging. — O heilige Lüge der allertheuersten Liebe, die eher das eigene Gewissen beschwert, als dem Gatten des Lebens Dunkel noch düsterer macht! — Alle Glieder der Familie, alle Freunde des Hauses unterstützten Magdalenen, um Sebastian in einem Wahn zu erhalten, der sein Lebensodem war. —

Auf vielfaches Anrathen der Professoren Klausing, Hebenstreit, Wollen und Geßner, die ihn öfters besuchten und auf die Geschicklichkeit eines aus England

in Leipzig angekommenen Augenarztes großes Vertrauen setzten, wagte er es, sich einer Operation zu unterwerfen. — Sie verunglückte zweimal. — Der Vorgeschmack des Grabes war's, die ewige, unerhellbare Nacht, die ihn umfing. In dieser Nacht ging der Tod an ihm vorbei und nahm den armen, unglücklichen David von seiner Seite. Der blinde Vater am Bette des sterbenden blödsinnigen Kindes! Das war in jener Nacht, als der „Luzifer" zurück sank in sein Element, die Flamme! — „Der arme Junge macht mir Quartier bei unserm Herrgott!" sagte Bastian.

Nach der unheilvollen Doppeloperation war aber auch Sebastians bisher dauerhafte Gesundheit durch den Gebrauch vielleicht schädlicher Arzeneien völlig zerrüttet, und seit Neujahr 1750 verschlimmerte sich sein ganzer Zustand.

Hiervon hatte Friedemann in Halle keine Ahnung, denn der alte Bach hatte streng befohlen, daß ihm von Niemand hierüber Nachricht gegeben werde, der nicht seine Liebe verlieren wolle: „denn nichts soll mir den Friedemann auf seiner Ehrenbahn irritiren." —

Später, als Bach's Zustand sich als unheilbar erwies, bestand er um so energischer auf seinem Befehl, den man auch um so strenger befolgte, weil man

Friedemanns nunmehrigen Zusammenbruch erfahren hatte und fürchtete, daß er nach Leipzig kommen könne, wenn er des Vaters Zustand wisse. Man täuschte sich gegenseitig, um sich nicht noch elender zu machen. — Außer Magdalenen waren Mitzler, Klausing, Geßner und Gellert viel um Bach und vertrieben ihm die Zeit. Als es aber im April 1750 schon sehr bedenklich mit ihm wurde, schickte Altnikol seine Friederike mit den beiden Kindern von Naumburg hinüber.

Es ist das Loos der meisten Künstler, arm zu sein und viel Kinder zu haben. So weit Sebastians Name strahlte, wenngleich er sich rühmen konnte, Könige zu Freunden gehabt zu haben, was seine ewig schönen Werke, die große Messe, die Passion, die chromatische Phantasie, die berühmte A-Mollfuge und all der reiche Schatz seiner hohen Gotteslieder, ihm außer der Ehre eingetragen hatten, war so entsetzlich wenig, daß er, ohne sein Amt, dabei hätte verhungern müssen. Und auch das Honorar für sein Amt, das er in den letzten Jahren nicht mehr verwalten konnte und welches man aus Zartheit und Achtung gegen ihn nicht sogleich besetzen wollte, konnte man nur theilweise seinem Ehrgefühl aufdrängen. Wenn er bei der kostspieligen Cur seines Leidens mit den Seinen nicht wirklich Mangel litt,

kam es daher, daß alle Kinder versorgt waren und August III. ihm sein Gehalt als Hofcomponist, obwohl er nicht mehr activ war, theilweis fortgewährte. — Bisher hatte Sebastian noch immer mit einer Art Zuversicht auf seine körperliche Genesung gebaut und seinen ältern Schülern in Contrapunkt und Fuge Unterricht gegeben, nun aber war ihm langsam die schmerzliche Ueberzeugung gekommen, daß es doch mit ihm zu Ende gehe. Auch seine Umgebungen fühlten das, und Altnikol nahm Anfang Juni Urlaub und kam von Naumburg nach Leipzig. Die Anwesenheit seines Schwiegersohns that ihm unendlich wohl, er sah in ihm eine Stütze seiner letzten Tage, einen Mitarbeiter an der Vollendung seines größten didaktischen Werks „die Kunst der Fuge," von welcher nur der erste Theil herausgegeben war.*) Das ganze Werk bestand aus Variationen im Großen. Bach wollte zur Anschauung bringen, was möglicherweise über ein Fugenthema gemacht werden könne. — Der noch unvollendete Theil der Arbeit, die vorletzte Fuge, hatte drei Themata, deren letztes, als stilles Andenken an Potsdams schöne

*) Alle anderen Annahmen widerlegend hat Professor Dehn bis zur Evidenz bewiesen, daß die Kunst der Fuge theilweise schon vor Seb. Bachs Tode herausgegeben wurde.

Tage, den letzten, höchsten Glanzpunkt seines Lebens, die Königsfuge B—a—ch enthielt. Sie wurde durch seine Augenkrankheit unterbrochen, und nun, da Altnikol bei ihm war, wollte er sie vollenden. —

Es ging nicht mehr! Thränen rollten aus seinen lichtlosen Augen. Dem Sonnenaar waren die Schwingen erlahmt, die ihn empor tragen sollten in Begeisterung!

Auf dem Tisch an seinem Bett lag die Bibel. Aus ihr und Klopstocks Messias, der eben die Welt entzückte, lasen ihm die Seinen vor, und er ward gestärkt im Leiden. Du tapfres Herz, Du hast so viel gestritten und gelitten, hast so viel Erhabenes der Menschheit auferbaut, Du hast ein Recht, zu sterben, ein strahlendes Recht auf die Ruhe im Schooße der Liebe, ein Recht, daß Deinen letzten Augenblicken jedes irdische Weh fern bleibe, tief hinter Dir zurück, — unten — auf der Erde! —

Es giebt ein so tiefes Geheimniß in der Natur und ist doch auch wieder offenbar! Es predigen's die Blumen, es reden's die Sterne, der Lenz und der Herbst, der Wurm und der Mensch, und dennoch wird's so wenig verstanden! Wann die Sonne am höchsten steht, muß sie sinken, wann die erstandene Welt am reichsten sich vollendet, muß sie erkalten, zerstieben;

der Tag der Blumenliebe gebiert den Blumentod, — daß die Frucht reif werde. —

„Das ist das Loos des Schönen auf der Erde," — es stirbt.

Aber es stirbt nicht um nichts, sondern vielmehr, weil der höchste Augenblick, die größte That des Lebens, ob sie bejahend oder verneinend ist, eine Idee zu verwirklichen strebt, die im Einzelnen sich nicht verwirklichen kann, weil diese Idee, das Unsterbliche an uns, das Facit unseres Lebens, die Hülse zersprengt, die Puppe durchbricht, den Leib tödtet, um aufzuflattern in die Harmonie der Sphären, in den Makrokosmos des Alls, zur absoluten Vernunft, Freiheit und Seligkeit, zur Einheit im Welt- und Gottes-Ganzen.

Das ist der Trost, das die Stärke, die den ächten Menschen, der sich selbst erkennt, aufrecht hält am Bette des Geliebten, des blassen Streiters, der zum letzten Male Euch grüßt im Staube der Lebens-Arena. Wohlauf! Im letzten Strauß die letzte Kraft! Drüben winken die Palmen!! —

— „Ueber ein Kleines werdet Ihr mich sehn und aber über ein Kleines werdet Ihr mich nicht sehn!" —

Am 27. Juni 1750, wenige Tage vor seinem Ende, erwachte Sebastian Bach nach langem und süßem

Schlummer, und — war's ein Wunder? — er sah auf einmal wieder!

Ein Augenblick überwältigenden Entzückens ward den Seinen gegeben. Alle waren voll seliger Hoffnung. Freudeschluchzend bebte ein brünstig Gebet durch die sonnig erhellte Stube.

Nur Einer war, der sich in keine Träume wiegte. Einer, der gar zu gut wußte, daß dieser kurze Wunderglanz, der das Auge noch einmal belebte, nicht mehr von dieser Welt war: Sebastian Bach selber. Mit mild verklärtem Lächeln die Theuren zu sich ziehend, sprach er mit einer Engelsliebe, die schon der Wiederschein des andern in ihm erwachenden Daseins war: „Täuschet Euch nicht, Kinder! Der liebe Gott vergönnt mir, Euch noch einmal zu sehn. Jetzt sterbe ich auch gewiß bald. — Nein, nein, weinet nicht, macht mir mein armes Herz nicht schwer. Der liebe Gott wird sich über Euch erbarmen, und der Nikol wird Dich nicht verlassen, Mutter! Nicht wahr? Du bist ein guter Sohn!" —

„Darüber härme Dich nicht, lieber Vater, ich will die arme Mutter zu mir nehmen, sie soll keinen Mangel leiden!" —

„Das hab' ich wohl gewußt! — Laßt uns nicht un-

nütz klagen, daß unser Herrgott mich abruft, Ihr könnt noch genug trauern um mich, wenn Ihr mich nicht mehr habt. Seht, ich bin ruhig und zufrieden, einmal muß doch der Tag kommen, wo wir scheiden, wir finden uns ja Alle wieder zusammen!"

Er küßte sein Weib, die Kinder und Enkel, segnete sie und bat sie, die Stube zu verlassen.

Er blieb mit Altnikol allein. —

„Mein Sohn! Du bist ein Mann, und darum sei Dir der letzte Seufzer vertraut und der letzte Gram, den ich auf Erden habe: mein Friedemann!

Mag er in Halle noch so geehrt sein, Friedemann kommt zu nichts, es ist ihm einmal nicht auf die Dauer beschieden. — Eine innere Stimme jammert und klagt mir's zu und läßt sich nicht betäuben. O ich bin auch Schuld dran, Nikol, ich hab' ihn gar zu sehr geliebt, guter Nikol, und das hat ihm Unglück gebracht! — Gott wird mir's verzeihen und ihn in seinen Schutz nehmen! —

Das letzte Exemplar der Fugenkunst, welches in meinem Pulte liegt, hab' ich ihm lange zugedacht und mit Glossen versehn. Schick' es ihm, wenn ich todt bin. Ach, ich hätte das Werk gar zu gern beendet! — Mir wird recht Angst, mein Sohn! Ruf' die Mutter!" —

In wenig Augenblicken, während der Schweiß von ihm rann und er in sich erschauerte, waren die Seinen athemlos um ihn versammelt.

„So, nun ist mir wieder wohl, da ihr um mich seid! — Grüßt mir den Emanuel ja recht und den Christian. — Meinen armen Friedemann auch.“ —

Er griff, wie von peinigenden Gefühlen zerrissen, hülfesuchend nach dem Gebetbuch auf dem Tische und schlug es auf. Mit zitternder Stimme begann er laut zu beten:

„Wenn wir in höchsten Nöthen sein
Und wissen nicht, wo aus noch ein,
Und finden weder Hülf' noch Rath,
Ob wir gleich sorgen früh und spat:
So ist dies unser Trost allein,
Daß wir zusammen in'sgemein
Dich rufen an, o treuer Gott,
Um Rettung aus der Angst und Noth!“ —

Und wie die Herzen und Lippen sich vereinten, stieg herab der Geist des Friedens und nahm den letzten Schmerz vom Herzen des Vaters, den Schmerz um seinen Sohn. —

„Kein Hälmlein wächst auf Erden,
Der Himmel hat's bethaut,
Und kann kein Blümlein werden,
Die Sonne hat's erschaut." —

„Wenn's Friedemann traurig geht, bittet für ihn bei'm König Friedrich, der verläßt ihn nicht! Ja das, das ist meine Zuversicht!" —

Frisch gestärkt fand er nun die alte Freudigkeit, die Erinnerung glücklicher Tage wieder, und er beschloß, das Lied, welches ihm Ruhe gegeben im letzten Augenblick, zu verherrlichen. Und einmal noch die alte Begeisterung in sich entzündend, dictirte er Altnikol den vierstimmigen Choral: „Wenn wir in höchsten Nöthen sein" in die Feder.

„Der soll die Kunst der Fuge schließen." —

Nach dieser Anstrengung ward er sichtlich matt. Man legte ihn zurück in die Kissen. Die Hände Magdalenens in den seinen bergend, dämmerte er vor sich hin. — Zwei Stunden später überfiel ihn ein Schlagfluß, der ein hitziges Fieber nach sich zog, welchem sein matter Körper nun nicht länger wiederstehen konnte.

Den dritten Tag darauf war Johann Sebastian hinübergeschlummert in's Land des Friedens. —

Die Welt schrie auf bei der Nachricht seines Todes,

und Friedrich II., als er's hörte, stand starr vor Schreck, schloß sich im Cedern-Zimmer ein, und seine Flöte klagte und weinte den ganzen Tag und hielt ein einsam Todtenamt um den Verblichenen! —

Jetzt erst begriffen die Menschen, was sie an ihm verloren. Aus seiner Asche stiegen seine Werke, die Stimmen seiner Schüler, seine Kunstapostel, wurden laut und predigten seinen Ruhm. Wie Minerva aus dem Haupt des Zeus, so entsprang aus Sebastian Bach die glänzende Reihe von Ton-Dichtern, die Deutschlands Ruhm wurden und ihm den Namen eines musikalischen Landes eintrugen. Jeder dieser sonst so verschiedenen Geister hat Sebastian Bach zum Sockel seiner Entwicklung, ist aus ihm erwachsen zu eigenster Persönlichkeit. Der Letzte dieses Reigens, in dem sich's am Klarsten abspiegelt, daß Bach der Vater seines Genius war, heißt Mendelssohn-Bartholdy.

Er setzte in dankbarer Verehrung dem Andenken des stillen Meisters vor der Thomaspforte zu Leipzig einen hohen, leuchtenden Denkstein. Zu ihm wallen die Wenigen, die seinen ächten Werth erkannt, und grüßen den Todten. —

Sebastian Bachs Musik ist wie ein Tempel, zu dem der Glaube gehört, um hinein zu gehen, und

weil es schwer ist heut zu Tage, Glauben zu haben, darum gehen so viele Laien und leider auch Musiker an dem Tempel vorbei, verbeugen sich in scheuer Ehrfurcht und reden sich mit ihrer Unwürdigkeit aus, um nur nicht hineinzugehen. Der Alte ist ihnen zu zopfig, sie vermissen die Melodie in ihm, das, was sie Seele nennen! O, sie aber, sie haben die Seele des Gesangs! —

— Ein altes Märchen kommt mir in den Sinn: von Apollo, der einst den Marsias geschunden! — —

— — — — — — — — — — — — — —

— Morituri te salutant! —

— — — — — — — — — — — — — —

Seit den letzten Jahren fängt man endlich an, im großen Publikum so Etwas davon zu wittern, daß der alte Bastian doch nicht so ohne Ideen und Melodie war.

— — — — — — — — — — — — — —

Es war Ende Juli 1751, als ein Mann in mittlern Jahren, bestaubt, gebückt vor Mattigkeit, eine Violine unter'm Arm, durch's Gerberthor nach Leipzig kam. Er schritt um den Wall, der Geisterpforte vorüber, nach der Thomaskirche, als schäme er sich, in die Stadt zu kommen.

Es war Alles so verändert. — Am Cantorhause zögerte er; dann sich zusammenraffend zu einem letzten Entschluß, klopfte er an.

Niemand öffnete.

Er klopfte stärker.

Alles still.

Eine entsetzliche Angst überkam ihn und laut dröhnte die Thür unter seinen Schlägen.

Der Sohn will hinein zu seinem Vater. —

Der Lärm machte die Leute in der Straße aufmerksam. Der Küster kam von der Kirche herüber.

„Mein Gott, Herr Friedemann! — Ach das ist ein rechtes Unglück, nicht wahr?" —

„Was, was ist ein Unglück?!" —

„Na haben Sie denn den Brief von Herrn Altnikol nicht gekriegt?"

„Brief? Altnikol?"

„Mein Gott, da wissen Sie gar nichts? — Erschrecken Sie nur nicht! Ihr Herr Vater ist todt! Die Mutter ist nach Naumburg zu Altnikoln gezogen, das Haus ist leer! —

„Todt! — Fort! — Leer!" lispelte Friedemann. —

Starr, regungslos stand er vor der verödeten Stätte seiner Jugend. Er hörte nicht, wie der Küster

ihm sagte, daß er ihm etwas zu übergeben habe, sah nicht, daß Jener hinweg eilte und mit einem Päckchen wiederkam, welches er in seine Hände legte: die Kunst der Fuge, sein Erbtheil. —

Ohne Laut, ohne Seufzer, ohne Thränen wendete sich der Sohn und ging hinweg. —

Auf dem Kirchhof finden wir ihn wieder, er sucht die letzte Stätte seines Vaters.

Ein Schrei, ein langes, krampfhaftes Jammern tönt durch den Gottesacker. Friedemann liegt auf dem Grabe des Vaters und hält die Erde umschlungen! —

Mein Tagewerk ist aus. —

X.

Daimon.

In einem wahren Eden, zwischen Bergen, Wäldern und Triften liegt in seliger Ruhe, in fast selbstsüchtiger Glückseligkeit das liebe, sonnige Arnstadt im Thüringerwald und schert sich viel um den Wechsel der Zeiten. Die Leute sind da noch so kindlich naiv, so natürlich einfach, wie es eben nur ein Gebirgsvolk sein kann, zumal in der Zeit, von welcher ich rede, im vorigen Jahrhundert. Da war noch keine Armuth, keine Concurrenz, kein Luxus und kein Bedürfniß. Im Schooße des Glaubens nicht nur, nein im platten Aberglauben, in all den mystischen Fictionen, dem Abhub des Mittelalters, waren die Leute zufrieden. Alle Menschen sind fast verschwägert und verwandt, und Taufe, Trauung oder Begräbniß, Gerichtstag und Erntefest scheinen die höchsten und alleinigen Dinge,

welche die öffentliche Neugierde beherrschen, weil eben nichts Wichtigeres passirt. Selbst das Prozessiren ist noch nicht recht an der Tagesordnung. So geflissentlich sich nun auch Einer um den Andern bekümmert und ihm in die Schüssel schielt, so hat doch das auch seine Grenzen in der Einförmigkeit, und trotz allen Glücks verfehlt dies Paradies nicht, recht von Herzen langweilig zu sein. —

In solch' langweiligen Stunden begannen die Arnstädter oft mit frevelndem Muth, sich vom Schicksal etwas Scandal zu erbitten, irgend ein Object, das ihr Interesse recht erregen, ihnen Stoff zur Unterhaltung geben möchte.

Ach, die listigen Götter erhören die Wünsche der Menschen zu ihrem Verderben!

Die Göttin der Bosheit legte also über Nacht den guten Arnstädtern ein Kuckucksei in die Wirthschaft. —

Eines Tages nämlich kam von Erfurt herauf ein wackliges Wägelchen, in ihm saß ein vertrockneter, hagerer Mann, etwa ein Vierziger, schäbig angezogen, und stieg im Gasthof zur goldnen Henne ab. „Es wird ein Leinewandhändler sein," sagten die Leute, denn sie verfuhren viel Leinen- und Wollenfabrikate nach Erfurt, ja weit in den Norden hinein bis Hannover. Der Fremde sprach gar nicht Thüringisch, sondern so

schön Hochdeutsch, „so vornehm," wie's die Leute nicht gewohnt waren. — Er machte auch gar keine Anstalt, Einkäufe zu besorgen, sondern flankirte in der ganzen Stadt und Umgegend umher und bekümmerte sich viel um die Maulaffen, die ihm nachstierten. So waren ein paar Tage vergangen, als plötzlich vor dem Bürgermeister und Amtmann der Fremde mit einem Obstgärtner erschien, der auf dem ersten Berge ein Häuschen und einen Garten hatte, welcher seine Terrassen von Obst, Wein und Hopfengeländen rings um den Berg streckte. Der Fremde hatte das Grundstück des Gärtners angekauft und wollte nun „die Sache gerichtlich machen." Dies geschah, und von nun an wußten die Arnstädter, daß er Doctor Cardin hieß. Er bezog sofort sein Besitzthum, das der Gärtner Hals über Kopf räumen mußte, und etwa drei Wochen später langten Bücher, Kisten und Geräthschaften aller Art, von denen die Arnstädter keinen Begriff hatten, auf mehreren Wagen an. Was Wunder, daß sie ihn für „sehr reich" erklärten?

Die Neugier machte die sonst so gelangweilten Arnstädter etwas unverschämt, und da Cardin nicht der Mann war, sich das gefallen zu lassen oder in den cordialen Gevatterton einzustimmen, war

er bald „der gröbste Kerl zehn Meilen in der Runde.“ —

Der Einzige, der versicherte, „daß der fremde Doctor ein komischer Kauz, aber sonst ein ganz netter Mann sei,“ war der Amtmann, welcher zugleich der einzige Architekt des Städtchens war, denn Cardin begann sofort, nach eigner Zeichnung bauen zu lassen, und stellte eine kleine Villa, ein Schlößchen wie aus Tausend und Einer Nacht hin, daß die Leute vor Verwunderung toll wurden.

Er war nun nicht blos „unsinnig reich,“ sondern mußte „mindestens ein verkappter Prinz“ sein.

Die innere Einrichtung entsprach der äußeren, und die kostbaren Meubles, welche anlangten, bestätigten die Meinung der Leute. Doctor Cardin war eingerichtet und nahm die beiden Knechte des vorigen Besitzers in Dienst, um den Garten zu pflegen, ließ ihnen sogar noch an den beiden Eingängen des Gartens zwei Häuschen erbauen, die sie mit ihren Familien beziehen durften. Außer seinem Terrain ließ sich aber der Doctor wenig sehen, ging grundsätzlich nie in die Kirche, trug überhaupt solche Verachtung gegen die Religion zur Schau, daß nach Kurzem das ganze gottesfürchtige Arnstadt in offener Fehde mit ihm

stand. Man hatte entdeckt, daß er oft die Nächte hindurch Licht habe,. ferner, daß er sogar die Tochter seines einen Knechts, Trude, die für eben so hübsch als leichtsinnig galt, zu sich in's Haus genommen und mit ihr in wilder Ehe lebe, daher es denn nicht zu verwundern sei, daß seine Knechte, „eben solche Herrn spielten, wie er." Da nun der Doctor die üblen Nachreden der Leute mit um so größerer Grobheit, Rücksichtslosigkeit und Verachtung vergalt, ihre Neugierde, wie ihren Aberglauben, mit allerlei Schreck und Possen kitzelte, um sie dann zu verhöhnen, wurde er von Tag zu Tag mehr Gegenstand des Abscheues und der abergläubischen Furcht.

„Er ist ein Goldmacher."

„Er steht mit dem Teufel im Bunde!" sagten die Leute. —

Ach, aller Friede schien aus dem armen Städtchen gewichen, und, da der Amtmann, (weil der Doctor immer wieder etwas zu bauen hatte), mit seiner Sippschaft für ihn Partei nahm, drang der Streit sogar in die Familien selbst und entzweite sie, zumal Cardin, dem Stadtbader zum Trotz, die ärmeren Leute, die sich trotz des Geredes an ihn wandten, umsonst curirte und so die Zahl seiner Freunde vermehrte.

„Seit der verdammte Doctor da ist, muß aller Frieden aus Arnstadt gewichen sein!" —

„Natürlich, er hält's mit dem Erzfeind, da ist's nicht schwer, uns zu entzweien!" —

Darüber verging ein Jahr um's Andere, die Arnstädter hatten weniger Langeweile, aber dafür zehnfach mehr Aerger. —

Sie hatten, was sie wollten! —

— — — — — — — — — — — — — —

Im August des Jahres 1751 kam die staubige Straße von Ichtershausen her ein Mann gegangen, dem man es ansah, wie weit er gewandert war. Er hatte eine Geige unter dem Arm und ihm schien wenig daran gelegen, wie bald er sein Ziel erreiche, wenn er überhaupt eins hatte. Bei den ersten Häusern angekommen, fragte er, wo der Organist Vogler wohne, und als er dessen Haus gefunden, trat er ohne Umstände ein.

„Kennt Ihr mich noch, Vogler?" —

„Herr, erhalte mir meine fünf Sinne! Seid Ihr's oder nicht? Friedemann Bach!"

„Richtig. Und komme von Leipzig! — Mein Vater — ist todt, in Halle haben mich die Pietisten fortgejagt, meinem Schwager in Naumburg mag ich

nicht zur Last fallen, er hat meine Mutter schon auf dem Halse, da hab' ich gehört, daß Ihr an zwei Kirchen Organist seid. Könnt Ihr mir vielleicht Beschäftigung geben?" —

„So weit seid Ihr also herunter gekommen? Habt doch in Dresden und Halle so ein schönes Amt gehabt und nun wollt Ihr in Arnstadt handlangern?" —

„Das geht Euch Alles nichts an! Ich frage Euch, ob Ihr mir Arbeit geben könnt. Ja oder Nein, Almosen brauch' ich nicht!" —

„Nein!"

„Hol' Euch der Teufel, Hallunke! Alles, was Ihr jämmerlicher Kerl geworden seid, dankt Ihr den Bachs. Wenn Ihr Ehr' im Leib hättet, müßtet Ihr mir helfen und nicht fragen! Haltet's Maul, ein Hallunke seid Ihr!" —

Damit trat er hastig aus dem Hause, und zwischen den gegenüberliegenden Häusern und Gehöften hindurch klomm er den Berg empor. Der Wahnsinn sprach wiederum heimlich lachend aus seinen Zügen, und wie er so dahinschritt auf dem schmalen Weg, nicht achtend, wo er ging, tönte seine Violine in so furchtbarer Weise, daß die Leute erschreckt aus den Häusern fuh-

ren und dem Unhold nachstierten. Immer weiter ging er, immer mehr sank die Sonne, immer einsamer ward's um ihn. — Plötzlich, etwa vierzig Schritt vor ihm, trat ein Mann unter den Bäumen hervor und winkte ihm. Er folgte mit dem Instinct des Thieres, indeß sein Geist wie seine Töne im Wesenlosen flatterten. — Er trat in ein kleines Zimmer, von Kerzen erhellt, mit seltenem Luxus ausgestattet. Matt sank er auf den ihm gebotenen Divan. Vor ihm standen Früchte und Speisen, und mit der Hast eines begehrlichen Kindes, dem Hunger eines Verschmachtenden, griff er zu und die Violine glitt auf den Boden. —

„Mich dürstet!" —

Der Fremde reichte ihm ein Glas mit einer duftenden Flüssigkeit. Friedemann leerte es in einem Zuge.

Wenige Minuten später war er zusammengesunken: er schlief. —

Der Fremde schellte.

„Bringt ihn zu Bett nach meinem Zimmer. Heut Nacht wacht Einer von Euch. Vorwärts!" — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Wenige Tage später hatten die Arnstädter wieder etwas Neues. „Der verrückte Kerl mit seiner Violine

ist bei dem Alchymisten oben verschwunden; der fing für den Satan eine arme Seele!" — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Die Dreizahl, die Trias, von Alters her im Genusse besonderer Verehrung, ist unauslöschlich dem Wesen aller Dinge eingeprägt, und wir finden fast Alles in der Natur, sei's Qualität, Quantität, Raum-, Zeit- oder Formverhältniß, auf diese Dreiheit zurückgeführt, aus ihr hergeleitet.

So ist auch im Menschen, dem Gipfelpunkte irdischer Wesen, die Dreizahl in körperlicher und geistiger Beziehung, wie in der Lebensentwicklung ausgeprägt, und diese Verhältnisse entsprechen sich gegenseitig. Wenn Herz, Kopf und Arm wie Keim, Pflanze und Frucht sich verhalten, so verhält sich Gemüth, Verstand und Vernunft wie Kindheit, Mannheit und Alter, und sie bedingen einander. Ebensowenig, wie wir diesen letztgenannten Phasen unsres Lebens entgehen können, wie wir sie vielmehr ganz und nach allen Seiten hin durchmachen müssen, ebensowenig können wir uns den Ansprüchen derjenigen organischen Entwicklung, derjenigen natürlichen Erscheinungen entziehen, die das Gemüth, der Verstand, die Vernunft an uns erheben.

Der äußere Mensch ist einmal Object seiner Seele,

und dies ist vielleicht der allerstärkste Beweis, daß Letztere doch noch ein wenig mehr ist, als eine Quantität Alkohol, die aus unserer übrigen Materie nach innen abdampft. Möglich, daß Einer keine sogenannte Jugend gehabt oder kein Gemüth zu haben vorgiebt, wahrscheinlich, daß er sich seiner Jugend wie seines Gemüthes zur natürlichen Zeit wenig bewußt werden konnte, daß sie in ihm zurückgedrängt wurden. Die Natur aber läßt sich nie Rechte verkümmern, pflegt gerade dann ihre Ansprüche zu erheben, ihr gekränktes Gesetz nachzuholen, wann es uns am wenigsten gelegen und ach! nicht ohne tiefe, nachtheilige Folgen für unsere gegenwärtige Lebensepoche ist.

Friedemann Bach's Jugend war verraucht, nicht nur in seinem äußeren Menschen, sondern hauptsächlich in seinem Innern. Mit seinem Vater hatte er sie begraben und zugleich den besten Theil seines Gemüths. Er hatte bis hierher sein Leben allein von der Seite des Herzens erfaßt, sein Verstand war nur der sehr abhängige Knecht seines Gemüths gewesen, zu lange gewesen, und Friedemann trug die Kinderschuhe der Seele noch immer, als er dem Alter nach schon hoch im Mittag seiner Tage stand. Selbst reine Verstandesobjecte, wie Philosophie und andere stricte Wissen-

schaften, hatte er mehr mit dem Gemüth abgethan, daher lebte er in einer Welt von Phantasieen, in der ewigen Sonne der Gefühlsschwärmerei, in der die dünnen Nebelflecke des Verstandes vor übergroßer Helle nicht zu sehen waren. Zwischen Liebe, Ehrgeiz, Selbstsucht, Haß, Selbstmißtrauen und Tönen schwamm seine Psyche umher und, obwohl durch die Katastrophe in Dresden tief erschüttert, erhob sie sich, vermöge der riesig zähen Natur Friedemanns, nicht nur vollständig immer wieder, sondern setzte sogar ihren verderblichen, durch's Schicksal vergebens unterbrochenen Lauf, auf stärkere, eigensinnigere Weise fort, und erst als mit einem Ruck Alles in ihm zerbrach, als Kunst und Liebe und sein letzter Anker, der Vater, in's Grab sank, erst da erwachte Friedemann-Ikarus zu anderem Sein. — Ob zum Besseren? — —

Eins war ihm klar: daß er seine Jugend verloren hatte. — — — — — — — — — — — —

Friedemanns Leben war, wie bei allen Träumern und Phantasten, ein Schlafwandeln gewesen, und wie er sich selbstsüchtig seiner Welt der Einbildung hingegeben, die Kunst des Lebens versäumt hatte, war es kein Wunder, daß er in der Charfreitagnacht wahnsinnig geworden war.

Durch die treue Pflege der Seinen hergestellt, wäre es besser für ihn gewesen, die Musik ganz an den Nagel zu hängen, sie wenigstens nicht als ausschließlichen Lebenszweck zu behandeln, oder aber — zu heirathen.

Da Ersteres aber doch geschah und Letzteres nicht, kam er allmählig in die alte Lebenslage, mithin die alte Welt der Einbildung und Empfindelei zurück. Alle seine Entschlüsse, sich zu ändern, alle seine neuen Pläne blieben deswegen unerfüllt und haltlos, weil er sie auf Anschauungen baute, die dem gemeinen Leben feindlich waren, dem Leben, das er doch einmal lebte. Deshalb war er der an sich schon schwierigen Stellung der Parteien in Halle nicht gewachsen, deshalb glaubte er, getragen von seinem erneuten Ruhm und dem Beifall seiner Verehrer, im Lucifer etwas Unerhörtes zu leisten. Wäre die Welt geborsten, er hätte nicht entsetzter sein können, als durch Astrua's Brief, der in ihm Kunst und Liebe bankerott erklärte. Der alte Wahnsinn regte über ihm wieder die grauen Schwingen, doch in andrer Art, und erzeugte andre Wirkungen. Nicht jene alte Raserei, nicht jene längere Geistesgestörtheit war's, wie ehedem. Seine mit den Jahren stärker gewordene Seele, die trotz aller Phantaste-

rei aus der Philosophie mehr Realität gesogen hatte, als man erwarten durfte, leistete stärkern Widerstand, und was sonst permanenter Wahnsinn war, wurde jetzt momentane Tollheit, die aber dann ungeschminkter hervortrat. Der „tolle" Friedemann verdarb sich so seine Stellung in Halle, aus der er mit einer gleichgültigen Stumpfheit schied, die Andre nicht begreifen mochten. Für gewöhnlich war er träumerisch, vollzog aber die Verrichtungen des Lebens mit einem verständigen Instinct, so daß man gelten lassen konnte, was er that. Kam aber irgend eine Erregung, Schmerz, Zorn, Verzweiflung über ihn, so konnte seine Nähe gefährlich werden, denn rücksichtslos zertrümmerte er das Gesellschaftsgesetz, die Sitten und Rechte seiner Umgebungen. Furchtbarer, als alles Uebrige, packte ihn der Tod des Vaters, aber aus ihm erwuchs ihm auch eine Veränderung seines Wesens, die wenigstens für den Augenblick heilsam zu wirken schien. Mit diesem äußersten Schmerz schien aller Schmerz von ihm gewichen. „Der Vater ist todt!" heulte es in ihm. Er schien von nun an nicht mehr allzustarker Erregungen fähig zu sein, und die auf dem Grunde seiner Seele lauernde Skepsis gab ihm eine verrückte Lustigkeit, die hin und wieder von einem jähen Paroxismus

des Wehs unterbrochen wurde, ihn aber weniger schreckhaft erscheinen ließ.

Durch seine Tollheit hindurch vollendete die Natur ihr Werk, und zog ihm das rosenrothe Kinderkleid des Gemüths mit Gewalt aus. Er trat in's Stadium des Verstandes, aber um so krasser und greller, und dies machte ihn langsam zu dem, was er durch sein ganzes übriges Leben vornehmlich geblieben ist. Das rhapsodische Product seines Gemüths war der Wahnsinn, das rhapsodische Product seines Verstandes wurde die Tollheit, die lustige Tollheit, die einen Todtenknochen zum Spazierstock nimmt. —

So kam er nach Arnstadt, und das lieblose Benehmen Veglers, der ihn abwies, gebar noch eine letzte Wuth aus dem Schooße seiner Erinnerung.

Er rannte gradezu in's Leere.

Doctor Cardin fand ihn, wie man einen verlaufenen Hund findet.

— — — — — — — — — — — — — —

In Arnstadt unten gährte von nun an eine furchtbare Verschwörung. —

Die Leute hatten so lange danach getrachtet, dem Doctor was am Zeuge zu flicken, und jetzt hatten sie's gefunden.

Zahlreiche Zeugen sahen Friedemann in Cardins Garten verschwinden, und er kehrte nicht mehr zurück. Einer raunte dem Andern das Schlimmste zu.

„Der Doctor hat den tollen Fremden gemordet, er braucht Menschenknochen und Blut, um Gold zu machen!" hatte der Bader gesagt.

„Er hat den Armen dem Teufel verschrieben, damit er selber noch Frist erhalte!"

„Er ist ein Seelenverkäufer, nichts Anderes!"

„Ein Hexenpater, ein Satanspriester ist er!" —

Nachdem man sich ein halbes Jahr mit den tollsten Conjecturen geplagt, sich gegenseitig erhitzt und Cardin mit einem Heer Spione umgeben hatte, erhob man sich einmüthig und forderte trotz der Gegenreden des Amtmanns tumultuarisch, daß das Gericht einschreite.

Der Amtmann mußte es mit schwerem Herzen geschehen lassen, daß die Gemeinde den Cardin bei der Regierung verklagte. Doch besuchte er ihn und stellte ihm die Gefahr seiner Lage vor.

Die Sache war ernster, als sie schien, denn die Tortur, obwohl in Preußen unter Friedrich II. durch Cocceji abgeschafft, war in Süd- und Mitteldeutschland noch in schönster Blüthe.

Doctor Cardin schrieb einen Brief an den Fürsten

nach Sondershausen, und indem er Aufschluß über sich gab, bat er selbst um Untersuchung. —

Zum Jubel seiner Feinde trafen auch endlich drei Commissarien des hochpeinlichen Halsgerichts in Arnstadt ein, und schon spitzte man sich darauf, den armen Doctor mindestens geviertheilt zu sehn.

Die Commissarien wählten den Amtmann zum Beisitzer und vernahmen die Zeugen. So ausgerüstet, eine Legion von Angebern hinter sich, begaben sich die wohlweisen Commissarien sammt dem Amtmann nach Cardins Grundstück, ließen sich genau den Weg zeigen, den Friedemann gegangen, die Stelle, wo er angeblich verschwunden war, und, von den bärbeißigen Knechten geführt, rückte das Belagerungs-Corps vor die Residenz des „Satans." Die prächtigen Anlagen erweckten trotzdem die Bewunderung der Eindringlinge, und Niemand konnte sich enthalten, diesen reizenden Feensitz laut zu preisen. Das Haus hatte nur einen Eingang, welcher verschlossen war. Man zog die Schelle. Nach einigen Minuten ward geöffnet, und das feiste Gesicht der corpulenten Trude ward sichtbar.

„Was wollen Sie?" —

„Die Commissarien des Criminalgerichts wollen Dr. Cardin sprechen."

„Treten Sie ein und warten Sie.“ — Sie kamen in eine Vorhalle, die leer, ohne Fenster und von oben erleuchtet war. Drei Thüren von schwarzglänzendem Holz lagen nebeneinander ihnen grade gegenüber und starrten schreckhaft aus der weißen kahlen Wand. Ueber der Mittelthür stand das Wort *δαίμων*. Mitten in der Halle lag aber ein steinernes Ungethüm, halb Löwe, halb Weib, und hielt einen Spiegel in der rechten Klaue. Entsetzt ließen die guten Arnstädter einen weiten Kreis um dasselbe frei, — denn sie hatten noch keine Sphynx gesehen.

Ehe die Versammlung aber im Stande war, diese Dinge näher zu betrachten, trat Cardin in einem eleganten, seidenen Schlafrock, mit wohlgepuderter Perrücke, lächelnd mit graziöser Handbewegung herein, empfing die Commissarien und fragte nach ihrem Wunsch.

Feierlich ward das Protokoll der Zeugenaussagen verlesen, doch während die Arnstädter vermeinten, der Doctor müsse vor Schreck zu Boden sinken, verbeugte er sich ruhig und sagte:

„Meine Herrn, ehe wir weiter gehen, erlauben Sie mir zwei Fragen:

„Hatten sich die Zeugen fest versichert, daß der Fremde wahnsinnig war?“ —

„Das hatten sie!“ —

„Und er ist hier bei mir verschwunden?“ —

„Gewiß!“ —

„Dann muß er auch wohl noch da sein. Lassen Sie uns nachsehn.“

Mit diesen Worten öffnete Cardin die Mittelthür, und in einem mit Tapeten und vergoldeten Meubles luxuriös ausgestatteten Cabinet lag in einem Sessel hinter einem Tisch mit Papieren behaglich ausgestreckt, gehüllt in einen prächtigen Schlafrock, Friedemann Bach und las in einem Buche.

„Friedemann, komm doch einen Augenblick herein!“

Friedemann, das Buch bei Seite legend, stand auf und trat mit einem Blick des Erstaunens näher.

„Was soll das bedeuten, Doctor?“ —

„Die guten Leute in Arnstadt glauben, daß ich Dich an mich gelockt und dann ermordet, oder dem Teufel verkauft habe. Dies sind die Herrn Criminal-Commissarien von Sondershausen, die sich überzeugen wollen.“ —

„Hahaha! Danke für gütige Nachfrage! Sagen Sie der weisen Sondershausener Regierung, meine Herrn Criminal-Richter, daß es in der ganzen Welt keine größeren Ochsen geben kann, als die Bürger von Arnstadt. Ich aber sage Ihnen, daß Dr. Cardin mich

nicht blos aus dem Elende und der Armuth gerissen, sondern mir auch meinen Verstand wiedergegeben hat. Ich befinde mich hier ganz wohl und werde mit meinem Willen nicht fortgehen. Guten Morgen!" —

Die Thür hinter sich schließend, verschwand Friedemann.

Der Doctor begleitete die um Entschuldigung bittenden Commissarien bis zur Thür, die sich unter'm Gelächter der feisten Trude schloß, die Arnstädter entfernten sich mit langen Gesichtern, und die Herrn Criminalisten, welche auf Cardins Kosten ein reiches Diner im Gasthof fanden, reisten ab, nachdem sie die Arnstädter bedeutet hatten, in Zukunft „das Maul zu halten." — — — — — — — — — — — —

Cardin hingegen war zu Friedemann in's Tapetenzimmer zurückgekehrt.

„Willst Du noch einen bessern Beleg für die Erbärmlichkeit der Menschen? — Sieh, ich wußte, was mir bevorstand, wußte, daß der spanische Bock und die Daumschrauben meiner warteten und sagte Dir nichts, um Dich den vollen Eindruck dieser Erbärmlichkeit empfinden zu lassen. Nicht der Beweis, was ich an Dir gethan, war's etwa, was mich allein gegen dumme Bosheit geschützt hat; nein, weil ich Geld habe, weil ich an die Regierung von Sondershausen einen

Brief Diderot's und Voltaire's, die der mächtige Preußenkönig liebt, geschickt habe, Briefe, die meinen Charakter in's Licht setzten, darum haben sie mich in Ruhe gelassen." —

„Aber der Haß dieser Menschen ist unerklärlich!"

„Mir, mein Sohn, ist er's nicht. Daran ist die Erbsünde Schuld, die Dummheit, die sie mit sich umherschleppen. Dummheit und Langeweile brachten den Menschen von jeher dazu, die Freiheit Andrer zu gefährden. Weil es ihm an Kraft fehlt, sie für sich selbst zu beanspruchen, will er sie auch Andern nicht gönnen. Dieses erbärmliche Ding, das die Leute ihre Religion, ihre Tugend nennen, bringt sie zu solchem Benehmen. Ich, Plato verdammte ja die Atheisten sogar zum Tode, wie gefällt dir das? — Pah, die Tugendhaften sind von jeher die größten Canaillen in der Welt gewesen! Sie bekümmern sich um unsere Moralität, unser Seelenheil, um das, was wir thun und unterlassen sollen, aber um sich selber bekümmert sich Keiner. Das ist eben die Narrheit unsres Geschlechts! Ich sage Dir: je weniger Du Dich um andre Menschen bekümmerst, desto freier bist Du. Ob Du sie beherrschest oder von ihnen beherrscht wirst, ist gleich, Du hast immerhin mit ihnen zu thun; das ist genug, Dir das Leben zu verleiden!" —

„Es ist wahr, je mehr man mit sich allein ist, je enger man sich vor der Welt in's Gehäuse seiner Selbstgenügsamkeit zurückzieht, desto glücklicher ist man. Ich wünschte, ich hätte das früher thun können."

„Ein Glück für Dich, daß Du's nun kannst. Dieser empfindelnde, weiche Sack hier drinnen, den die Menschen Herz nennen, auf dessen edle Qualität sie sich so große Stücke einbilden, hat in Wahrheit den ganzen Jammer der Erde zu verantworten. Dies dumme Herz ist's, was unsren grübelnden Gedanken mit bessern Welten, bessern Zeiten, kurz mit Hoffnungen, die sich nie erfüllen, abspeist, uns in überirdischen Träumen unsere Zeit verschwenden läßt, während wir genießen, uns selbst genießen sollten, und was unseren Verstand, der uns allein vom Thiere unterscheidet, stets hindert, sein alleiniges Herrscherrecht auszuüben. Was wir denken und erkennen, Friedemann, sind wir, was wir fühlen, ist unser Thierantheil. Du hast bisher nur gefühlt, das war Dein Unglück, das hat Dich unfähig gemacht, dem Leben draußen und diesem gemüthvollen Gesindel Deiner Mitmenschen zu widerstehn. Sie haben Dich elend und wahnsinnig gemacht, weil sie Dich beherrschen wollten, und da Du's warst, haben sie Dich liegen lassen! Du wurdest geisteskrank,

weil Du Herz hattest, jetzt bist Du gesund geworden, weil ich den eigentlichen Menschen in Dir, deinen Verstand, geweckt, Dich gelehrt habe, Dich an und mit Dir selbst zu vergnügen. Gegen Dich habe Herz meinetwegen, mit Dir thue schön, hörst Du? vor Allem gewöhne Dich, den kalten, klaren Calcül walten zu lassen. Selbstgenügsamkeit ist die Freude, Ruhe und Kälte der Welt gegenüber sind der Stolz des Weisen!" —

„Wenn Sie nun aber kein Herz haben und allein den Verstand walten lassen, wie kamen Sie darauf, mich, den Bettler, den Wahnsinnigen, aufzunehmen?" —

„Weil ich an Dir ein Object fand, mir selbst die Wahrheit meiner Doctrin zu beweisen, weil es für den freien Menschen ein Selbststolz ist, wieder freie Menschen zu machen. Ich freue mich über mich, wenn ich dich belehre, und dein Umgang beweist mir, daß der Verstand doch wieder einen Repräsentanten mehr auf der Welt hat. —

Ich bin ein Egoist, ein Ichmensch, ich bin selbstsüchtig und sehe nicht ein, was ich Besseres thun könnte, aber ich habe die Anständigkeit, das, was ich bin, frei zu sagen, weil ich mir dessen klar bewußt bin.

Glaubst Du, alle Andern thun's nicht? —

Es lebt kein Mensch, der nicht ein Egoist wäre!

Entweder weiß er's nicht und hält für eine süße Herzenstugend, was platte Selbstsucht ist, oder er weiß es recht gut, schiebt aber sein Herz, seine Uneigennützigkeit, seine Aufopferungsfähigkeit vor, um seinen Profit nicht sehen zu lassen. Das sind aber die Nichtswürdigen, die Betrüger und Hallunken, auf Galgen und Rad mit ihnen!

Du ziehst ein schief Gesicht, Friedemann, daß ich Dich nicht aus Edelmuth und Großherzigkeit aufgenommen? — Das beweist, daß Du noch immer so eine Art Herzensschwächling, kurz noch nicht ganz geheilt bist. Nenne mir doch um Himmelswillen eine Großthat dieser Erde, das, was Dir so recht wie Herzensadel vorkommt. Du weißt nicht Einen, wo ich Dir nicht die platteste Selbstsucht nachweisen kann. Selbstsucht im Gewande des Gemüths!"

„Nun, zum Beispiel die Märtyrer?" —

„Profit, da kommst Du schön an! —

Was sind Märtyrer? Leute, die aus Liebe zu ihrer Sache in den Tod gehen, um deren vorgebliche Wahrheit zu besiegeln. Ei, was ist denn ihre Sache? Weißt Du das? Meine Sache ist nur das, was mir angehört, was ich in meinem Verstande als wahr und richtig erkannt habe. Diese Sache breite ich in der

Welt aus, daß sie von Andern auch erfaßt werde, und zwar so, wie ich sie erfasse. Ist das nicht Selbstsucht? Suche ich mich da nicht auch in den Andern?

Nun wird mir meine Sache angefeindet, ich kämpfe auf die Gefahr hin, zu unterliegen. Ist mir nun diese Sache nicht so wichtig, daß ich mit ihr zugleich zu Grunde gehen muß, so lasse ich die Thoren laufen; ist meine Sache aber so mit mir eins, daß ich an und für mich aufhören muß, wenn sie fällt, so falle ich mit meiner Sache. Das ist doch klar. Rechne nun die Eitelkeit dazu, die jeder öffentliche Schauspieler hat, er sei Philosoph, Herrscher, Ringkämpfer oder Mime, dann hast Du das historische Ding, Märtyrer genannt, fertig." —

„Ein Solcher ist Euch verächtlich!" —

„Natürlich. Denn es giebt gar nichts außer mir, was meine Sache ist, was sich des Kampfes lohnt. Nur ich bin meine Sache. Um mich brauch' ich nicht zu sterben, denn ich bin nur mein, insofern ich lebe. Gelebt zu haben, ist meine Sache. Ich occupire für mich die Freiheit, zu sein, wie ich mag, und das kann Jeder. Was mir nicht gefällt, lasse ich; wen ich nicht mag, den stoße ich ab. Wenn Du mich nicht magst, so geh!" —

„Wenn ich nun auch so ohne Gemüth, so selbstsüchtig antwortete, wie dann?“ —

„Antworte!“ —

„Nun gut, wenn ich nun sagte: Ihr habt mich geheilt, gepflegt, Eure Philosophie aber gefällt mir nicht? Obgleich mein Verstand sie billigt, engt sie mir das Herz ein. Ich würde von Euch gehen, denn die Ueberschrift an Eurer Thüre ist wahr: Ihr seid ein Daimon! Aber ich kann nicht gehn, denn ich kann nicht wie früher darben, dulden, den Bänkelsänger spielen, damit mein Magen voll werde. Wäre das nicht auch egoistisch?“ — — — — — — — — — — —

Eine Pause erfolgte, Cardin trat an's Fenster, um die plötzliche Bewegung zu verbergen, die sich seiner bemeisterte. — Dann wandte er sich an Friedemann.

„Das kannst Du, mein Sohn. Ich will Dir aber, damit Du nicht an den Magen zu denken brauchst, eine gute Summe geben. Dann versuch' es wieder draußen, in der schönen Menschenwelt, wo die warmen Herzen schlagen. Geh' aber nicht zu weit von hier, denn ich sage Dir, wenn ich Dir heute einen Krösusreichthum gäbe, Du lebst mit Deinem Golde nicht ein Jahr unter dem Gesindel — und Du stehst wieder mit Deiner Geige vor meiner Thür und spielst Deinen wahnsinni-

gen Reigen! — Dann aber — könnt' ich todt sein! — Willst Du's wagen?" —

Mit großen Schritten ging Friedemann auf und ab. Dann zu Cardin tretend, legte er seine Hand in die des Doctors:

„Nie wieder, Cardin! — Ihr habt Recht: der Egoist allein ist glücklich, ich will es sein!" —

„Hahahaha! Siehst Du, mein Junge, siehst Du? Es lebe der Daimon über unserer Thür! Denke und genieße für Dich und allein nur Dich, das ist der Nerv des Lebens! — — Wein her und einen Kranz von Rosen für unsere Schläfe!" —

Die jetzige Lage Friedemanns war eben so gänzlich verschieden von der seines früheren Lebens, wie entscheidend für seine ganze Zukunft.

So ehrenhaft und gewinnbringend einzelne vergangene Epochen für ihn gewesen waren, so sehr er auch den Luxus und Comfort der vornehmen Welt namentlich in Dresden kennen gelernt hatte, so absolut wohl, wie jetzt, hatte er sich noch nie gefühlt. Das Drängen und Treiben seines Ehrgeizes, seiner Liebe hatte ihn in einer ewigen Erregung erhalten, und sein Gemüth schwankte und zitterte stets auf den Wogen des

Stolzes, der Begierde und Hoffnung, und hatte ihm nie Zeit gelassen, über sich nachzudenken. Plötzlich im allerwildesten Wirbel, wo der Nachen seines Daseins schon im Zerschellen war, warf ihn das Schicksal auf einen ruhigen Strand, eine einsame, unbekannte Insel, wo ein Paradies des Wohllebens, Behagens und Friedens ihn umfing, das er nie gekostet, und seine Seele ward zum erstenmal auf sich selbst angewiesen, in sich versenkt zur Selbstliebe, Selbstanbetung. Durch die beständige Sorgfalt Cardins und die eigene Art seiner Behandlung zum zweitenmal der Seelenzerrüttung entrissen, genas er um so rascher, als Cardins doktrinärer Spott ihn gewöhnt hatte, sich aller Herzensaffectionen, seiner Erinnerungen und Hoffnungen zu schämen. Dadurch erreichte sein Körper und Geist eine solche Ruhe und Stätigkeit, ein zufriedenes Beharrungsvermögen im Genuß der Gegenwart, daß er nicht nöthig hatte, eine Wiederkehr des Wahnsinns zu befürchten. Das köstliche Landhaus, in dem er wohnte, aus dessen Fenstern er verächtlich herabblicken konnte auf die verlassene Welt, die sich dahin dehnte und in den Himmelsrand verlor, dieser duftende Garten, der ihn umgab, der echt französische Comfort, der ihn in den Zimmern umfing, die Feinheit der Speisen und Weine, die geistreich schim-

mernden, verstandeskalten Gespräche mit dem Doctor, das immer individualistischer werdende Denken über sich selbst, über das, was er in der Philosophie auf seinem Büchertisch gelesen hatte, dies Alles ward für ihn ein Zauber, der unermeßlich, unzerstörbar schien, und seine Wangen, angeweht vom frischen Bergwind, erglühten wieder rosig, wie einst, und die wilden Falten der Stirne, jene erstarrten Wogen alter Orkane, glätteten sich leise wieder unter der Windstille des Selbstbehagens, und süße Faulheit, der Menschen höchstes Sehnen, zog wollüstig prickelnd durch seine Glieder.

Ohne Wunsch, ohne Begierde, allein dem Genusse des reichen Luxus einerseits, andrerseits der Freude seiner Selbstbeschauung und der reichen philosophischen und naturhistorischen Lectüre lebend, glitt ihm Tag um Tag, Jahr um Jahr vorbei.

So entfremdete er sich immermehr dem bürgerlichen Leben, dem Begriff der Familienexistenz. Die Sehnsucht nach Weibesliebe ging in dieser starren Verstandesrichtung unter, und die heiligsten Empfindungen seiner Brust erschienen ihm schal und hohl.

Cardin hatte ihm klar gemacht, daß die Liebe eine eingebildete Herzensaffection sei, die aus dem thierischen Geschlechtstrieb entspringe, Thierisches aus Thierischem.

Die Liebe als Herzensaffection sei an sich eine erbärmliche Schwäche, andrerseits habe sie die practische Folge, daß sie nicht Stich halte, den Wechsel bedinge, mithin den Conflict, den Kampf und das Weh der Gesellschaft. Weiber seien treulos, noch treuloser, als die Männer.

Darin liege der Beweis, daß die Liebe an sich ein Unglück ist, denn das Glück muß dauernd sein, sonst ist es keins. Dem Menschen zieme es nur, zu denken, nicht zu lieben, wenn nicht sich selbst.

„Δαίμων" lautete die Ueberschrift an Cardins Thüre, und Daimon, der Sondergeist, der Geist, der sich vom All ablöste, um für sich das All zu sein, „er lauert über dieser Pforte," wie die alte Schlange Tek-ho der Aegypter. — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Cardin war ein feiner, witziger Kopf, ein tiefer Denker, der die extremsten Consequenzen verfolgte.

Wie weit er damit kam, werden wir später sehen. Er war unzweifelhaft Franzose, aber einer, der vollkommen schön Deutsch sprach, was damals sehr viel sagen wollte. Er war ein Franzose, der Frankreich bis auf's Blut haßte. Trotzdem liebte er aber die französische Litteratur nicht allein, sondern stand mit den Bureaux d'Esprit in Paris, den Salons der Frau

von Tencin, Madame Geoffrin, Deffant, Julie l' Espinasse und besonders mit Holbach in beständigem Verkehr, erhielt brühwarm das Neueste, was am doctrinären Himmel des großen Babel jener Tage auftauchen mochte, und Voltaire's, Diderot's, Rousseau's d'Alembert's, Turgot's, Grimm's, Helvetius' und vieler anderer Großgeister Briefe waren unabläßige Besucher seines Hauses, so daß Cardin scherzhaft sagte, er sei stets in „ausgezeichneter Gesellschaft." Daß Friedemann's Achtung vor Cardin dadurch unendlich wuchs, ist begreiflich, und mit allen Fühlfäden seines Geistes heftete er sich an den rationellen Individualismus an, der ihn mit allen Schauern der stolzesten Eigenliebe überströmte. Cardin war außerdem ein bedeutender Naturhistoriker und Sammler, von tiefem Wissen in der Mathematik, Physik und Antike, und indem er aus allen diesen Disciplinen den Extract seiner Philosophie zog und Friedemann mittheilte, erhielt dieselbe eine unbedingte Unumstößlichkeit für Letztern. Alle Zweifel, die noch auf dem Grnnde von Friedemann's Seele lagen und durch momentane Herzkrämpfe emporgetrieben wurden, thaten sich nach und nach in seinem Geiste ab.

Seine eigene Seele war ihm nur eine besonders potenzirte Qualität seiner Materie, ihr Sprittgehalt, die

Welt eine unendliche Combination sonst verstreuter, durch eigene Schwere vereinter Atome, und der Tod ein chemischer Zersetzungsprozeß. Vor einem Begriffe noch stand seine zagende Seele still und zögerte, ihn zu zersetzen, vor „Gott." —

Er hatte ihn vom ersten Hauche an geglaubt. Alles Andre zu bezweifeln, war ihm erlaubt, denn er hatte Alles verloren, aber den Glauben an seinen Gott, wie die kindliche Verehrung und Erinnerung an seinen Vater, war ihm geblieben, und wenn ihm Zweifel über Beide kamen, flüchtete er sich, ohne hierin Cardin's Urtheil zu fragen, auf sein Zimmer und hielt dort sein eigenes Mysterium. — — — — — — — — —

Sein eigen Mysterium? — Ja! — Es gab zwischen diesen beiden Männern etwas, was sie nicht mit einander theilten, worüber sie sich nie mit einander verständigten. Natürlich war es nur die Consequenz ihrer eigenen Lehre, wenn sie sich gleichfalls momentan von einander absonderten, um für sich zu sein. Deswegen hatte jeder von ihnen im Hause ganz entgegengesetzt ein Zimmer, wohin der Andre nie kam, was sonst von Niemand betreten wurde. Sie hatten das unter sich ausgemacht, und hierher flüchtete auch Friedemann, wenn in seinem Sondergeist die qualvolle Frage entstand:

„Giebt es einen Gott?"

„Ist Dein Vater auch nur', trotz seines großen Herzens, ein Egoist gewesen, dessen Liebe zu Dir nur Selbstsucht, engherziger Eigennutz war?" —

„Ist er, der so Herrliches geschaffen, so namenlos gelitten für Dich, nun nichts weiter, als ein Haufen zersetzten Stoffes und vergessen, verweht im Weltall?"

Mit diesen alten, ewig wiederkehrenden Gedanken, die er an Cardin nimmer richten mochte, um nicht unheimliche Antwort zu empfangen, trat er jedesmal in das heimliche Zimmer, wo er allein athmete, dessen tiefe Stille von keinem Ton gestört ward, wo er nichts hörte, außer dem eignen Herzschlag, dem fernen Gezwitscher der Vögel, oder dem linden Rauschen der Bäume.

So oft er auch eintrat, um sich diese Frage selber zu beantworten, er konnte es nie. Ein Anderes kam dann allgewaltig über ihn, ein Anderes, das er ganz begraben wähnte, das er erröthen mußte Cardin zu entdecken: die Erinnerung!

Ein kleines Zimmer war's, dessen Fenster hinaus ging in die Weite nach Westen, wo die Abendsonne die Zinne der drei Gleichen fernab vergoldete.

Ein alter hölzerner Tisch stand da an der kahlen

Wand, darüber hing seine alte Violine und sah vorwurfsvoll auf ihn nieder, auf dem Tische lag aufgeschlagen das letzte, süßeste Vermächtniß seines Vaters, die Kunst der Fuge, deren Titel und Seiten vollgeschrieben waren mit Bemerkungen und Liebeslehren an den Sohn.

Auch zwei vergilbte Notenblätter lagen da:

„Willst Du Dein Herz mir schenken?"

und

„Kein Blümlein wächst auf Erden." —

Hier sank er oft nieder in die Kniee, — das Herz zitterte in ihm und maß die Dauer seines Lebens mit schallendem Hammerschlag. Verweht war die kecke Frage nach Jenseits, Gott und Vater, verweht von der Erinnerung. Die Vergangenheit mit all ihren Schmerzen, mit all ihrer Luft, trat zu ihm und preßte ihn an sich. —

Wohl fehlte ihm der Glaube, wohl wußte er, daß diese Stunden die „kranke Stelle," wie der Doctor sagte, in ihm waren. Er wußte es, ja, — aber konnte nicht anders. Den Glauben an seinen Vater, ach! an ein Wiedersehn, er wollte ihn nicht lassen.

„Wenn's Trug, wenn's Narrheit ist, es zu glauben, so sei's! Ich muß es haben, um zu leben; und wenn

mich Trug und Narrheit glücklich macht, wer will meine Selbstbestimmung zähmen?!" —

In diesen heiligen Stunden versenkte er sich ganz in gewesene Zeit, und mit der Andacht eines Mönchs hockte er über den alten Papieren, sog den Inhalt dieser Blätter ein, und ein Sehnen, ein Schmerz, unsäglich, unvertilgbar bemächtigte sich seiner. Dann öffnete er das Fenster, nahm die alte Violine in die Hand, und der scheidenden Sonne nach tönten seine tiefen, melancholischen Klagen, Tonseufzer einer ächzenden Seele, hinausgesendet als Tauben, ob sie vielleicht das Oelblatt aus der Sündfluth brächten, den Zweig des Friedens! —

Vier Jahre hatten beide Männer so gelebt, ihre Doctrinen erschöpft und wie Bienen den Gedankenhonig aus den litterarischen Blumen gesammelt, die immer in neuen, mannichfaltigen Formen von den Geistesgenossen Frankreichs an sie gesendet wurden. Sie hatten sich immer mehr ineinander eingelebt, waren immer vertrauter geworden. Trotzdem waren sie in letzter Zeit immer öfter in ihre Heiligthümer geschlichen, ohne dies gegenseitig bemerken zu wollen. Auch Cardin hatte sein Heiligthum. — Was er hier trieb, welcher Art die Feier seiner einsamen Stunden war, wußte nur er. Cardin hatte nie nach Friedemanns Vergangenheit ge-

fragt, sich nie um sein Geheimniß, oder was er in seinem Zimmer trieb, bekümmert. Ebensowenig machte er über sich Mittheilungen. Friedemann bemerkte wohl, daß Cardin ebenso wie er, jetzt öfter in seinem Museum allein war, daß er ebenso, wie Friedemann, sehr ernst gestimmt war, wenn er heraustrat, aber, sonderbar genug, war es gerade ein Tag im Jahre, wo sich des Doctors Wesen merklich veränderte. Es war der fünfundzwanzigste August. Mehrere Tage vorher war er schon einsylbig und meist für sich in seinem Zimmer oder machte einsame Spaziergänge. Den bezeichneten Tag selbst sah ihn Niemand, erst am anderen Morgen erschien er wieder, bleich, matt, und es dauerte eine ganze Zeit, ehe er sich in den alten Ton fand.

Friedemann war keineswegs neugierig, aber, obgleich er sich vis-a-vis der Doctrin, seiner „kranken Stunden" wohl bewußt war und, oft bespöttelt von Cardin, sich der eisernen, spiegelklaren Consequenz im Denken und Handeln dieses Mannes mit Beschämung beugen mußte, und obgleich, wie's Friedemann schien, Nichts in der Welt die ruhige Weisheit Cardins trüben, die glatte Fläche seiner Seele bewegen, noch das Gemüth desselben, wenn er je eins besessen, erschüttern konnte, hätte der Schüler doch gern den Meister auf einer Schwachheit

des Herzens ertappt, um die eigene zu entschuldigen, und war daher aufmerksamer als sonst, wenn der August herannahte. So sehr sich Friedemann nun auch Mühe gab, irgend eine Bewegung zu entdecken, wenn Cardin wieder nachher zum Vorschein kam, konnte er nichts an ihm entdecken, als Abspannung. Der Doctor hatte ihm einmal auf seine sorgliche Frage geantwortet:

„Ach was! ich habe angestrengt gearbeitet, daher kommt's!" —

So war das erste Viertel des fünften Jahres ihres Zusammenseins beendigt, und der räthselhafte August nahte heran. Etwa acht Tage vorher ließ Cardin den Amtmann von Arnstadt, seinen alten Baumeister, rufen und pflog eine lange Unterredung mit ihm, auch sah Friedemann, daß der Amtmann etwas wie ein Document mit sich forttrug. — Je näher der Fünfundzwanzigste kam, desto einsylbiger ward Cardin. Er schrieb viel Briefe philosophischen Inhalts nach Paris, und wenn er auch mit Friedemann zusammen im Studirzimmer war, schien doch Einer um den Andern sich wenig zu bekümmern. Friedemann kam es aber vor, als wäre sein alter Freund innerlich nicht sehr ruhig.

Es war am 24. August. Strahlend leuchteten Himmel und Flur, die ganze Natur schien sich in

Wollust zu dehnen. Daher erwachte Friedemann zeitig und war erstaunt, den Doctor, zum Ausgehn angekleidet, vor seinem Bett zu sehn, wie wenn er ihn betrachtete. Cardin schrak zusammen.

„Mein Gott, was wollen Sie, Doctor?“ —

„Dich zu einem Spaziergang wecken. Du schliefst aber so schön, daß es mir ordentlich leid that. Steh auf, ich erwarte Dich vor dem Hause!“

Cardin ging, Friedemann kleidete sich an.

„Sonderbar, was will der Alte? Er erschrak ja? — Sollte er öfters so zu mir kommen, wenn ich schlafe? — Manchmal in der Nacht ist mir's, als wenn noch Jemand in der Stube wäre, ich kann mich nur nicht ermuntern!“ —

Dieser Gedanke, der ihm, er wußte nicht warum, peinlich, gespenstisch vorkam, begleitete ihn vor's Haus und machte ihn ernst. Auch Cardin war's, und sie gingen Beide die Bergallee hinunter aus dem Garten und wendeten sich rechts durch die Schlucht, um in die Ebene zu gelangen, die von der Stadt durch Cardins Grundstück getrennt wurde. Sie gingen durch die Felder und athmeten die würzige Morgenluft in vollen Zügen.

„Friedemann,“ begann Cardin, „ich habe Dich nie

gefragt, was Du in Deinem Zimmer treibst, dazu hab' ich kein Recht und keine Lust. Ich wünsche Dir nur, daß es Deiner jetzigen Erkenntniß und Glückseligkeit nicht schade. Du hast mich gleichfalls meinen einsamen Stunden überlassen und mein Recht geehrt, ich danke Dir. Nach den Gesetzen der Natur aber wirst Du mich überleben und so hinter das Geheimniß meines Sonderlebens kommen, ohne meinen Wunsch und mein Zuthun. Was Du da sehn wirst, wenn Du es recht und nach unsrer Denkweise betrachtest, wird Dir die Wahrheit unserer Philosophie und zugleich die Ursache angeben, die mich zur Erkenntniß der Wahrheit geführt hat. Dies sei Dir jetzt genug. Ich will mich aber mit Dir über ein paar Fragen verständigen, die noch unerörtert zwischen uns liegen, damit sie Dir nicht etwa Qual machen, wenn Du sie für Dich allein einmal solltest behandeln müssen.

Friedemann erbebte innerlich.

„Gott! Ewigkeit! Vater!" tauchte es in ihm auf. —

„Glaubst Du an einen Gott? — — — Nun, nun, Du schämst Dich? Du glaubst an ihn. Bist Du so feige, was Du denkst, zu verhehlen?" —

„Nein! ich glaube an ihn!"

„Siehst Du? Nun, ich glaube ihn nicht. Weißt Du, warum?"

„Nein." —

„Weil ich ihn nicht weiß. Ich kann aber nur glauben, was ich weiß." —

„Ebensogut können Sie aber auch nicht sagen, daß er nicht ist, denn das wissen Sie ebensowenig." —

„Ja, das weiß ich. Ich kann sagen, daß er nicht ist. Seine Gegenwart kann ich nicht beweisen, aber seine Abwesenheit, folglich kann ich nicht glauben."

— — — — — — — — — — — — — —

Friedemann erschauerte in sich. Die Ueberzeugung, im Kampfe zu unterliegen, hinderte ihn, zu widersprechen. Er hätte, um sich zu schützen, sagen müssen: Schweige, ich will ihn glauben, das ist mein individuelles Recht. — Doch das hielt er für eine Feigheit, sein Stolz trieb ihn, zu sagen:

„Wie beweisen Sie das?" —

„Höre zu, es ist für Dich von unendlicher Wichtigkeit, es ist der Schlußstein der Weisheit, und ich benutze dies Gespräch, um an diese Frage anlehnend noch einmal unsre ganze Doctrin zu wiederholen.

Alles Andre zunächst bei Seite gelassen, wollen wir Gott an sich betrachten. Auf den ersten Blick mußt

Du einsehn, daß er sich nur in zwei Verhältnissen befinden kann, die einander ausschließen.

Gott ist entweder innerhalb der Welt oder außerhalb derselben.

Ist er innerhalb der Welt, so kann er nicht an einem bestimmten Punkte derselben, sondern muß überall, in jedem Dinge sein. Sonst wäre er ja nur ein Theil der Welt. Kann er aber ein Theil dessen sein, was er selbst ganz erschaffen? — Er ist also überall, in jedem Dinge. Er ist folglich das All selbst. Begreifst Du nun nicht, daß von einer Persönlichkeit Gottes nie die Rede sein kann, daß er folglich als solche schlechthin nicht ist?" —

„Auf diese Art muß ich's wohl, aber gesetzt, Gott wäre nicht in den Dingen, er stände außerhalb derselben, als Schöpfer, etwa wie der Künstler außerhalb seines Kunstwerks, so ist doch klar, daß er sonst keinen Zusammenhang mit ihr hat, als daß er ehemals die Veranlassung zu ihr war, daß er sie so, wie sie nach dem Ausdruck der Theologen mit Allem Guten und Bösen, mit all ihren Consequenzen, kurz so, wie sie ist, gemacht hat. Das Kunstwerk ist aber vom Künstler nur so lange abhängig, als er daran schafft. Mit der Vollendung wird es Individuum an sich, geht ihn nichts

mehr an. Für das vollendete, daseiende Kunstwerk ist der Schöpfer selbst nicht mehr existirend, ist fortan zu entbehren, denn es lebt an und für sich und nach dem Gesetz, das er hineingegossen; es ist da. Die Entbehrlichkeit Gottes für die daseiende Welt ist Thatsache, mithin haben wir uns nicht mehr um ihn zu bekümmern, denn die Welt ist eben da! Laß uns nun, nachdem wir seine Entbehrlichkeit bewiesen, zum Letzten schreiten und die Unmöglichkeit seines Daseins als außerweltlicher Gott beweisen. Daß er in der Welt, im All nicht ist, haben wir bereits gesehn. Außer dem All aber ist Nichts, denn das All ist eben zugleich Alles. Folglich, da Nichts außer dem All ist, kann auch Gott nicht außer dem All sein. Mithin ist Gott, da er weder im, noch außer dem All ist, gar nicht! — —

Friedemann fühlte sich grenzenlos elend. Seinen Verstand nahm die Logik Cardins gefangen, aber sein Herz krümmte sich jammernd unter der Geburt des Resultats. Ein Grauen überkam ihn, ein schreckhaftes Gefühl der Oede, die Welt schien ihm ihres Schimmers, ihres ganzen Inhalts beraubt. Seine innere furchtbare Bewegung verhinderte ihn daher, zu bemerken, in welcher Aufregung Cardin selbst war, wie alle Muskeln seines Antlitzes krampfhaft zuckten und er, mit sich selbst

in furchtbarem Kampfe, den innern Streit in der äußeren Discussion erstickte.

Mit Verzweiflung raffte Friedemann sich auf und sagte: „Und wie soll das Glück der Menschen sich gestalten? Wenn auch der Einzelne, der Weise, in sich und der Natur Befriedigung finden kann, sind Einer denn Alle? — Sieh' die Noth, die Armuth, den Geiz, alle Laster und Schmerzen der Menschen: sollen sie denn ewig währen? Im Himmel kein Gott, das Jenseits ein Traum, auf Erden nur Jammer! Ich kann das nicht fassen und verstehn!" —

„O ich will Dir sagen, warum es so ist! Weil die Menschheit noch nicht den alten Deus überwunden hat, weil das Herz ihnen noch Umstände macht. Laß Jeden erst in sich ehrlich die Selbstsucht erkannt und verstanden haben, dann ist die Menschheit glücklich. Aus Selbstsucht werden die Menschen sich vereinen und es redlich bekennen. Aus Selbstsucht werden sie lieben, arbeiten, hassen und müßig gehn, kurz Alles thun und lassen, und so aus Selbstsucht zur wahren Freiheit kommen. Das aber wird geschehn. In der Luft dieses Jahrhunderts liegt die Wiedergeburt der Menschheit!" —

„O, ich verstehe. Ihr meint, weil außer der Welt

nichts ist, werden wir auf sie selber um so ernster angewiesen? — Gut, gut! Laßt aber diese Lehre unter die Massen bringen, unter die rohen, darbenden, in Lumpen gehüllten Massen — was dann?" —

„Dann werden sie die Tyrannen verjagen und den Mammon! Es giebt nichts, was über mich geht, die Monarchie ist eine Priestererfindung." —

„Doch das Geld, der Besitz?" —

„Ist eine Usurpation! — Lies Locke, lies Morelly, lies alle die Weisen, den Stolz ihrer Zeit!" —

„Und was folgt daraus, mein Gott?!" —

„Daß die Welt einst republikanisch und die Güter der Erde Allen ganz gleichmäßig zu eigen gegeben werden wird. Dann aber ist die Menschheit glücklich!" —

„Ich erstarre!" —

„Warte noch ein Menschenalter, mein Sohn, und Du wirst Wunderdinge sehn. Die morschen Gesellschaften, die alten Staaten brechen schon allgemach zusammen, aber die echte Weisheit schreitet vorwärts, das ist mein Trost! — Laß uns zurückkehren."

Sie wendeten um und schritten lautlos ihrem Asyl zu. Betäubt, überwältigt vom Gedankenatlas, der ihm auf Kopf und Herzen lastete, setzte sich Friedemann an die Mahlzeit. Er konnte nicht essen. Auch Cardin ge-

noß wenig. Ein Glas Wein tranken sie „auf's Wohl der Selbstsucht!“ — — — — — — — — — —

Cardin zog sich in sein Cabinet zurück, auch Friedemann flüchtete in sein Heiligthum.

Er konnte heute nicht lesen in der Kunst der Fuge. Vergebens sah die alte Vertraute seines Grames, das Barbiton, von der Wand auf ihn hernieder, vergebens pochte Erinnerung leise an sein verschlossenes Herz. Er saß am offenen Fenster und starrte in die Landschaft, dachte an das, was er vernommen, und versuchte, die Eindrücke zu ordnen. — Ach, es war doch so öde, so leer ihm im Gemüth, was half es, daß sein Kopf brannte in flackernden Gedanken! —

Er saß lange so. — Die Sonne ging unter, der Mond kam herauf, er saß noch immer so. — Es mußte schon spät sein, als er auffuhr, ihm war, als habe Jemand die Thür geöffnet. — Es war finster. Er ging aus dem Cabinet, stieg die Treppe hinab in sein Schlafzimmer. Die Uhr zeigte auf Zehn. Er entkleidete sich, verlöschte das Licht und ging zu Bett. —

— — — — — — — — — — — — — —

Das Haus Cardins, wie wir wissen, lag einsam auf der Höhe des Berges.

Die beiden Knechte mit ihren Familien wohnten

jenseits und diesseits am Eingang des Grundstücks, am Fuße des Berges. Niemand bewohnte die Villa, als Cardin, Friedemann und Trude.

Der Raum war für die drei Menschen viel zu groß.

Wenn man durch die Thüre, welche, von Arnstadt aus gerechnet, an der westlichen Seite des Hauses lag, eintrat, stand man in der Sphinx-Halle, die wir schon kennen. Die mittlere Thür, mit der Aufschrift Daimon, führte in das gemeinsame Studir- und Wohnzimmer, das links und rechts nach den Flügeln des Gebäudes führte.

Die linke Thür führte in Cardins Privatgemächer. Das erste enthielt seine Sammlungen, im zweiten schlief er. Aus dem ersten Zimmer führte aber eine Treppe hinauf nach dem obern Theil des Gebäudes, einer thurmartigen Fortsetzung der Sphinxhalle. Dieser Theil des Gebäudes hatte zwei Zimmer, ein größeres und ein kleineres. Das erste war Cardin's, das andere Friedemanns Schlupfwinkel. Aus Friedemanns Cabinet führte, wie schon gesagt, eben eine solche Treppe hinab nach dem rechten Flügel, wo sein Schlafzimmer lag. Im Raum daneben, dessen Ausgang durch einen engen Corridor nach der Vorhalle führte, lag die fast zim-

werartig eingerichtete Küche. Hier schlief und wohnte Trude. — —

Friedemann zwang sich umsonst, einzuschlafen. Ein Gefühl persönlicher Bangigkeit und Furcht, wie er es nie zekannt, bemächtigte sich seiner.

Die tiefe Stille, die ihm sonst doch so wohl gethan, peinigte ihn, und die wilden, verworrenen Gedanken des Tages kreuzten sich im Fluge, ohne ihn zu verlassen. Je länger er lag, je aufgeregter wurde er, je lebhafter wuchs das Gefühl der Furcht oder Vorahnung.

Ueber seinem Bett hing der Cavalierdegen, den er zu tragen pflegte, wenn er ausging. Er nahm ihn leise herab, untersuchte Spitze und Schneide, und ihn neben sich legend fühlte er sich etwas ruhiger. —

Plötzlich hörte er oben ein Schluchzen und Wimmern, ein Rumoren seltsamer Art. Wie ein Blitz durchzuckte es ihn, daß um 12 Uhr der fünfundzwanzigste August beginne, der geheimnißvolle Tag Cardin's. Fast hatte er es im Gedankenwust des Tages vergessen. Was ging da oben vor? — War Jemand bei dem Alten? — Konnte Cardin nichts geschehn? —

Schon wollte er, den Degen in der Hand, aus dem Bette springen und durch's Studirzimmer nach des Doctors Treppe eilen, um nachzusehn, als er über sich

die Thüre seines Zimmers — seines Mysteriums — sich öffnen hörte. War's Geisterspuk, war's Traum? Wie konnte man hineingelangen, ohne durch sein Schlafzimmer zu gehn, ohne seine Treppe zu passiren?

Dieser Gedanke füllte ihn mit Wuth!

Auf einmal fiel ein Lichtstrahl durch die Oeffnung der Treppe, und das Schluchzen, obwohl leiser, kam näher, und eine Gestalt, die das Licht trug, begann die Treppe zu ihm herabzusteigen. —

Friedemann, dessen Adern zu springen drohten, beschloß, sich schlafend zu stellen, und nur, sobald er feindliche Absichten merke, aufzuspringen und zuzustoßen. Die blanke Waffe an sich gepreßt, lag er still und schielte durch die geschlossenen Wimpern. —

Der nächtliche Besuch hatte die letzten Stufen der Treppe erreicht und wendete sich zu dem Schlafenden. —

Es war Cardin. — Ja, Cardin leibhaftig, aber so, wie Friedemann ihn nie gesehn! —

Todtenblaß, in ein langes Kleid, wie ein Trauergewand, gehüllt, mit erhobener Leuchte, die sein Gesicht gespenstisch mit krassen Lichtern und tiefen Schatten überzog, stand er da vor ihm. Schluchzen hob krampfhaft seine Brust, Thränen rollten über sein Antlitz.

„O verzeih, verzeih mir, Friedemann! Ach, ich liebe

Dich ja so sehr und wollte Dich machen, wie ich bin, um Dich gegen das Leben zu stählen! Ich habe nur noch Deinetwegen Liebe zum Leben! — Verzeih mir!"

Und eben wollte er sich ihm nähern, ihn mit einer grenzenlosen Wehmuth und Innigkeit noch einmal ansehn, als es ihn jäh mit krassem Entsetzen durchschauerte.

„'S ist zwölf, 's ist zwölf! sie ruft mich! — Ach!!" und mit einem kurzen Schrei floh er aus dem Zimmer, die Treppe hinauf!

Die Thür von Friedemann's Zimmer droben flog zu, — ein ferner entsetzlicher Schrei, — ein dumpfer Fall! —

Hier galt kein Zaudern mehr. Mitleid und Entsetzen rissen Friedemann vom Lager auf. Den Degen in der Hand schlug er Feuer, hüllte sich in den Rock und, ahnend, daß sich da droben etwas Furchtbares begeben, ein tiefes Räthsel lösen müsse, eilte er die Treppe empor und betrat zögernd sein Zimmer. Ein flüchtiger Blick belehrte ihn, daß es leer, daß nichts von seinen Heiligthümern entwendet oder von der Stelle gerückt sei. Tiefes Schweigen rings um ihn. Er trat an die Wand, die an das Zimmer Cardin's stieß, und ein plötzlicher Zugwind, der die Flamme seines Lichts in

Gefahr brachte, zwang ihn, die Hand vor dasselbe zu halten, so daß die Wand im Schatten lag.

Da bemerkte er einen Lichtschimmer, der durch eine Fuge fiel.

Er trat näher. Es war eine Tapetenthür, die nicht ganz fest zugezogen war.

Drinnen regte sich gar nichts. —

Er faßte sich ein Herz, zog die Thür leise auf und trat ein. —

Ein furchtbarer Anblick bot sich ihm dar. —

Das Zimmer war schwarz tapezirt. Ein Kronleuchter mit 7 Kerzen brannte an der Decke. Auf einem Tisch, der altarähnlich schwarz verhangen, flammten zwei Wachskerzen. Zwischen ihnen in einem schwarzen Kasten, wie ein Bild aufgestellt, stand der bleiche Kopf eines schönen Weibes, das gewaltsam gestorben war. Der Schädel schien über dem rechten Schlaf eingeschlagen und blutig.

Das Ganze war nur ein Wachsmodell nach der Natur, aber mit scheußlicher Virtuosität nachgeahmt.

An diesem Tische, mit dem Kopf auf ein Buch, wie zum Gebete niedergefallen, lag Cardin. Der Stuhl, auf dem er vermuthlich gesessen, war umgeschlagen. —

Cardin regte sich nicht. —

Mit fast bewußtlosem Instinkt legte Friedemann die Hand auf des Alten Achsel, um ihn wegzuziehn.

Cardin schwankte und rollte zu Friedemanns Füßen. —

Er war todt! —

Sein Gesicht war blauroth, — ein Gehirnschlag hatte ihn getroffen.

Ein satanisch verzerrter Zug voll namenlosen Hohns lag auf dem Antlitz des verstorbenen Daimon. —

Das Buch, auf dem sein Haupt gelegen, als er starb, war — die Bibel!

In ihr war eine Stelle vielfach unterstrichen.

„Alle Sünden sind den Menschen vergeben, aber die Sünden wider den heiligen Geist sind den Menschen nicht vergeben!“ — —

Das Entsetzen gebot Friedemann, zu fliehen. Das Gefühl der Dankbarkeit und des Mitleids für den Mann, der ihm Alles gewesen, zwang ihn, zu bleiben. —

Langsam erst gewöhnte er sein Auge, das Schreckliche zu ertragen. —

Er setzte Cardins Leiche in den Stuhl und bedeckte ihr Gesicht mit den Falten des Gewandes: er konnte es nicht ansehn. Noch furchtbarer aber dünkte ihn, gerade in seiner Schönheit, das wächserne Frauenbild mit seiner blutigen Stirn.

Er ermannte sich und wandte es um nach der Wand.

Neben der Bibel lag ein versiegelter Brief mit der Aufschrift: „Mein Testament, an Friedemann, meinen lieben Sohn." — Darunter: „Verflucht seist Du, so Du nicht thust, was ich hier drinnen will. Vor Allem laß mich und Alles um mich, wie Du's findest, nur dies Testament ist Dein!"

Friedemann steckte es hastig zu sich, und treu seiner Pflicht, obwohl mit schauderndem Widerwillen, brachte er den Todten in die vorige Lage, wendete das Medusenhaupt wieder auf ihn zu, ergriff schnell das Licht, und wie von Furien getrieben eilte er aus dem Zimmer, dessen Tapetenthür er schloß.

Alles Liebe, was sein kleines Eden barg, nahm er hastig mit sich, und als könne Cardin wieder erwachen und ihm nachkommen, schob er den Tisch vor die geheime Pforte, schloß sein Zimmer zweimal ab und gelangte, Angstschweiß auf der Stirne, hinab in seine Stube. —

Erst hier kam er zur ersten Reflexion. —

„Cardin, der Egoist, hatte ihn — von Herzen geliebt!"

„Cardin, der Egoist, war über der — Bibel — gestorben!" —

„Cardin, der Egoist, hatte ein Weib geliebt im Gemüth, und liebte sie bis zum letzten Schlage, obwohl sie todt war!“ —

Friedemann erbrach zitternd das Testament. —

„Mein lieber Sohn!

Letzter, einziger Mensch, den ich liebend besessen, in dessen Umgang ich glücklich war! Höre mich an und thue, was ich Dich bitte!

Von meiner Vergangenheit theile ich Dir nicht mehr mit, als Dir zur Erklärung Dessen noththut, was Du gesehn. —

Ich war, wie Du schon weißt, lange Jahre Arzt in Paris und reich, daher meine philosophischen Bekanntschaften.

Ich hatte ein Weib. — Sie betrog mich. — Ich behandelte sie in Folge dessen hart, denn ich war in der Jugend geplagt von unseligem Jähzorn. Ich reiste mit ihr in die Provinz, wo ich ein Gut hatte. — Ihr Liebhaber kam ihr nach, und als ich von einem Ausflug nach der nächsten Stadt früher wieder kam, als sie meinte, fand ich — Beide. — Er entfloh! — Ich erschlug sie, — am 25. August um Mitternacht! —

Ich machte mein Vermögen in Paris flüssig und ging nach Deutschland. —

Laß mich schweigen von Dem, was ich that, den Mord geheim zu halten, schweigen von dem, was in mir vorging!

Ich hatte eine Todtenmaske von Gyps von ihr genommen, in Deutschland fertigte ich das farbige Wachsbild, und stellte es mir ewig gegenüber.

Das hatte ich mir für's Leben auferlegt.

Ich habe sie geliebt und außer ihr nur Dich. —

Denke von mir, was Du willst, denke, meine Doctrin sei Lüge, — denke, mein ganzes Leben war ein Trugschluß, Du kannst es, denn Du bist schuldlos. Ich kann an Gott und Ewigkeit nicht glauben, denn wäre Beides wahr, so". —

„Eine Copie dieses ganzen Schriftstücks liegt in des Amtmanns Hand.

Alles, wie Du es findest, wie es im Hause steht und geht, bleibt so, Du rührst nichts an. Die Arnstädter haben sich so lange über mich geärgert, sie sollen doch endlich Recht haben. Ja, ich bin der Daimon! — .

Der Schlüssel, den Du beigeheftet findest, öffnet den Schreibtisch meines Schlafzimmers. Dort liegt mein augenblicklich noch baares Vermögen: es sind

tausend Dukaten und zehntausend Thaler in Papieren, deren Liste beigefügt ist. Nimm sie, sei Egoist und verwende sie nur für Dich.

Das Haus und der Berg gehören Niklasens Tochter, der Gertrud.

Verlaß sofort Arnstadt und, wenn Du's kannst — vergiß mich!

Wäre ich fromm, würde ich Dich segnen!

Cardin." —

Friedemann saß lange stumm und brütete über den Wechsel der Dinge, über das geheimnißvolle Hazard des Lebens. — Die Nacht rückte vor. Es war Zwei als Friedemanns Augen zufällig auf die Uhr fielen. Er raffte sich auf und kleidete sich vollständig an. In Cardins Schlafzimmer fand er das Geld, steckte es in eine Ledertasche, die er vorfand und unter die breiten Patten seiner Weste verbarg und eilte in sein Zimmer zurück. Die Kunst der Fuge, seine Brieftasche, die beiden theuren Notenblätter barg er sorgfältig in den Taschen seines Rocks, nahm die alte treue Violine unter den Arm und verließ das Haus. —

Hinab den Berg, über die Mauer des Grundstücks kletternd, erreichte er die Fahrstraße nach Erfurt. Noch einmal wandte er sich mit klopfendem Herzen um.

Da lag das stille Arnstadt in argloſem Schlummer.

Oben aber auf dem Berge glänzte vom Thurm das geſpenſtiſche Licht aus dem heimlichen Zimmer des Daimon. Dort lag der Mörder vor ſeines Opfers Bild, der todte Egoiſt vor der Bibel, unbegraben und allein. —

Wie ein ſchwarzer zuſammengekauerter Rieſe mit einem glühenden Auge an der Stirn ſah der Berg geiſterhaft auf den Wandrer her.

Nachtfroſt ſchüttelte die Glieder des Hinwegeilenden!

XI.

Kehraus!

Und wieder dehnte sich vor ihm aus die weite, unendliche Welt. Es war ihm, als sei er dem Leben zurückgegeben und der Freiheit. Er begrüßte die menschliche Gesellschaft nach fast sechs Jahren als ein neuer Mensch.

Den seltsamen Ausgang, den seine letzte Lebensphase gehabt, die fast thatsächliche Widerlegung, die Cardins Negation Gottes und der Ewigkeit in der Art seines Todes gefunden, hatte auf das Gemüth Friedemanns einen tiefen, schauerlichen Eindruck gemacht. Trotzdem aber, und obgleich er sich sagen mußte, daß Cardins Doctrinen die Grundsätze eines Mörders waren, fand er doch in seinem Herzen zu viel Gründe, das Verbrechen, obwohl nicht zu rechtfertigen, doch mit dem verzeihenden Auge der Dankbarkeit anzusehn. Ferner

war ihm die Lehre der Selbstsucht in den letztverflossenen Jahren so zur andren Natur geworden, paßte so zu seinem ganzen Individuum, schien seinem Verstande so klar und logisch, daß er sie, da er dieselbe an sich für wahr hielt, deswegen nicht aufgeben konnte, weil sie von einem Verbrecher kam.

Das Ende des französischen Arztes hatte für sein Herz wie seinen Geist das Resultat, daß er in seinem Glauben an Gott und Jenseits nicht erschüttert wurde, aber dem Einen wie dem Andern die Selbstsucht inne wohnend und die Nothwendigkeit als über Gott und Ewigkeit thronend und sie bedingend voraussetzte. Er unterdrückte die Regungen seines Herzens, die Erinnerung an seinen Vater, an Cardin u. s. w. nicht, aber diese Gefühle bezogen sich eben auf seinen innern Menschen und die Vergangenheit allein. Seine Zukunft, die Außenwelt und sein Verhalten zu ihr, ward um so strenger nach den Dogmen seiner Selbstsucht gemessen. Sie war das allein Bewußte in ihm, und der Genuß der Gegenwart sein Motto. Er kümmerte sich weder um die nächsten Stunden, noch gelüstete es ihn, zu sterben. Dieser Entschluß entwickelte sich nach und nach immer mehr in ihm, und je weiter er sich von Arnstadt entfernte, je heller der junge Tag herauf stieg, desto

schneller sanken die furchtbaren Erlebnisse der letzten Stunden unter in seiner Seele, und er beruhigte sich bei der Ueberzeugung, daß der gigantische Heroismus, mit welchem Cardin sich dem ewigen Anblick des geliebten Weibes Jahre lang ausgesetzt, Gottes Allerbarmen gewiß erstritten habe. Als die Sonne bei Ichtershausen ihm strahlend aufging, hatte er, gen Arnstadt gewendet, für die verlorene Seele seines Wohlthäters ein leises Gebet gethan. —

Zu Ichtershausen im Gasthofe nahm er ein Frühstück ein, und der Wirth besorgte ihm einen Wagen nach Erfurt. Von Erfurt fuhr er nach Weimar. Hier, wo seine Jugend ihn grüßte, wo so manche Stelle ihm traulich zuwinkte und Bilder aus dem tiefen Nebel der Jahre auftauchten, ging er das erste Mal mit sich zu Rathe, wohin er sich denn eigentlich wenden solle. — Seine bisherige Reise hatte einer Flucht geglichen, einer Flucht aus Verhältnissen, die für ihn nur Unheimliches haben konnten. Jetzt, an Thüringens Grenzen, mußte er für sein künftiges Wollen, sein Ziel einen Plan fassen.

Von Jugend auf war für Friedemann gesorgt worden. Geraume Zeit hatte er im Hause des Vaters

gelebt, ohne von den Bedürfnissen des Lebens einen eingehenden Begriff zu haben. In Merseburg war es der Seckel des Vaters gewesen, der seine Ansprüche bestritt, und wo letztere jenen überstiegen, half die communistische Gütergemeinschaft seiner Commilitonen.

Später in Leipzig wiederum der eigenen Sorge enthoben, war er in Dresden das erste Mal zu äußerer Selbständigkeit, zu einer Art Hauswesen gelangt. Genügsam im Genusse und ganz seinem ehrgeizigen Streben hingegeben, überließ er der alten Hanne das Regiment über sein Gehalt, und da dasselbe für jene Zeit höchst anständig war, blieb genug übrig, um sich, ohne Schulden zu machen, in allen ihm zugänglichen Kreisen standesgemäß zu bewegen. Während und nach der Krankheit wiederum der Sorge des Vaters anheimgegeben, hatten in Halle gleichfalls seine Bedürfnisse nie seine Einkünfte überstiegen und erst später geriethen seine pecuniären Angelegenheiten mit seinem Geiste zugleich in Verfall, und in der Art eines Bänkelsängers hatte er sich mit dem Barbiton nach Leipzig, von dort nach Arnstadt durchgeschlagen. Oft war er in Gefahr gekommen, unterwegs zu Grunde zu gehen, aber dem Sprüchwort gemäß, daß Kinder und Betrunkene nie Unglück haben, leitete ihn immer eine Art unsichtbarer Fürsorge, ein

glücklicher Zufall oder Instinct, und führte ihn endlich in Cardin's Haus. — Hier war er an die körperliche Bequemlichkeit, an die Faulheit, an das Raffinement des sinnlichen Genusses gewöhnt worden, hatte des Meisters Lehre gleich praktisch gemacht, und nun, wieder hinausgeworfen auf den hohen Markt des Lebens, ohne Führer, als die errungene Weisheit und seinen Sonderwillen, fand er sich im Besitz eines Capitals, einer Summe blitzenden Goldes, die für seine damaligen Verhältnisse allerdings ein ungeheurer Schatz war, ihm aber bei seiner Unerfahrenheit und Ungeschicklichkeit, mit Geld umzugehn, noch zehnmal größer, ja als eine nie versiegbare Quelle der Existenz, des Genusses, erschien. Er glich auf's Haar dem unreifen Mutterkinde, das mit straffem Beutel freiheitstrunken in die Weite zieht und für „sein gutes Geld" die ganze Welt einzuhandeln meint. —

In Weimar also machte er den ersten Plan zur Fortsetzung seiner Reise. Wohin wollte er? — Nach Naumburg zu Altnikol und der Mutter? — Nein! Was sollte er dort? — Bei ihnen leben? Seine Unabhängigkeit verlieren? Sich scheel ansehn lassen? Und mußte er dort nicht etwas thun? — In dieser Umgebung, die an ihm, wie er sich sagen mußte, jetzt keine Freude mehr

haben konnte, wäre ihm nur das Herz schwer geworden, und er hatte gewiß wenig Lust, sich neuen Gefühlcujonaden auszusetzen, oder seine Unabhängigkeit zu verlieren, die er durch Cardin's Geld so gesichert sah. — Nach Dresden? Hm, warum nicht? Ei, er konnte ja auftreten! Wie, wenn er die stolze Antonie träfe und ihr zeigen könnte, wie gleichgültig ihm die Frauenzimmer seien? — Das kitzelte ihn! — Und von da nach Berlin! Dort wollte er als unabhängiger Künstler einmal seine alte Kraft und Virtuosität zeigen, beweisen, daß nun erst, seiner gewonnenen Weisheit zufolge, sein wahrer Künstlerstern aufgegangen sei!

Hätte er die falsche Astrua beschämt, welcher Triumph!

Doch wozu so weit hinausdenken? Hatte er nicht Zeit? Was konnte er denn Wichtigeres versäumen, als den Genuß der Minute?

Vor allen Dingen also wollte er reisen und genießen. „Das Zukünftige findet sich," dachte er.

Er nahm ein neues Fuhrwerk und verließ Weimar. Aus der stillen Abgeschlossenheit des Thüringer Waldes kam er langsam in die breite Strömung der Zeit und ihrer Verhältnisse, betrat die Bühne des großen historischen Drama's, wo der Einzelne nichts, das Geld aber

eine Seifenblase ist, geschaffen, um zu verschwinden im Nichts! —

Das große historische Zeittheater! —

O, noch hatte das neue Drama nicht begonnen, das die Welt erschüttern sollte, noch war der Vorhang geschlossen, vor dem die ahnungsvolle Menschheit lauschend saß. Man hörte nur von ferne hinter der Gardine die Acteurs flüstern, die diplomatischen Regisseure umherschleichen und hin und wieder einen ungeschickten Statisten mit dem Schwerte rasseln. Das geheime Vorspiel, nur den Eingeweihten erkennbar, war begonnen, die dramatische Voraussetzung entwickelte sich erst, bis plötzlich jäh die Sturmglocke des Krieges ertönte, der trügerische, gemalte Lappen, der die Leidenschaften verbarg, emporrauschte und:

Blutiges Kampfspiel füllte die dröhnenden Schranken.

— — — — — — — — — — — — — —

Blutiges Kampfspiel! — Zarte Frauenhände woben voll geschäftigen Hasses ringsum ein gewaltiges Netz, in welchem sie den preußischen Aar zu fangen meinten. Vier Weiber, die sonst wohl nie im Leben ein Plan vereint hätte, erhoben sich gegen Friedrich, um ihm die blitzende Krone vom Haupt zu reißen, seine Gewalt wie seinen Besitz auf den kleinsten Raum einzuschränken und

den Markgrafen von Brandenburg unschädlich zu machen. Diese vier Frauen waren Elisabeth von Rußland, Maria Theresia von Oesterreich, Josepha von Sachsen und die Marquise de Pompadour. Sie alle hatte Friedrich erzürnt, hatte nicht nur ihre Herrschereitelkeit, sondern auch ihren Frauenstolz mit manch witzigem Schlagwort verletzt, und Maria Theresia setzte selbst ihren monarchischen und sittlichen Stolz bei Seite und nannte die kleine Poison „chère cousine," um Frankreichs Heere gegen ihren Erzfeind, den Ketzer, den Räuber Schlesiens zu bewaffnen. Ihr einte sich die russische Czaarin, die, eifersüchtig auf Preußens Wachsthum, mit tiefstem Zorn ihr allzuliebebedürftiges, veränderliches Herz von Friedrich bewitzelt sah. Keiner schürte aber den Funken der Rache mehr, als Josepha von Sachsen mit ihrem nunmehrigen Schildknappen Brühl. Und nicht genug, daß Siepmann den Zwischenträger gespielt hatte, es war auch noch ein förmliches geheimes Comité in dem Grafen von Loos, Kanzler von Stammer, Herrn von Globig und der Gräfin Sternberg constituirt worden*), um in Wien namentlich die Flamme des Krieges anzufachen. Oestreich rüstete, Frankreich und Rußland rüsteten, und

*) Leben Brühls in vertraul. Briefen, II. Bd. S. 157 u. 58.

Sachsen — wie Josepha meinte — rüstete auch. Hatte ihr nicht Brühl auf dem Papier 30,000 Mann gezeigt und die Summen, die Vorräthe, welche ihm zu Gebote standen? — Lüge war's! Um so furchtbarere Lüge, als sie das Königspaar in seinem kriegerischen Vorhaben sicher machte, es in übermüthige Ruhe wiegte. — Durch die maaßloseste Verschwendung Brühls und des Hofes, vor Allem durch die grenzenloseste Unordnung im der Verwaltung, die in den schuftigsten, geldgierigsten Händen lag, waren die Finanzen Sachsens seit lange im Grund zerrüttet, das Heer gänzlich vernachlässigt und das Land, statt mit baarem Gelde, mit Steuerscheinen überschwemmt, die der Noth, von welcher der Hof allerdings nichts ahnte, abhelfen sollten.

Brühl, der die äußere Politik nun einmal in die Hände der Königin gegeben hatte, behielt das innere Regiment für sich, und hatte dazu um so mehr Ursache, als er den Einblick fremder Augen hier am meisten fürchten mußte. Niemand durchschaute bei Hofe die Verhältnisse, außer dem Churprinzen Christian und dessen Brüdern Xaver und Karl. Doch sie waren durch Brühls Maaßnahmen so im Schach gehalten, so bedeutungslos, daß ihre Stimmen, wie selten auch erhoben, nutzlos verhallten.

Josepha und August brauchten, um Krieg zu führen, viel Geld und Soldaten, und — das Papier ist geduldig. Brühl machte ihnen vorläufig eine brillante Berechnung über die vorhandenen Geldmittel, in der Hoffnung, bis zum Ausbruch des Krieges alles Versprochene beschafft zu haben. Rüstete man denn in Wien nicht auch noch immer? So viel Zeit wie Andre hatte Sachsen doch auch? — Wohl sah der Herr „Ministerregent" den Bankerott der Steuerkasse vorher, aber wenn erst der Krieg da war, ließ sich das leichter entschuldigen, wenn man nur jetzt Soldaten und baar Geld in der Hand hatte! —

Leider ahnte Niemand im Entferntesten, daß Friedrich Alles wußte, was vorging, daß er bereits im Japanischen Häuschen bei Sanssouci den Kriegsplan entwarf und nichts versäumte, sein ohnedies schlagfertiges Heer noch furchtbarer zu machen.

Die Tage des fröhlichen Berlin waren verrauscht. Vorbei das glänzende und holde Jugendspiel der Grazien und Musen. Der Königliche Apoll war ernster geworden und, nach den rings sich erhebenden Wettern schauend, legte er leise die Leier weg, um sich in den Schmuck des Mars zu kleiden.

Der große König hatte in den letzten zehn Jahren

manche bittre Täuschung erfahren, die seinen Charakter, seine Denkweise noch abgeschlossener gemacht hatten. Der heitre Lebensgenuß in der Umgebung seiner Lieblinge, der, eine Fortsetzung des Rheinsberger Jugendtraums, oft die Herrscherſorgen von seiner Stirn gescheucht hatte, war ihm mannichfach vergällt. Wohl mochte es seine große Seele verschmerzen, daß ihm die Barbarina treulos geworden war, daß in seiner eigenen Familie so mancher tiefe Mißklang widertönte, so manche Kluft sich erweiterte. Mochte er sich auch endlich in das gemeinsame Schicksal aller großen Männer, mitten unter Menschen stets allein zu sein, gefunden haben, das konnte er nie verwinden, sich in Voltaire getäuscht zu sehn, konnte nie vergessen, daß ein Mann, der ihm als geistiger Träger der Zeit galt, von dem man Adel und wenigstens theilweise Ueberwindung seiner Schwächen hätte erwarten sollen, daß dieser Mann ebenso gemein wie schmutzig, ebenso Charlatan wie Neidhart sein konnte und mit der Schärfe eines Sokrates die Eitelkeit, Bosheit, Undankbarkeit und Frechheit eines Affen, wie die cynische Jämmerlichkeit eines Satyrs verband und sich in sinnlicher Sclaverei seiner Köchin unterworfen hatte.*)

*) Das Bild dieser berühmten Köchin ließ Friedrich II. malen, es hängt noch auf Sanssouci. Diese Person, die Herrn Arouet

Friedrich II. hielt Voltaires Geist unendlich hoch, aber die Kränkungen, die die unverschämte Arroganz des Franzosen ihm bereitete, die öffentlichen Scandale, die derselbe mit dem Juden Hirsch, in der Diatride de Doctor Acacia gegen Maupertuis sowie gegen die Prinzessin Amalie veranlaßt hatte, weckten nicht nur die Verachtung des Monarchen gegen die Menschen mehr und mehr, sondern ließen ihn schmerzlich den lieben Jordan vermissen, den einzigen Menschen, mit dem er den innersten Herzschlag getheilt. Die Blume der Liebe war ihm nie freudig erblüht, um so mehr hatte er sich am Duft der Freundschaft gelabt, und als auch dieser welkte, zog sich der Einzige in die steinerne Feste seines Königlichen Ichs zurück, in den Panzer seiner individualistischen Weisheit. Er fühlte, daß das Leben für ihn keine Reize mehr hatte, daß er nur da war, um zu herrschen, da war um des Volkes und der Zukunft Derer Willen, die nach ihm kommen sollten. Sein Wesen nahm immer mehr die Einsamkeit und eiserne Hoheit antiker Heldengestalten an, und kein Fürst war jemals mehr, als er, sich bewußt, daß er nichts sei, als

---

vollständig beherrschte, ging in ihrer Unersättlichkeit so weit, den Philosophen sogar zu bestimmen, daß derselbe die Wachskerzen von den Kronleuchtern entwendete.

der Factor der Geschichte, ein Werkzeug zur nothwendigen Entwicklung der Menschheit. Dies sein zu müssen, zu wollen und zu können, war die Aufgabe seines Lebens. — Es giebt eine innere, unblutige Tragik, die still in der Glorie des Erhabenen durch die Zeiten schreitet. — Friedrich II. war einer ihrer Repräsentanten.

Alle Fäden der Conspiration, die die Cabinete, von Wien, Paris, Petersburg und Dresden vereinte, lagen in Friedrichs Hand, der Plan des Kriegs war fertig, er mußte reinen Tisch mit seinen Feinden machen. Alles stand wider ihn auf, und Englands laue Freundschaft schien nur ein schwacher Anker in dem Orkan, der schon mit seinen ersten Wetterzeichen sich erhob.

Nur die Flöte war's, der er sein Innerstes enthüllte, die Musik, in der ihm die Sonne des eignen Gemüths selbstleuchtend und erwärmend aufging. Graun und Emanuel Bach, Kirnberger, Kittel, Benda und Quanz waren die Genossen seiner lyrischen Stunden, und auch diese wurden um so seltener, je mehr das Kriegsgewölk emporzog, ja sie dienten dann gerade oft als Maske, um sein eigentliches Vorhaben zu verbergen. Unter die mannichfachen Veränderungen im Kunstleben des Hofes und der Residenz gehörte auch das Verlöschen

von Astruas Stern. Dies allbewunderte, schöne, angebete Weib, das sich 1747 wie ein strahlend Meteor erhoben, sie, die so ganz Künstlerin, so vollständig in der Musik aufgegangen war, daß ihr der größte Tondichter auch der liebenswertheste Mann war, sie, die zwei Brüder zum Wettkampf der Doppeleifersucht auf Kunst und Liebe spornte, um beide hoffnungslos zurückzulassen, verlor plötzlich ihren ganzen künstlerischen Besitz: ihre Stimme. Aus den Höhen des Olymps geschleudert, fand sie sich auf der prosaischen Erde wieder und war nichts mehr, als jede Andre, ein verlassenes schönes Weib, dem Liebe noththat! —

Ihr Unglück bewegte die ganze Residenz, und Niemand war, der sich nicht der schönen Stunden erinnerte, wo sie ihn entzückt hatte. Friedrich, dem Graun in verzeihlichem Selbstbetrug Hoffnung gemacht haben mochte, sie geheilt zu sehn, schickte sie unweit Pankow auf's Land, um eine Milchkur zu gebrauchen. Vergebens! — Mit einer Pension von 1000 Rthlr. verließ die einst Vergötterte den preußischen Staat und trug ihre Thränen nach dem heimischen Italien.*) Zwei Jahre später starb sie, als die Berliner längst — eine neue Sänge-

*) Nach Mittheilungen des Herrn Hofrath L. Schneider.

rin hatten, die -- „doch unvergleichlich!“ — sang. —

— — — — — — — — — — — — — —

Krieg mußte sein, denn zu viel des Hasses war einmal vorhanden, das fühlte Friedrich. Seine Sorge war also, den Kampfplatz auf andren, als preußischen Boden zu verlegen.

Gleichwohl ward von Preußen nichts versäumt, was zu gütlicher Ausgleichung beitragen konnte. Man erkundigte sich bei'm Cabinet zu Wien, was denn die Rüstungen zu bedeuten hätten. — Die Antwort war der Art, daß man kaum über die Absicht Oestreichs unklar bleiben konnte.

Friedrich bot hierauf Sachsen eine Neutralitätserklärung an. Man machte darauf in Dresden leere Ausweichungen. Man wollte um jeden Preis Krieg! Gut denn, Friedrich war gefällig, er ging seinen Widersachern entgegen, aber nur etwas zu früh für sie, das war das Unangenehme! —

„Die Preußen sind wieder da!“ tönte es angstvoll durch Sachsen. Die geträumten Soldaten und Gelder Brühl's standen auf dem Papier. Der Zustand der Steuerkasse, deren Coupons Niemand mehr nehmen wollte, mußte nun an den Tag kommen, Brühl sah seinen Fall voraus.

Ein neuer Coup mußte helfen.

In der Stunde der höchsten Gefahr that ein Schlachtopfer noth, ein Sündenbock, der den Fluch der Finanzdesorganisation auf sich nahm.

Kriegsrath Karbe, einer der ausgesuchtesten Schurken, der langjährige Steuerexekutor seines Herrn, der, fett und frech geworden im Betrügen, als Mitwisser aller Intriguen dem Minister gefährlich zu werden begann, ward plötzlich an Brühl's Geburtstag nach heftigem Zank festgenommen, des riesenhaftesten Unterschleifs der Staatsgelder angeklagt, von Brühl's Creaturen, dem Ober-Amtmann und Hofrath Essenius unter Sauls Assistenz verhört, durch die Tortur zum Geständniß gebracht, zum Strange verurtheilt und aus besonderer Gnade Zeitlebens auf's Zuchthaus nach Leipzig gebracht.*)

Der verdammte Karbe, der hatte Alles gethan! doch die Zeit war zu kurz, um zu klagen, Brühl war ja nicht Schuld, der liebe Brühl, der so dienstfertig war, den man ja jetzt brauchte!

Hals über Kopf bezogen nun am 1. September 1756, statt der 30,000 Mann 17000 Sachsen mit 80 Kanonen ein Lager bei Pirna. August III. nebst Brühl

*) Brühls Leben in vertrl. Briefen II. Bd. S. 86 bis 89.

und den beiden Prinzen Xaver und Carl folgten den Truppen nach, in unbegreiflicher Verblendung auf Oestreichs Hülfe rechnend, die man doch bei Kesselsdorf kennen gelernt hatte, wo nicht ein Mann zum Succurs geschickt wurde.

Wieder übernahm es die heldenmüthige Josepha mit dem Erbprinzen Christian, dem heranstürmenden Feinde die Stirn zu bieten, und erkannte jetzt, in einer freien Stunde vom Churprinzen und den wenigen Treuen, die zurückgeblieben waren, endlich überzeugt — zu spät die ganze Tiefe der Brühlschen Schuld, zu spät das Elend, welches der Minister und seine Handlanger über das Land gebracht hatten.

Jetzt freilich war keine Zeit zur Anklage, aber die Königin und ihre Umgebung beschlossen, alle Beweise gegen den Verhaßten zu sammeln, um seinen Fall bei geeigneter Zeit recht ausgesucht zu machen.

Inzwischen schritt das Unglück unwiderstehlich heran, Dresden glich einem Chaos von Wuth, Schrecken, Jammer und Verwirrung. Zum zweitenmal, mit doppelter Erbitterung, kam Friedrich, und man wußte, daß er diesmal keine Schonung üben werde. —

Von dem großen Drama, das auf dem Welttheater bevorstand, wußte Friedemann nicht das Mindeste. Er

hatte ein Fuhrwerk genommen und fuhr aus Weimar mit aller Behäbigkeit, die ihm sein Beutel gestattete.

Er vermied wohlweislich Naumburg und verließ die große Heerstraße, um über Jena, Gera, Greiz, Zwickau, Chemnitz, Freiberg und Tharand nach Dresden zu gehn. — —

Es hat einen besondren Reiz, mit dem Bewußtsein der Unabhängigkeit und des vollen Beutels bei herrlichem Wetter allein im Wagen zu sitzen und einsamen Wegs durch die bunte, stille Landschaft dahinzurollen! Wenn wir nun hinter uns weder Heimath noch Freunde oder sonst etwas Liebes zurücklassen, das unsre Gedanken in die schwindende Ferne zurück lenkt, wenn wir nicht einmal etwas dergleichen da, wo wir hinsteuern, anzutreffen hoffen, kurz so Alles, was wir besitzen: Gedanken, Gefühl, Geld, Eigenliebe, bei uns haben, wird uns eine engherzige, satanische, selbstzufriedene Wollust durchziehn und ordentlich eine Vornehmheit geben, die uns kitzelt!

„Omnia mea mecum porto!“

Aus dem Blauen in's Blaue! — —

Das war der innere Zustand Friedemanns.

Er konnte nichts im Leben bereuen, so tausendfältige Ursachen er auch dazu hatte. Um das zu können, hätte er sich selbst besser erkennen müssen und fühlen, daß es

an ihm allein lag, wenn er bisher ewig Schiffbruch gelitten. Jeder Egoist hält sich für absolut gut, seine Handlungen für unfehlbar, und wird der „erbärmlichen Welt" zehnmal eher sein Unglück zur Last legen, als sich selbst, und da die Selbstsucht, wenn sie gewisse Grenzen überschritten, nie auf ihr vernünftiges Maaß zurückzuführen ist, verbeißt sie sich so in sich selbst, daß nur die außergewöhnlichsten Ereignisse eine wahrhafte Umkehr möglich machen.

Den luftigen Gebilden seiner Phantasie oder seinen skeptischen Gedankenspielen schrankenlose Audienz gebend, rollte er sorglos seine Straße, die sich, je näher er nach Chemnitz kam, desto stärker belebte. In den Orten, die er unterwegs berührt, hatte man schon Bedenkliches vom Anmarsch der Preußen gemunkelt, so daß dem sorglichen Kutscher, als sie auch von Chemnitz fort waren, doch Angst wurde und er wacker auf die Gäule hieb, um Freiberg sobald als möglich zu erreichen.

Keinem war diese Kriegsnachricht wohl gleichgültiger, als unserm Friedemann. Im Gegentheil freute er sich auf den Tumult, und Friedrich erschien ihm willkommen als Nemesis für Brühl und das Dresdener Gelichter.

In Freiberg aber war ganz und gar der Teufel los, und was nur an Lüge und Uebertreibung möglich

war, wurde von der erhitzten Einbildungskraft der Leute erfunden. Aus dem Chaos aller widersprechenden Gerüchte erfuhr Bach wenigstens soviel, daß die Preußen noch nicht in Dresden seien, der König und Brühl aber sich in's Lager bei Pirna begeben hätten. — „Ha, die Alte mit der Tochter sind gewiß allein in Dresden! Gut, wenn der preußische Fritz in der Residenz aufräumt, will ich den Kehraus dazu spielen!" — Alle Furien des Hasses, der Schadenfreude und Rachewolluſt bemächtigten sich seiner.

Er wollte gleich weiter nach Dresden, der Kutscher aber schwor bei allen zehn Geboten, daß er nicht einen Schritt fahren werde.

Endlich gelang es dem Gastwirth, einen armen Teufel von Knecht zu bewegen, daß er einen erbärmlichen Karren anspannte. „Wenn Du mich nach Dresden bringst, ehe die Preußen drin sind, geb' ich Dir einen Dukaten Trinkgeld! Vorwärts!" —

Hastig füllte er seine leergewordene Börse aus dem unerschöpflichen Vorrath mit 10 Dukaten und eilte zum Wagen.

Wie die wilde Jagd ging's gen Dresden, und die Bilder der Verwirrung und Angst wuchsen mit jedem Schritte. Die bisherige behäbige Ruhe war Friede-

mann entwichen, und wie mit den Gefühlen des Hasses die Erinnerungen mächtig in ihm wurden, ergriff ihn mit bachantischer Gewalt das Gelüst, sich je eher, je lieber in das Kriegsdrama zu stürzen. Es war ihm, als müsse sich in Dresden mit ihm etwas begeben, was so oder so seiner Zukunft einen neuen Anstoß, einen Hintergrund geben würde. —

Friedemann war bereits unweit Tharand. Es mochte etwa 5 Uhr Nachmittags sein, er konnte somit Dresden erreichen, ehe ihn die Dunkelheit überfiel.

Hier wurde es stiller. — Weder feindliches Militär, noch Fliehende waren zu sehn! — War das die Ruhe der Verzweiflung? Waren die Preußen schon in die Hauptstadt eingezogen? — Ohne sich lange zu besinnen oder die Zeit durch leere Fragen zu vertändeln, trieb Friedemann den Kutscher vorwärts und passirte einen Abhang, an dessen Fuße sich Unterholz und junger Baumwuchs hinzog und sich rechts mit den dunklen Waldungen verband, die fernab die Elbe einschlossen.

Der Weg durchschnitt das Gehölz, und aus jenem richtigen Instinct, der gemeinen Leuten eigen ist, murmelte der Kutscher: „Hier ist's nicht geheuer" und trieb seine Thiere zu doppeltem Eifer an. Wirklich bemerkte Friedemann, dessen innre leidenschaftliche Erregtheit seine

Sinnenthätigkeit doppelt entflammte, verdächtige Gestalten, die hier und da im Laube verstreut waren, mit glotzendem Blick dem vorbeieilenden Fuhrwerk nachschauten und für den einsamen Reisenden keine wünschenswerthe Staffage zur Landschaft sein mochten.

„'S sind Zigeuner, Herr! Wir müssen machen, daß wir aus dem Holz kommen! Sicher ist der Feind nicht weit, denn das Teufelsvolk liegt auf der Lauer, ob's nicht wo Nachlese giebt auf einem Schlachtfeld!" —

Plötzlich trabte ein zerlumpter Bube neben dem Wagen her, streckte die Hände empor und bettelte. Eben raunte der Kutscher: „Geben Sie nichts!" — als Friedemann schon ein Geldstück auf die Straße geworfen hatte, um sich von dem widrigen Kobolde zu befreien.

Kaum hatte sich dieser aber seines Fanges versichert, als schon drei bis vier Gestalten, Weiber, Männer und Kinder in fast ekelhafter Nacktheit sich links und rechts erhoben und in gräulichem Bettelchorus eine Hetzjagd begannen, die in Friedemann doch ernstliche Sorgen erregte. Da er nicht wußte, ob die Leute von Bitten zu Drohungen übergehen würden, und das ohnedies ermattete Pferd die schnellfüßigen Jäger nicht zu

überholen im Stande war, warf er eine Handvoll Münzen links und rechts aus dem Wagen, um die Gesellschaft zum Stillstand zu bewegen. Das war Oel in's Feuer! Achtlos ließ das Gesindel die Geldstücke liegen, welche von einer nacheilenden Arrieregarde aufgelesen wurden, und „gieb uns von Deinem Reichthum! gieb uns!" brüllte der infernalische Haufe. Plötzlich in einer Biegung des Weges scheute das Pferd!

Mit einem Ruck stand der Wagen. — Ein Baumstamm lag quer über der Straße. — Man konnte nicht weiter. Ringsum mit Blitzesschnelle drängte sich ein phantastischer Haufe schmutziger, barocker Gestalten, deren lederfarbene Haut das Abendlicht mit Bronce färbte. Auf einem buschigen Hügel stand eine Gruppe älterer Männer und Frauen, die die Horde zu leiten schienen.

Friedemann, wüthend und ohne die Gefahr der Minute zu beachten, erhob sich im Wagen.

„Was wollt ihr von mir? Hab' ich euch nicht gegeben?" —

„Gieb uns mehr! — Du bist reich!" —

„Her mit Deinem Gelde!" —

Friedemann verlor den Kopf nicht.

„Ruhig! Hört mich an! Ich muß nach Dresden.

Wenn ihr den Stamm dort wegnehmt, will ich euch mehr Geld geben. Wer mir aber zu nahe kommt, mag sich vorsehn!" Er zeigte drohend den entblößten Degen. —

Eine Pause erfolgte. —

Ein kurzer Ton, wie aus einem Kuhhorn, erscholl vom Hügel. —

Der Baumstamm ward hinweggenommen und ein alter Kerl, in einen Fetzen Zeug gewickelt, kam von der Erhöhung herunter und streckte die dürre Hand in den Wangen.

Friedemann gab ihm eine Handvoll Silbermünzen.

„Mehr!"

„Da! Nun ist's genug!" —

Der Alte ging.

„He, Der hat Geld! Gieb mir auch, schöner Herr!" kicherte es von der andern Seite.

Friedemann wendete sich. Ein Frauenzimmer hielt ihm die Hand hin. —

Sei's, daß Friedemann von der frischen Jugend der schwarzäugigen Schönen angezogen, oder von Mitleid für diese übergroße Armuth erfüllt ward, sei's Uebermuth oder galanter Kitzel, kurz, er gab ihr drei Goldstücke. —

Das Frauenzimmer sah ihn fragend an und dann das blitzende Metall!

„Hu, schmeißest Du soviel Geld weg? — Oho, wirst's noch brauchen!" und indem sie sich von ihm wandte, stieß sie einen kurzen Pfiff aus. — Das Gesindel wich zurück, der Wagen rollte weiter. —

Betroffen und beleidigt starrte Friedemann der bettelnden Schönen nach. Als der Wagen im Gehölz verschwunden war, trat der Alte und die Schwarzäugige zu den Uebrigen, sie unterredeten sich lebhaft. Wenige Minuten später ertönte ein greller Schrei, und die ganze Sippschaft war wie Spreu im Walde zerstoben. —

Friedemann war froh, so davongekommen zu sein. Er machte sich zwar über seinen Leichtsinn im Geldausgeben Vorwürfe, doch er besaß ja noch genug, und wirkliche Reue war seine Sache nicht. — Wie er gehofft hatte, war es. — Der Feind war noch nirgends zu sehn, Dresden frei, und wie der Abend graute, fuhr er durch's Leipziger Thor in die Residenz ein. Er hatte keinen Paß, doch da er sich über seine Person im Ganzen legitimiren konnte und geachtete Männer nannte, die ihn recognosciren würden, ließ man ihn passiren, nachdem man ihn vernommen hatte, ob er vom Feinde etwas wisse.

Er nahm in einer Ausspannung in der kleinen Meißnergasse Quartier und zog über seine alten Bekannten Erkundigungen ein.

Das von der Nähe der Preußen geängstigte Dresden war jetzt sicher kein Vergnügungsort, und unter den bleichen Gesichtern, den erschreckten Menschen, die trostlos hin und wieder rannten, war Niemand zu finden, der Friedemann Bach Auskunft ertheilen mochte.

Er machte sich daher selbst auf den Weg und lachte schadenfroh über das muthlose Treiben der stolzen Residenz.

Alles athmete Vertheidigung. Die Elbbrücke hatte einen Verhau erhalten, zwischen dem sich Fußgänger mühsam hindurch schleichen konnten, und Kanonen starrten vom jenseitigen Ufer. Das Brühlsche Palais war von Milizen besetzt, das Königliche Schloß von der Schweizer Kronen-Garde. Alle öffentlichen Gebäude schienen verrammelt und bewacht. Wer wollte in dieser Verwirrung und anbrechenden Dunkelheit noch einen Bekannten finden?

Friedemann kehrte zum Gasthof zurück.

Er verstand sicher nichts von Kriegskunst, aber sein gesunder Verstand sagte ihm, daß nur die Verzweiflung und der Wunsch, doch etwas gegen den Feind zu thun,

zu Maaßnahmen Veranlassung geben konnte, die, an sich betrachtet, nur einen eingebildeten Schutz boten.

Als er im Gasthof in sein Zimmer trat, das einzige, welches damals für anständige Gäste bewohnbar war, fand er es zu seinem höchsten Erstaunen von zwei Fremden eingenommen. Er widersetzte sich dieser Occupation auf's Heftigste und versprach sogar dem Wirth eine besondre Gratification, wenn er ihn von dieser Schlafgenossenschaft befreie. Doch da beide Fremde erklärten, sie könnten nicht unter den Fuhrleuten und andrem Volk in der Wirthsstube übernachten, da sie Geld bei sich hätten, und schließlich dem Wirth dasselbe wie Friedemann boten, mußte sich Bach bequemen, eine Nacht in ihrer Gesellschaft zuzubringen. Einer der Fremden war eine hohe, schlanke Gestalt, reisemäßig gekleidet, von gutem Benehmen und viel Lebensart. Mit ihm ließ sich allenfalls aushalten, doch der Andere war ein jüdischer Handelsmann, und vor Juden hatte Friedemann einen ungeheuren Abscheu. — Wohl oder übel mußte er sich dennoch in den Zwang des Augenblicks schicken.

Der Hebräer benahm sich zum Glück höchst bescheiden, setzte sich bei Seite allein an einen Tisch, verzehrte still sein Abendbrod und legte sich angekleidet auf's Bett.

Er wollte frühzeitig weiter: „eh' de schene Herrn Preißen können besehn meinen Beutel!“ —

Indeß der kleine, verschrumpfte Sohn Israels, die Hand auf der festgeschnallten Geldkatze, entschlummerte, saßen Friedemann und der Fremde, welcher im Controlebuch als Hans von Schackwitz, Fechtmeister aus Prag, stand, bei'm Abendbrod und einer Flasche sächsischen Weins, der höchst sauer war, und machten nothdürftige Bekanntschaft. Namentlich war von dem neuen Kriegsunglück vielfach die Rede, und der Fremde zeigte Lust, seine Dienste der Sache Sachsens anzubieten. Friedemann Bach hütete sich wohl, nähere Auskunft über seine Person zu geben. Die Anstrengungen der hastigen Reise und schließlich der dumme Wein hatten ihn müde gemacht. Nach lauer Unterhaltung und lebhaften Zeichen des Schlafs gingen Beide zu Bett. Friedemann, der außer dem Rest in seiner Börse, seine übrige Baarschaft nebst seinen Papieren in der Ledertasche hatte, knöpfte behutsam den Rock über derselben zu und legte sich angekleidet nieder. —

Am andern Morgen, es war der für Dresden so verhängnißvolle 9. September, erwachte er etwas spät und war sehr zufrieden, den Juden nicht mehr vorzufinden.

Dem Fechtmeister, der eben aufstand, schien die Verminderung der Gesellschaft ebenfalls sehr angenehm.

Friedemann betastete heimlich von außen seine Tasche und fand, daß sie in Ordnung sei. Gern hätte er seine Baarschaft gezählt, doch sein Genosse hätte das für eine Beleidigung nehmen können. Andrerseits wollte er das Gold nicht gern blicken lassen. Sie frühstückten zusammen, und Friedemann begab sich auf den Weg, um Homilius, Herrn von Schemberg, Holzendorf und wen er sonst noch in Dresden glaubte, aufzusuchen.

Der Fechtmeister begleitete ihn in die Stadt. Am Brühlschen Palais trennten sie sich. —

Elf Jahre waren vergangen, seit Friedemann am letzten Carnevals-Abend auf dieser Stelle stand, elf Jahre und welcher Umschwung der Dinge! Damals lag die Welt golden vor ihm, durchduftet von dem Schimmer der Liebe, den Wonnen des ersten Kusses, und jetzt? — Dort stand der ehemalige Tempel seiner Seligkeit, das Palais Brühl, und sah ihn spöttisch mit öden Augen an. Da, fast drohend mahnte ihn der graue Riesenbau der Sophienkirche an das, was er besessen und verloren. Dabei stand die stille Klause, in der er gewohnt, an jener Ecke das Haus Merpergers. — Ob sie noch drinnen wohnen mag? — Oben an

ihrem Fenster prangen noch Blumentöpfe, wie einst, und es dünkt ihn, als sehe ein blasses, liebes Gesicht auf ihn herab. Er grüßt! — Eine Frauengestalt beugt sich nieder, hastig tritt er näher! — O nein, eine Fremde! Erröthend eilt er vorüber. An der Ecke fragt er einen lungernden Buben, ob Merperger noch das Haus bewohne. Staunend sieht ihn der Junge an. — „Nein, mein Vater wohnt hier und heißt Seising!“ —

Heulend zog das alte Weh in ihm herauf, heulend alle bittern Klagen seiner Seele, und — heulend wälzte sich ein Volkshaufe plötzlich heran! —

„Sie sind da, die Preußen! Sie werden sengen, plündern und morden!“ Und durch das Getöse knatterte in der Ferne das Gewehrfeuer, und der erste Kanonenschuß dröhnte durch die Luft. Ein wahrer Hexensabbath! —

Umdrängt, umgarnt, rettete sich Friedemann durch die Willsdrufer Gasse nach dem Altmarkt, eilte der Kreuzkirche zu und trat in's Cantorhaus, als eben die diesseitigen Kanonen an der Elbbrücke ihr höllisches Concert begannen. —

Wie sollte Homilius den Freund begrüßen, der mit der Kriegsnoth zugleich in's Haus trat, in einer Minute,

wo Jeder nur auf der Seinen Heil bedacht war? — Friedemann fühlte, daß er hier übrig war. Er war ärgerlich, daß er erst gekommen, und doch wollte ihn Homilius nicht von sich lassen, nicht der Gefahr auf den Straßen aussetzen. Nach langem Dispüt vermochte Jener den Gast, zu bleiben, bis das Drama draußen entschieden sei.

Der Entscheid war kurz. Wenige Stunden genügten, das fast ganz entblößte Dresden zu nehmen, und das preußische Militär ergoß sich in alle Straßen.

Es war am nächsten Tage, den 10. September, als der erzürnte Preußenkönig zum zweitenmal Dresden in Besitz nahm und den Palast Morsinska bezog. Hierher eilte der Magistrat und alle Standespersonen, um den Eroberer zu erweichen, der geschworen hatte, diesmal „auszukehren." — Er kannte keinde Gnade, keine Rücksicht mehr, an Sachsen wollte er für all seine Feinde ein Exempel statuiren. Dresden ward in der Eile befestigt, und Hennicke, zur Zeit an der Spitze des Dresdener Magistats stehend, war der Erste, welcher die strengen Forderungen des Königs entgegennehmen mußte.

Auf Friedrichs Befehl besetzten seine Truppen die Wachen, die Thore und zur Hälfte mit den Schweizern

das Schloß, bemächtigten sich der Kriegsgeräthschaften, Artillerie und Munition, versiegelten die Kanzleien und schnitten alle Verbindung zwischen Dresden und dem Pirnaer Lager ab. Die Garde ward entwaffnet, das Münzamt aufgehoben, alle Königlichen Kassen in Beschlag genommen und endlich zu Torgau ein Kriegs-Directorium errichtet, wohin alle Einkünfte Sachsens entrichtet werden mußten. Bekannt genug ist die peinliche Stunde, in der Königin Josepha das geheime Staatsarchiv, dessen Verschluß sie hatte, mit ihrem Leben vertheidigen wollte. Dem Commandanten Wylich und Obersten Wangenheim war das undankbare Loos zugefallen, die Königin mit Gewalt von der Thür desselben zu entfernen. Die Beweise aller Verbindungen zum Untergange Friedrichs fielen in Preußens Hand, und mit brechendem Herzen sah die stolze Frau ihr Alles verloren. Bald darauf wurden sämmtliche hohe Chargen ihrer Dienste entlassen und wenige Tage später alle Schußwaffen des geleerten Zeughauses, 250 Stück Kanonen und Mörser, zu Schiff nach Magdeburg geschafft und die eisernen Geschütze, (ebenfalls über 200 an der Zahl) auf die Wälle Dresdens und Torgau's gepflanzt. Nur auf Bitten der Bürgerschaft entging das Japanische Palais dem Schicksal, in die

Elbe geworfen zu werden, ward aber durch Maquire in ein Strohmagazin verwandelt.

Gleich nach der Besitznahme Dresdens hatte König Friedrich den Belagerungszustand proclamiren lassen, in Folge dessen Jurisdiction und Polizei den Händen des preußischen Commandeurs von Wylich übergeben werden mußten, der sofort den Befehl erließ, daß alle Fremden, die nicht genau die Nothwendigkeit ihres Verbleibens in Dresden nachweisen und einen preußischen Logirschein lösen würden, bei Strafe des Stranges Dresden binnen 24 Stunden verlassen sollten.*)

Zu diesen Unglücklichen gehörte Friedemann.

Wohl einsehend, daß ihm hier keine Verwendung nützen und nur Homilius in Gefahr kommen würde, schieden beide Freunde ohne Schmerz, wie sie einander ohne große Freude wiedergesehen hatten. Es war Friedemann, als sei die Welt verkehrt und keiner Gefühlsäußerung mehr fähig, als wäre nur der Haß, der Raub die bewegende Ursache des Menschenlebens.

Er kam nicht ohne Schwierigkeiten nach seinem Wirthshaus, wo ihn auch gleich zwei ukermärkische

*) Diplom. Gesch. Dresd. IV. Bd. 256 u. 57.

Grenadiere in Empfang nahmen, um ihm den Weg aus Dresden zu weisen. Er zog seine Börse und bezahlte seine Zeche. Er bemerkte, daß er nur noch wenige Münzen bei sich hatte. „Sobald ich allein bin, will ich den Beutel wieder füllen," dachte er. — „Vorwärts," schnaubten die Grenadiere, und ehe er sich's versah, war er aus Dresdens Mauern, von Posten zu Posten transportirt, bis man ihn hinter Räcknitz auf freiem Felde losließ. — So, seine Violine im Arm, schimpfend und fluchend über diese Behandlung, gänzlich dem unbequemen Leben durch den Comfort des Daimon entwöhnt, machte er sich bittre Vorwürfe, überhaupt nach Dresden gekommen zu sein. Was wollts denn die ganze Reise heißen? —

Der gute Friedemann hatte halb wie ein Kind, halb wie ein Kunstgenie in's Blaue gehandelt; das hatte er davon! — Das Einzige, was ihn tröstete, war seine volle Tasche. Für Geld ist Alles zu haben! —

Er war allein auf dem weiten Felde.

Er ging abseits, wo Gesträuch ihn deckte, und warf sich in's Gras, um die Tasche zu untersuchen und neue Energie aus dem Anblick des Goldes zu saugen. Er schnallte ab.

Richtig, da war seine Kunst der Fuge, seine Notenblätter, seine Brieftasche und der Beutel, rund und schwer.

Triumph! Lächelnd öffnete er ihn.

— — — — — — — — — — — — — —

Blei, Nägel und Scherben!

— — — — — — — — — — — — — —

Er glaubte rasend zu werden. Hastig fuhr er nach der Börse, die er erst heute geöffnet hatte, um zu bezahlen. — Leer! Leer bis auf ein paar Groschen! — Ein Bettler für's ganze Leben, und nobel gewöhnt! Da hilf Dir, Menschenkind! — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Wer hatte ihn bestohlen? — Der Kutscher? Wohl kaum! — Homilius? Nicht denkbar! Er hatte doch, so lange er in Dresden war, die Tasche nicht geöffnet, hatte Alles aus der Börse bezahlt, die er in Freiberg mit 10 Ducaten versehn. — Im Gasthof? — der Jude! der Fechtmeister! — Ha, Einer von Beiden mußte ihm auf unerklärliche Weise das Geld gestohlen haben! — Hätte er nur noch die 3 Ducaten gehabt, die er leichtsinnigerweise der Zigeunerdirne hingeworfen!

Da stand er, der wie ein Cavalier in Dresden und Berlin einziehen wollte und die Weiber verhöhnen, die

ihn betrogen! Da stand er bleich, in sich zusammengeknickt, allein, wiederum arm, nein, tausendmal ärmer und elender, denn je, auf weitem Feld! —

„Und wenn ich Dir Millionen gäbe und ließe Dich von mir, nach einem Jahr ständest Du wieder mit Deiner Violine vor meiner Thür, hungrig und wahnsinnig, dann aber könnte ich todt sein!“ hatte Cardin gesagt.

Er hatte Recht! —

„O Gott, allbarmherziger Gott, erhalte mir wenigstens meinen Verstand!“ betete Friedemann unter Thränen. —

Lade an Deinen reichen Tisch das Elend und das Selbstmißtrauen, stolzer Liebling der Musen, dann wirst Du Frieden haben! —

„Scherben und Blei.“

„Kehraus dieser Welt! Verflucht und verdammt sei jedes Menschenantlitz in alle Ewigkeit! Es giebt nichts Heiliges im Himmel und auf Erden, nichts Heiliges im Herzen! Vermaledeit sei Jegliches, was gewesen; ich habe nichts mehr zu verwetten, als dieses lumpige, zerfetzte Leben, dieses elende, fadenscheinige perpetuum mobile meines Ichs, das mich anekelt und nur werth ist, daß man's zertrümmre! — Verstumme, wimmernder

Herzschlag, verhauche, bange, entmuthigte Seele! Ein kurzer Stoß und frei bist Du von Dir selber! —

Er riß den Degen heraus und zückte ihn gegen seine Brust, sie zu durchrennen. —

Da — vor seinen starren, verschwimmenden Blicken, stand plötzlich das gebrochene Bild Cardins, zusammengefallen über dem heiligen Buch, und zwischen den Kerzen grinste das Bild des erschlagenen Weibes! —

„Jede Sünde ist dem Menschen vergeben, aber die Sünde wider den heiligen Geist ist dem Menschen nicht vergeben!!“ —

Glühend brannte die Stelle auf dem Grunde seiner Seele und rettete ihn vom letzten, furchtbarsten Schritte — dem Selbstmord! —

„Hahaha, gut denn! Meinetwegen! Will doch sehen, wie lange dieses dumme Uhrwerk, das in mir zuckt und hämmert, nach den Gesetzen der Nothwendigkeit halten wird!“ Er warf die Waffe verächtlich weit von sich. Zischend fuhr der funkelnde Stahl durch die Luft. — Wie ein kurzes Gelächter scholl's hinter ihm. Er wendete sich um: es war nichts. —

Friedemann nahm die leere Tasche, steckte sein letztes Heiligthum, die Notenblätter, die Kunst der

Fuge, wieder hinein, ergriff die Violine, und wie er so dahin schritt, tönte wieder das alte:

„Willst Du Dein Herz mir schenken?“ — Höhnisch lachte er dazwischen. —

— — — — — — — — — — — — — —

Der abermalige Fall Dresdens scheuchte bald genug die Oestreicher auf, und was August III. und Josepha so sehr ersehnten, ein Hülfs-Corps unter Brown rückte von Böhmen heran, um den bei Pirna verschanzten Sachsen zu Hülfe zu eilen. Friedrich hatte das vorausgesehen und seine Dispositionen danach getroffen. Er eilte den Kaiserlichen bei Lowositz entgegegen und schlug sie am 1. October dermaßen auf's Haupt, daß sie sich eiligst über die Grenze zurückziehen mußten. Nach diesem großartigen Siege, der in Dresden von 40 Postillonen austrompetet*) wurde, der das Schicksal Sachsens entschied, schloß Friedrich das Lager bei Pirna ein.

Das Lager! „Wie glücklich“ schreibt ein Chronist jener verhängnißvollen Tage, „wäre Sachsen gewesen, wenn es die von Friedrich angebotene Neutralität angenommen hätte und seine Truppen auseinandergehen

*) Diplom. Gesch. Dresd. IV. Bd. S. 258.

lassen, dann sie nicht der Hunger zu schimpflicher Uebergabe gezwungen, da sie, Fluch der Erbärmlichkeit Brühls, nur auf 15 Tage Brod hatten und schon 3 Tage ohne Nahrung bei der entsetzlichsten Witterung Tag und Nacht unter'm Gewehr stehen mußten." Sachsen war am Rande des Verderbens, sein Schicksal kam den Oesterreichern zu Gute, die die 34tägige Sperrzeit bei Pirna benutzen konnten, ihre zerstreuten Kräfte zu sammeln und Böhmen vor Ueberrumpelung zu schützen." Von den 17000 Mann, die das Lager bezogen hatten, erlagen nach und nach 5000 Mann dem Hunger und dem Feinde. Die übrigen 12000 Mann, eingekeilt in die eigenen Schanzen, durch Noth und Wuth schon fast zu Desorganisation gebracht, mußten, nachdem die versuchte Retirade über die Elbe an der Entkräftung der Armen gescheitert war, ihren Befehlsbaber Rutofsky an der Spitze, am 15. October die Waffen strecken.

Der König sammt den Prinzen und Brühl retteten sich auf den Königstein.

Auf dem Felde bei Pirna mußten die sächsischen Gemeinen und Unteroffiziere Preußen den Eid der Treue schwören, die Offiziere wurden gegen Ehrenwort, nicht mehr wider Preußen zu fechten, entlassen, und zehn Infanterie-Regimenter, die beisammen blieben, in Preu-

ßische Uniformen gesteckt, mit Preußischen Offizieren und Fahnen versehen, um sich gegen Böhmen vorschieben zu lassen. Alle Uebrigen, Cavallerie, Infanterie und Artillerie, wurden dem preußischen Heer einverleibt." —*)

Friedemann Bach, ohne Geldmittel, um schnell diesem gräulichen Tumult des Krieges zu entrinnen, hinter sich die Postenkette der Preußen, welche Dresden gegen Süden und Osten von Pirna und Böhmen abschnitt, vor sich Pirna, wo die letzte Scene dieser blutigen Tage sich eben abspielte, links die unüberschreitbare Elbe, rechts das offene, von Marodeurs, Plänklern und schwärmender Cavallerie verwüstete Land, hatte bei gutherzigen Bauern in Heidenau ohnweit der Elbe ein Versteck gefunden, wo er bei dem furchtbar hereinbrechenden Herbst-Unwetter wenigstens vor offenbarem Verkommen gesichert war. Nach dem Ausgange der sächsischen Angelegenheiten bei Pirna wurde die Gegend endlich etwas stiller.

Die Preußen besetzten die Ortschaften ringsum bis nach Königstein, wo der König saß, ob gefangen

---

*) Diplom. Gesch. Dresd. IV. S. 257 bis 59. Fernere Details über die Vorgänge zu Pirna melden: die Beiträge zu Brühls Leben. Gedruckt bei Peter Hammer. S. 23 bis 47.

ob nicht, war unentschieden. Das Wetter wurde inzwischen etwas besser und Friedemann, um nur aus dem Gewirr zu kommen, verließ sein Versteck und wanderte längs der Elbe bis Königstein, wo er eher hoffen durfte, die andere Seite des Flusses zu erreichen. Seine Lage, obwohl überall gleich trostlos, erhielt wenigstens dadurch eine Veränderung. —

Soweit das Auge reichte, ringsum Zerstörung. Die Felder und Wiesen vom Feinde zerstampft, die Dörfer, wenn auch nicht verbrannt und geplündert, so doch verlassen. Alle Wege bedeckt mit dem Transport Verwundeter, Gefangener und fliehender Bauerfamilien, die sich und ihre Habe aus dem Bereich des Kampfes zu bringen suchten. Zwischen den Feldern und Gebüschen aber trieb sich die Schaar der aus Dresden Verwiesenen, der Heimathlosen und des Gesindels ohne Namen umher, das, den Aasgeiern gleich, die Heere begleitend, aus der allgemeinen Verwirrung seinen verbrecherischen Nutzen zog. Angesichts des Städtchens Königstein stand Friedemann still. Er wußte, daß es von Preußen besetzt war. Wie sollte er hineinkommen? Als er über diese Frage sinnend vor sich hinstarrte, erblickte er plötzlich etwa hundert Schritte vor sich eine Gestalt an einem Feldrain sitzend, die plötzlich den Kopf emporstreckte und fragend

nach ihm hinblickte, als erwarte sie seine Ankunft.

„Ein Leidensgefährte, der auch nicht weiter kann," murmelte Friedemann, und jener Instinct, der Menschen von gleicher Lage zusammenführt, trieb ihn unwillkürlich an, sich der Person zu nähern.

Wie erstaunte er, als er in ihr jene Zigeunerin wiederfand, deren seltsam große, geheimnißvoll schöne Augen ihn bei Tharand so bezauberten, gegen die er zu seinem Unglück so freigebig gewesen war.

Langsam erhob sie sich, geisterhaft nickend, und reichte ihm die Hand.

Eigenthümlich von diesem Zusammentreffen berührt und nicht ohne Verlegenheit, daß er nun selber Derjenigen als Bettler gegenüber stand, die er im Uebermuth beschenkt, legte er seine Rechte in die Ihre.

„Aber was machst Du hier?!" —

„Ich wartete auf Dich!" —

„Auf mich? Mein Gott, wie konntest Du wissen, daß ich hierher kommen würde?" —

„Du mußtest kommen, ich wußte es, und Du siehst, ich hatte Recht. — Frage nicht weiter! Du bist einer von den Klugen, die nach dem Warum haschen. Und wenn sie's wissen, wissen sie nichts. — Du hattest

Verstand, so lange Du Geld hattest. Was bist Du nun? Nichts!“ —

„Das ist nicht schwer zu sagen, Närrin; jedes Kind sieht mir das an! Willst Du mich verspotten, so geh und laß mich! — Was hast Du mit Deinen dummen Augen, daß Du mich so ansiehst? Was soll das heißen, daß Du mich erwartest?“ —

„Ei, Du Kluger, weißt nicht, warum ich Dich ansehe, weßhalb ich Dich erwartet? — Frage den Gott, zu dem Du betest, daß er es Dir sage! —

Es ist ein Geist zwischen Himmel und Erde, ein Hauch, der den Menschen begleitet und vorwärts zieht, daß er geht nach seiner Bestimmung. Ich wußte, wir würden uns wiedersehen! — Willst Du von mir gehen? — Allein in dieser Welt voll Elend und selber elend? — Haben Dir die Mächtigen und Reichen so Gutes erwiesen, daß Du die helfende Hand der Bettlerin von Dir stößt?

Ueberwältigt, bleich, zitternd warf er sich in's Gras. Im schmerzlichen Gefühle seiner Verlassenheit, verzagt und zugleich beschämt, drückte er sein feuchtes Antlitz gegen die Erde. —

Da fühlte er die Arme des fremden Mädchens sich um seinen Nacken schlingen. Sie erhob sein Haupt,

legte es in ihren Schooß und preßte es mit krampfhafter Gewalt an ihre pochende Brust.

„Sei gegrüßt von der Tochter der Armuth, Nacht und Schande, gegrüßt von dem Volk, das, verdammt von den Menschen, durch die Erde zieht ohne Ruh', ohne Heimath! Eine neue Welt und eine neue Sonne sollst Du schau'n, alle Qualen vergessen und glücklich sein!" — Und dieser große Blick, wie eine schwarze Sonne, senkte sich in sein gepreßtes Herz, die braunen Arme zogen ihn an den pochenden Busen der Tochter des fernen Süd, ihre Lippen senkten sich und küßten seinen Mund, und magnetisches Gluthfeuer rollte durch seine aufhüpfenden Adern! —

Es ist gut, daß man in den meisten Momenten des Lebens nicht weiß, welch ungeheure Veränderungen in uns vorgehen, und daß wir uns erst dann derselben bewußt werden, wenn sie sich bereits unabänderlich vollzogen haben. Wenn Friedemann sich in Arnstadt von seiner jetzigen Lage hätte einen Begriff machen können, wie würde er sich selbst verlacht, wie vornehm bedauernd die Achsel gezuckt haben, und doch lag er jetzt im Arm der Zigeunerin, die ihm im bittersten Augenblick seines Lebens, nachdem er das Anathema auf sein Geschlecht geschleudert, den Himmelsnektar mitleidiger Liebe auf die

Lippen goß. Da sind Dogmen nichts mehr, der Verstand zerbricht lachend in sich selbst, um ganz im Gefühl aufzugehen, und der erste Schatten vom Glück breitet sein liebend Helldunkel auf die Sorgen der Seele.

Friedemann erhob sich wie träumend. Eine Art Scham über seine Schwachheit wollte ihn beschleichen, da er aber sah, wie unbefangen das Mädchen war, als wenn das, was sie gethan, etwas ganz Natürliches sei, faßte er sich bald.

„Willst Du nun mit mir gehn?“ —

„Ja, ich will. Wäre es auch nur um des Mitleids willen, das Du mir in diesem Augenblick geschenkt.“ — Mit diesen Worten reichte er ihr die Hand, die sie hastig ergriff und an ihr Herz preßte. Beide schritten lautlos der Stadt zu, und Friedemann, seiner neuen, wunderbaren Metamorphose nachsinnend, konnte sich nicht enthalten, seine Begleiterin mit jenem Gemisch von Theilnahme und Neugier anzublicken, die man für jeden fremden Helfer in der Noth empfindet, zumal wenn er vom andern Geschlecht ist. Das Mädchen hatte durch die Art ihres Mitleids ihn so gefesselt, daß er, ganz abgesehen von seiner Hülflosigkeit, sich willig einem magnetischen Trieb überließ, der ihn zwang, ihr

zu folgen. Sie war nicht über mittlere Frauengröße, von elastischen und schlanken Formen, die die Frische und saftige Fülle der Jugend an sich trugen. Ihr Teint war braun, ihr Haar tiefschwarz und fiel, zum Theil unter ein braunes Kopftuch gebunden, links und rechts in einem Zopf auf Wangen und Nacken. Sie trug einen vielfach geflickten Rock, dessen Grundfarbe, dunkelgrün und braun gestreift, schwer zu entziffern war. Ein gewöhnliches Mieder umschloß die üppige Fülle ihrer Brust, und ein langes wollenes Tuch, dunkelgrau und an vielen Stellen schadhaft, das sie mit Geschicklichkeit wie einen Mantel eng um den Leib zog, vollendete ihre Tracht, die sich kaum von der einer Bäuerin unterschied. Die Zigeunerin war keineswegs von jener Sylphenschönheit, die ein Romantiker so gern verherrlicht, ihre jugendlichen Züge waren sogar fast zu derb und ausgeprägt. Wangen, Mund und Kinn hatten etwas Kindlich-Naives, das sich auch in ihrem sonstigen Wesen aussprach und ihr etwas Flüchtiges, Muthwilliges verlieh. Die gewölbte Stirn, die scharf geschnittene Nase, vor Allem aber das feurige, große, fast drohende Auge bewies, daß in ihr nicht allein kräftige Leidenschaften, sondern auch ein eigenthümlicher Geist wohne, der, sei's zum Guten

oder Schlimmen, die Menschen zu erobern wußte und einen gebieterischen Zauber hatte. —

„Solche Augen hatte Antonie! So brannte ihr Kuß einst auf meinen Lippen!“ — murmelte er, als sie weiter schritten.

Rings war's still, der Abend streute seinen violetten Schatten und die Sterne tauchten verstohlen aus der tiefblauen Fluth des Himmels.

In langen, melancholischen Tönen sang das Mädchen ein Lied, dessen Verse er nicht verstand, doch das ihm wie ein Wehmuthseufzer durch die Seele zog. Plötzlich unterbrach sie sich.

„Siehst Du den hellen Stern dort?“ —

„Ja, warum?“ —

„Da! da! Ha, wie die Funken von ihm fallen! — Das ist der Stern Deines Vaters! — Komm weiter! Die Stadt ist dicht vor uns, dort glänzen schon die Gewehre! Hierher, durch's Feld! Rasch!“ —

Und ehe Friedemann Zeit hatte, sich von dem Eindruck ihrer Worte zu erholen und nach deren Bedeutung zu fragen, zog sie ihn plötzlich in einen Graben, der mit Gebüsch besäumt war. —

„Laufe, laufe! Die Preußen geben uns sonst heißes Blei! Hörst Du die Tritte? Sie kommen! —Dahin!“ —

Mit einer Bangigkeit und Schlauheit, die ihres Gleichen suchte, eilte sie im Graben vorwärts, Friedemann zur Eile anspornend. Diese schien auch um so gerathener, als ihnen eine Patrouille schon auf den Fersen war. Athemlos langten die Verfolgten endlich am Ufer der Elbe an.

„Kannst Du schwimmen?“ —

„Nein!“ —

Schnell hatte sie ihr Tuch abgenommen und wickelte es fest um ihre Hüften, so daß das eine Ende lang herabging.

„Fasse den Zipfel und komm!“

Mit den Füßen nach dem Grunde fühlend schritt sie in's Wasser hinein. Friedemann folgte ihr, die Violine und seine Tasche emporhebend. Das Wasser reichte ihnen bis unter die Arme, und mühsam dem Strom entgegen, einige Ellen vom Ufer entfernt, gingen sie im Schatten desselben bis zu ein paar Gehöften, die bis dicht an's Wasser ragten. Hier klommen sie an's Ufer und huschten durch die Lücke eines Zaunes, ohne von den rings umher aufgestellten Posten bemerkt zu werden. Sie befanden sich in einem kleinen Krautgarten, aus welchem sie durch eine angelehnte Plankenthür in ein enges Gäßchen gelangten, das, verschiedene Gärten

trennend, in eine breitere Straße mündete. Sie waren glücklich in Königstein. — Es war bereits finster. Alle Häuser lagen voll preußischer Einquartierung. Der Marktplatz, an dessen schmälerer Seite sie hinschritten, war in ein Bivouak verwandelt und der Tumult zwischen Soldaten, Marketendern und Krämern so bedeutend, daß Niemand die Fremdlinge bemerkte, welche in einer gegenüberliegenden Straße verschwanden, durch die man rechts in ein Sackgäßchen gelangte, das, zwischen Gärten gelegen, sich nur eines schmutzigen, ruinenartigen, augenscheinlich verlassenen Häuschens rühmen konnte. Sie traten in dasselbe, nachdem die Zigeunerin ein Erkennungszeichen mit dem Oeffnenden gewechselt, und gelangten durch einen finstern, dumpfigen Flur in einen Raum, der kaum noch den Namen einer Stube beanspruchen konnte. Das Dach, an vielen Stellen schadhaft, ließ der Witterung freien Eintritt, und die Dielen, verfault und herausgebrochen, dienten dazu, ein Feuer zu unterhalten, das auf einem Heerde brannte, um den drei Personen gelagert waren, die, in die phantastische Livree des Elends und Zufalls gekleidet, träumerisch in die Flammen blickten und kaum den Kopf wendeten, um die Ankömmlinge zu begrüßen. Das Mädchen nickte und wendete sich sogleich in unbekannter Mundart an

einen alten Mann, dessen ehrwürdig grauer Bart ihm eine patriarchalische Würde verliehen hätte, wäre nicht ein Zug tiefsten Hasses, grenzenlosester Bitterkeit seinem olivenfarbnen Antlitz aufgeprägt gewesen. Nachdem er sie angehört, wendete er sich an Friedemann.

„Ich heiße Dich willkommen, wie der Hirt den Wolf, wie die Eule den Tag. Es ist Deine Bestimmung, unser zu sein! — Ratji! so sei es! Wir sind an einem schlimmen Ort, wo der Tod lauert, verhalte Dich ruhig. Wenn ich Dir sage, daß wir österreichische Spione sind und uns unter den Preußen als Musikanten umhertreiben, wirst Du wissen, was Dich erwarten kann! — Du spielst Violine, also können wir Dich wohl im Handwerk brauchen. Wenn Du aber Lärm machst, fliehen willst, oder uns verräthst, stirbst Du wie ein Hund! Wenn sie uns hängen, hängst Du auch! — Du bist einmal bei uns, also lassen wir Dich nicht. Da leg' Dich, wenn Du müde bist! Wenn Du Hunger hast, iß, da giebt's Brod und Speck." —

Das Mädchen wendete sich hierauf, augenscheinlich sehr gereizt, an den Alten, der die heftigen Vorstellungen der Tochter, denn das war sie, mit sanften Worten und Liebkosungen zu begütigen suchte. —

Friedemann aber hatte sich auf ein Bund alten

Strohs geworfen, das ihm in einer Ecke angewiesen worden, und überließ sich der äußersten Verzweiflung. — Er war grenzenlos elend! Angesichts dieser Menschen und des fürchterlichen, ebenso ehrlosen wie gefährlichen Gewerbes, welches sie ihm angekündigt hatten, aus dem Taumel der fast zauberischen Einwirkungen erwacht, die ihn halb willenlos dem Mädchen hatten folgen lassen, sah er in ihrem Beginnen gegen ihn nur eine nichtswürdige Verlockung, und ein namenloses Gefühl der Verachtung kam über ihn. Andern Theils war er sich wohl bewußt, daß ihm eben nicht Andres übrig geblieben, als ihr zu folgen, und daß sein Leben so elend und zerbrochen war, daß es wirklich auf Eins herauskam, unter welcher Form er sein Dasein hinschleppte.

Von der philosophischen Höhe seiner Selbstbestimmung herabgerissen, zum sclavischen Werkzeug des Abschaums der Menschheit, zum Genossen privilegirter Verbrecher erniedrigt, in ein Vorhaben gezogen, das Tod und Gefahr in jeder Minute zum Begleiter hatte und dessen Ende nur der Galgen sein konnte, fühlte er Reue, tiefe Reue über den Leichtsinn, mit dem er sich in's Chaos der Ereignisse gestürzt hatte. Sein Stolz und sittliches Entsetzen verbot ihm, nur ein Wort diesen Elenden zu gönnen, sie mit Vorwürfen oder Bitten zu

ehren, deren Nutzlosigkeit er überdies einsah. Seine einzige Hoffnung war, daß sich ihm irgend eine Gelegenheit zur Flucht bieten würde. Wohin, — wußte er nicht. — Stumm und voll verbissenen Grimms verbrachte er so den Rest des Abends, ohne die dargebotenen Speisen anzurühren.

Er beschloß, auf seiner Hut zu sein, und das Gesindel, in dessen Hände er gerathen war, um so genauer zu beobachten, als er bemerkte, daß man ihn gleichfalls nicht einen Augenblick aus den Augen verlor.

Die seltsame Genossenschaft, welche um den niedrigen Heerd kauerte und von der unstäten Flamme in wahrhaft Rembrandt'scher Weise beleuchtet ward, bestand außer dem Alten und seiner Tochter aus einem etwa zehnjährigen Buben, der wie Quecksilber ab und zulief, bald die Stube längere Zeit verließ, bald wiederkehrte und Nachrichten brachte, kurz den Wachtdienst zu versehen schien. Den Beschluß dieser ehrenwerthen Gilde machte ein Mann in mittleren Jahren, dessen bartlose Galgenphysiognomie von hellerer Farbe war und nicht den Typus der Zigeuner trug. Er redete Deutsch, aber vermischt mit einer Masse zigeunerischer und jüdischer Gaunerausdrücke, die noch heute als das sogenannte Rothwelsch dem Criminalisten wohl bekannt sind.

Von Zeit zu Zeit vernahm man ein eigenthümliches Pochen, das standesgemäßen Besuch verkündete, der, von dem Jungen eingelassen, wichtige Geschäfte verhandelte, sich aber eben so rasch wieder entfernte. Friedemann machte die Bemerkung, daß die Bande ziemlich zahlreich sein müsse, und so wenig er von dem Kauderwelsch verstand, erfuhr er doch durch die häufigen Anreden, daß der Alte Dadi, das Mädchen Towadei, der Junge Papinori und der andre Gauner Tzoukel hieß, daß ferner draußen wichtige Begebenheiten vorgingen und man wahrscheinlich noch diese Nacht Königstein verlassen würde. An letzteren Umstand knüpfte sich seine Hoffnung auf Flucht, und in diesem Gedanken schlief er, von Körper- und Seelenmattigkeit bewältigt, ein. — — — — —

Wie lange er so gelegen, wußte er nicht, aber von einem sonderbaren Gefühl, einer angenehmen Berührung geweckt, öffnete er die Augen, richtete sich empor und bemerkte bei dem halbverlöschenden Feuer die Zigeunerin, welche vor ihm stand. —

Ehe er sich erheben konnte und sich seines wachen Zustandes ganz bewußt wurde, kauerte Towadei vor ihm nieder, faßte seine beide Hände und sagte in schmerzlichem Tone: „Du verachtest mich!“ —

Unwillig aufspringend wollte er sie von sich stoßen,

doch sie hatte sich gleichfalls erhoben, und indem sie mit einer finstern Energie die Hand auf seine Schulter legte, sagte sie: „Bleib! — Ich weiß, Du willst fliehen. Ich habe Dich errettet vor dem Schlimmsten, habe Dich hierher in das Versteck Derer gebracht, die ich liebe, und sie der Gefahr ausgesetzt, verrathen zu werden. Magst Du Die verachten, welche Dir Mitleid bot, aber nimmer werd' ich zugeben, daß die Meinen darum leiden sollen, weil ich für einen Elenden Erbarmen hatte. Die Nacht ist bald um, wir gehen aus der Stadt. Wenn wir im Freien und außer Gefahr sind, sollst Du Deines Weges gehn, — wenn Du kannst! So Du aber von hinnen ziehst, sage ich Dir, bist Du verflucht und wirst enden wie ein Thier!" Mit einer stummen, gebieterischen Geberde nach der Thür weisend, schritt sie hinaus. Gedemüthigt fast, und doch mit unerklärlicher Gewalt von diesem zerlumpten Weibe voll diabolischer Schönheit angezogen, verließ Friedemann das Haus und folgte ihr durch mehrere Gärten und Gänge, bis sie sich jenseits der Stadt befanden.

Sie traten auf's offene Feld hinaus, dessen Reif wie Silber glänzte. Eisige Kälte durchzuckte Friedemann's Glieder.

„Nimm meine Decke, Du bist's nicht gewöhnt!"

„Du wirst selber frieren, Towadei!" — Sie wandte sich nach ihm um:

„Ich friere nie. Die Kinder unsres Volks wissen nicht, was Hitze und Kälte ist. Nimm." —

„Nein, nein! Ich bin ein Mann. Ich werde Armuth und Kälte tragen lernen." —

Sie schlug das Tuch wieder um sich. —

Eine letzte Wendung um den Zaun, und etwas abwärts von ihnen lag die Straße, matt vom Mondlicht beschienen; ihnen gegenüber ragte der Königstein empor. —

„Kennst Du den schwarzen Berg da?" fragte das Mädchen.

„O ja, ich kenne ihn zu gut," und ein schwerer Seufzer rang sich aus seiner Brust.

Da packte ihn Towadei heftig am Arm. Siehst Du die Lichter dort im Walde, am Fuße des Königstein?"

„Ja. Was soll das bedeuten? Sie flackern hin und her." —

„Der Tag der Vergeltung ist gekommen! He, he, weißt Du, was die wirren Lichter bedeuten? Von diesem Felsen flieht jetzt Brühl, land- und leutelos, ver-

höhnt und verachtet, unter'm Dunkel der Nacht und dem Mitleid des Feindes in die Weite, und die Flüche eines ganzen Volks sind sein Geleitsbrief!" —

— „Brühl? Weib, um des Allerbarmers willen, belüge mich nicht! Brühl flieht heute Nacht, verflucht, herabgestürzt vom Sockel seines Stolzes?!" —

„Ja, er muß fliehen!" jauchzte sie, und ihr Auge glänzte in wildem Entzücken. „Bhowanée, die alte Mutter des Hasses und der Liebe, sitzt zu Gericht und geißelt ihn!" —

„O Dank Dir, Mädchen, für diese eine Secunde des Entzückens. Hinab, daß wir ihn sehn!" —

Von allen Furien der Rachewollust getrieben, eilte er den Hügel hinunter, hinter sich die Zigeunerin! —

Sie gelangten auf die Straße, und indem sie auf einen kleinen Erdwurf zueilten, trafen sie auf den Dadi, den Jungen und Tzoukel, die, mit einer Clarinette, einem Tambourin und einer Stockfiedel versehen, einem Trupp wandernder Musikanten glichen.

In einer Lichtung des Berges bemerkten sie nun mehrere Fackeln, die sich um einen Wagen drängten. Plötzlich erloschen die Flammen, der Trab herbeieilender Rosse, das Rollen der Räder schlug an der Horchenden Ohr. —

Im Nu hatte Friedemann seine Violine im Arm und den Bogen in der Hand.

„Aufgespielt, Gesindel! Aufgespielt zum Kehraus für den Brühl! Hurrah, hopp! Hussassa! Brrr!“ — und jauchzend und geigend tanzt im Mondenscheine des todten Sebastian verkommener Sohn!

Hui ja! Wie sie rennen, die blanken Rosse, wie die Funken stieben!

Im Wagen, zusammengequetscht, in den Mantel gewickelt, sitzt Brühl, Todesangst und Scham auf der Stirn, denn die Rosse laufen nicht schnell genug für das schuldbeladene Gewissen des Ministers.

Plötzlich thut der große Brühl einen lauten Schrei, denn Friedemann ist auf den Tritt gesprungen und ruft gellend:

„Glückliche Reise, Schwiegervater!“ —

„Friedemann Bach!!“ — ächzt der Minister.

Ein schallendes Gelächter erfolgte und Friedemann verließ den Schlag.

„Nach Polen, nach Polen!“ denn unter Brühl stöhnt die deutsche Erde! —

Damals war's freilich anders, als er verhängten Zügels, mit der Krone im Arm, denselben Weg, doch rückwärts, fuhr. Damals lag das stolze Bewußtsein der ersten That auf seiner jugendlichen Stirn, seine

Brust dehnte sich voll gewaltiger Hoffnungen, und jetzt? — Alles verloren! — Ein Geächteter, vogelfrei im Lande seiner Träume. Ein Mensch, der um des lieben Lebens willen Minute um Minute, Meile auf Meile sehnsüchtig verschlang, hinter sich her den lachenden Hohn armer, landloser Gesellen, die sich geschämt hätten, ihm Gefährten zu sein. — —

Friedrich der Große hatte Sachsen erobert, aber er schonte die Ueberwundenen, schonte Brühls. —

Man ließ den Gestürzten fliehen, seinem Gebieter nach, um ihn nicht zum Gefangenen machen zu müssen.*)

*) König Friedrich ließ ihm sogar heimlich Relais bestellen, um sich nicht in die Nothwendigkeit versetzt zu sehn, härter sein zu müssen, als ihm nöthig schien.

XII.

In den Steinen.

Bleich und grämlich dämmert der Tag herauf. Einzelne Schneeflocken fallen hier und da, und der scharfe, eisige Morgenwind fegt Friedemanns zerrissenes Kleid. Er sitzt auf einem Meilenstein, die alte Violine auf's Knie gestemmt, sein Auge stiert den Weg entlang, den der Wagen Brühls genommen, und ein geisterhaft grinsender Spott flattert in unheimlichem Jubel über das Antlitz des Verlorenen.

„Man erwartet uns!" sagte der Dadi und rüttelte Friedemann aus ödem Brüten. „Es wird hell! Die Preußen werden gleich ausrücken und das leere Nest einnehmen; wir haben keine Lust, ihnen in die Hände zu fallen!" —

„Laß ihn, Vater," sagte das Mädchen, „die innere Stimme redet mit ihm, seine Seele wirft eine Schlangenhaut ab. Ratji, wir kommen!" —

Der Dadi nickte und steckte die Clarinette in die Tasche, Tzoukel nahm seine Stockfiedel unter den Arm, der Junge schob das Tambourin auf die Schulter, und alle Drei schritten den Weg entlang und waren den Zurückbleibenden bald aus dem Gesicht.

„Nein, sagte Friedemann, verrathen werde ich euch nicht, denn Du hast mir Gutes erwiesen, Towadei. Aber ich gehe nicht mit euch! So elend und verlassen ich auch bin, lieber soll mich hinter'm nächsten Zaun der Teufel holen, als daß ich unter Dieben und Räubern mein Leben ende! Ehrlich will ich mich durch die Welt bringen, mir lieber mein Brod mit meiner Geige von Dorf zu Dorf erspielen, als mit euch länger umgehen!" Große Thränen rollten ihm über die Wangen, er schluchzte wie ein armes, verlassenes Kind. —

„Höre mich denn zum letztenmal, ehe Du in's Verderben gehst," sagte Towadei mit einer Mischung tiefsten Mitleidens und feierlichsten Ernstes. „Verflucht sei die Seele meiner Mutter, gepeinigt das Leben meines Vaters, Ratji, wenn ich lüge! Ich verspreche Dir, daß Du nie stehlen, nie etwas gegen Dein Gewissen thun sollst! Komm mit mir! Komm, eh' es zu spät ist!" —

„Mädchen, ich kann nicht! Wo Du die Macht über mich her hast, weiß ich nicht, aber Du übst einen ent-

setzensvollen Zwang auf mich aus. Ich empfinde das erste Mal in meinem Leben Furcht. Ich fürchte mich vor Dir! O, mich haben Frauen schon so elend gemacht, Towadei! — Geh zu Deinem Vater!" —

Towadei trat noch einmal zu ihm, faßte noch einmal seine Hand, sah ihn voll unbeschreiblichen Schmerzes an und sagte: „Du willst es so? — Dein Auge soll mich nicht mehr sehn, es sei denn, Du rufst mich im Herzen. Eins nur sage ich Dir: so gewiß Du verderben mußt ohne mich, so gewiß mein Volk elend ist, so gewiß hättest Du bei uns eine heilige Freistatt gefunden! Wenn Dir die ehrlichen, guten, glücklichen Menschen kein Erbarmen bezeigen, ist nicht der Zigeuner besser, denn sie, da er Dir hilft? In eurem heiligen Buch steht geschrieben vom Mann aus Samaria, der sich des Armen annahm, den die Leviten verschmachten ließen. — Du fürchtest Dich vor mir. Weißt Du, weshalb? — Weil Dein Verstand sich vor Dem sträubt, was er nicht weiß! Ich stehe in der Hand Abaridschedi, des Anfanglosen, des dreieinigen Gottes. Von ihm und seiner Liebe habe ich das Erkennen und wenn er unser Volk damit gesegnet, mit dem Einzigen, was wir haben, so spricht der Herr aus seinen Kindern, daß auch der

verachtete Wurm geheiligt ist durch seinen Odem! — O komm, Lieber!" —

Laß mich! Laß mich, wenn Du ein fühlend Herz hast! Elend, wie ich bin, ohne Hoffnungen diesseits und jenseits, beschwör' ich Dich bei der Nacht, bei dem Nichts, das in mir und um mich ist, laß mir einen Augenblick Ruhe, sonst werd' ich wieder wahnsinnig! wahnsinnig, wie ehemals!" —

„Er hat bei der Alten geschworen!" murmelte Towadei. „Ich werde warten auf Dich." —

Lautlos standen die Beiden am Wege. —

In Friedemanns Seele wälzte sich der letzte Rest freier Selbstbestimmung mit der gramvollen Hoffnungslosigkeit seiner Lage im wüthenden Kampfe.

Wohin sollte er sich wenden? Nach Leipzig zu der öden Stätte, die er verlassen? Nach Arnstadt, wo er fremd war? Alles, was ihm im Leben theuer gewesen, war todt, verschollen, entfremdet. Wer wollte sich auch eines Vagabunden annehmen? Antoniens Andenken zuckte wie ein Geheul des Hohns durch sein Herz, Ulrike Doles, seine Schwestern, die Mutter, schwankten wie Schattengestalten einer vergangenen Welt durch seine wirre Seele! —

„Du hast Keinen mehr, Keinen, als mich!" sagte

Towadei, und ihr großes Auge ruhte klagend auf den bleichen Zügen Friedemanns.

Die Violine, das war das Facit seines Lebens.

Langsam erhob er den finstern Blick und sah das Mädchen, schön, engelschön, trotz der Lumpen, mit ihren bittenden, zärtlichen Mienen vor sich stehn.

„Ich will gehn — wohin Du Lust hast!“ stöhnte Friedemann.

Sein Entschluß war gefaßt. Er hatte sich aufgegeben! —

Das Steuer seines Lebensnachens war ihm in der Hand zerbrochen. An die erste beste Planke geklammert ließ er sich von der Schicksalswoge treiben. Wohin sie ihn spülte, wie er endete, gleichgültig war's ihm. Er ließ die Dinge auf sich wirken, wie sie wollten, er dachte nicht nach, empfand nicht, er lebte, weil er lebte, und konnte ohne Besinnen jede Sekunde sterben. — Gleichgültigkeit, Gedankenlosigkeit, Faulheit, drei treffliche Kumpane! Natji, Alles ist eitel! —

Rasch erhob er sich und eilte mit seiner Gefährtin den Uebrigen nach. Es war auch die höchste Zeit, daß sie sich in Sicherheit brachten, denn der Trommelwirbel von der Stadt her meldete die anrückenden Preußen, welche den Königstein in den Occupationsrayon ziehen sollten.

Friedemann und Towadei erreichten ihre Genossen endlich dicht bei Kunersdorf.

Allesammt zogen sie durch das Oertchen und jenseits in einem Gebüsch gelagert nahmen sie einen kurzen Imbiß und einen Schluck Branntwein. Es war das Erste, was Friedemann seit gestern Mittag über seine Lippen brachte. Der Spritt stieg ihm in den Kopf und lullte sein wundes Herz, seine trüben, galligen Gedanken, das nagende Weh aller verlorenen Erdenfreuden in Vergessenheit.

Sie gingen weiter. Der Katzenstein blieb hinter ihnen, und sich östlich wendend suchten sie die Elbe zu gewinnen.

Ueberall war Zerstörung und Schrecken. Ausgebrannte Hütten, versprengtes Kriegsvolk und scheue Menschen, die den winzigen Rest ihrer Habe aus dem Bereich des Schreckens brachten. —

Klein-Gieshubel und Schönau vorbei, erreichten die Wandrer die Elbe, wo sonst eine Fähre stand, die nach dem Hirniskretscham hinüberfuhr. Sie war verschwunden. Tzoukel nahm ein Boot, das drunten am verlassenen Fischerhause stand, und sie ruderten vereint hinüber. Als sie jenseits ausstiegen, stieß Friedemann höhnisch den Nachen in den Strom zu-

rück und lachte, als er hinwegtrieb schwankend und leer.

„Brrr, das ist das Leben!“ —

Sie gingen über den Hirniskretscham in die Schluchten und betraten die sogenannten Steine, jene wirre Masse gespenstischer Sandsteinfelsen, die, noch heute bewundert, ihre bizarre Gestalt durch die reibende Gewalt präadamitischer Wasser empfangen haben. —

Damals kannte man diese ganze Gegend noch wenig, selbst Eingeborene betraten sie nur mit abergläubischer Angst, ja kaum der Krieg mit seinen Schreckniſſen konnte die armen Dörfler bestimmen, in den vordersten offeneren Felsmassen vorübergehenden Schutz zu suchen.

Es war Friedemann zu Muth, wie wenn er in den Hades geführt würde. Hinter ihm brauste der Acheron, vor ihm klaffte der Mund der Unterwelt. Die Abendsonne gab dieser barocken Steinwelt schärfere Lichter und hüllte die Spalten und Grotten in tiefe Nacht, über der ein letzter violetter Duft flatterte.

Die Reisenden hatten fast den ganzen Tag über an einer Strecke von wenigen Meilen zugebracht. Doch abgesehen von den Beschwerlichkeiten des Terrains und davon, daß sie weitläufigere versteckte Nebenwege zu ihrer Sicherheit einschlagen mußten, ward ihre Wandrung oft

durch Commando's preußischer Soldaten unterbrochen, die auf Recognoscirung ausgingen und die Zigeuner zwangen, das erste beste Gestrüpp oder ein Felsspalte als Versteck zu wählen.

Die hierdurch stets rege erhaltene Besorgniß und Vorsicht hatte eine Einsylbigkeit des Gesprächs zur Folge, das nur leise, ja meist nur durch Zeichen geführt wurde, oft auch stundenlang ganz stockte. —

Als sie jedoch die Elbe im Rücken und die letzte Gefahr am Mauthhause zu Hirniskretscham überstanden hatten, schienen sie preußischerseits keiner Belästigung mehr ausgesetzt. Aus einer gewissen Lebendigkeit und Zuversicht dieser Leute schien hervorzugehen, daß sie sich ihrem Standquartiere näherten.

Towadei begann mit halbem Ton eins jener einfachen, schwermüthigen Lieder zu singen, die der Zigeuner so leidenschaftlich liebt, besonders wenn er sich unter seines Gleichen weiß.

Der Dadi, dessen Benehmen gegen Friedemann bisher etwas Finstres, ja Gehässiges hatte, ward freundlicher und richtete einige Fragen an ihn, denen Bach mürrisch auswich. —

„Ihr habt mich nichts zu fragen!

Ich bin ein Vagabonde, der nichts ist und nichts

hat. Nennt mich Friedemann, dann ist's recht, alles Andre schert euch den Teufel! —

Sie hatten eine Strecke in den Steinen zurückgelegt, und die Sonne war längst hinter den Felswänden verschwunden, als der Dadi sich in ernstem Tone zu Friedemann wandte.

„Höre! Du weißt selbst am besten, daß Du in der Welt weiter nichts mehr hast. Du gehörst unter die große Zahl aller Derer, die das Unglück ausgestoßen hat aus der bürgerlichen Gesellschaft. — Wo Du jetzt hinkommst, findest Du Leute, denen es geht wie Dir, die sich nicht besser und nicht schlechter dünken, als Du Dir selbst. — Wenn Du vernünftig bist, wird Dir's bei uns gefallen. Es soll Dir an nichts fehlen, Du darfst thun, was Dir behagt, und hast Du keine Lust zum Arbeiten, faullenze! Eins nur hast Du zu beobachten: Du mußt Dich unseren Gesetzen fügen." —

„Und wenn ich nicht will?" —

„Das findet sich, man wird Dich's lehren! —

„Mich's lehren? Das klingt wie Drohung! Und womit?" —

„Mit der Nacht!" —

„Mit der Nacht?" —

„Mit der Nacht und dem Tod!" —

Alle Drei standen lautlos still. Eine plötzliche Kälte glitt über Friedemann hin. Es war finster geworden, nur der bleiche Himmel stand über ihnen.

„Hast Du einen Begriff von der Nacht und vom Tode?“ — —

Friedemann war still.

„Mach' Licht, Tzoukel!“

Der Gerufene schlug Feuer, hielt einen Schwefelfaden an den Schwamm und entzündete an diesem eine kurze Harzfackel, die er aus einer Steinspalte holte. Der Dadi nahm sie und hob sie hoch empor, daß der wirre Schein phantastisch an den Felsen tanzte.

„Noch hast Du die Wahl. Ohne Deinen Willen sollst Du, so will es unser Gesetz, nicht in unsern Kreis treten. Bist Du aber aufgenommen, so darfst Du nicht mehr von uns weichen, denk' an die Nacht und den Tod!“ —

„Ihr Narren,“ lachte Friedemann, die ihr mir jetzt vom freien Willen redet! Beraubt, in der Nacht, in einer Einöde wollt ihr mich noch fragen, ob ich mit euch gehn will? Hahaha! Vorwärts! In die Hölle mit freiem Willen, mit Allem, was das Leben schmückt! Ich werfe mein ganzes Dasein hinter mich! Nur weiter, immer weiter, desto eher ist's aus!!“ —

„Weiter!“ — — — — — — — — — —

Das sogenannte Prebischthor war erreicht. Sie gingen den Kegel vorbei und verloren sich rechts in die tiefe Schlucht, deren vielfache Gänge sich nach den Karlssteinen, der hohen Wand, den Falken- und Riesensteinen hinstreckten.

Die Finsterniß des Waldes, durch den das matte Sternenlicht nur dünne Streifen warf, die Enge der Felsen an vielen Stellen, die Unbekanntschaft mit der Gegend, die ohne Führer selbst jetzt noch am Tage schwer zu besuchen ist, machte Friedemann beklommen.

Towabei ergriff seine Hand.

„Ich bin bei Dir. So lange meine Hand in Deiner liegt, bist Du nicht verlassen!“

So mochten sie wohl zwei Stunden, ohne zu reden, gegangen sein, als Tzoukel einen mehrmaligen Schrei ausstieß, ähnlich dem Beutegeheul eines Wolfes.

Weit in der Ferne antwortete eine ähnliche Stimme.

Plötzlich führte der Hohlweg jäh hinab. Tief im Grunde zitterte ein Licht wie ein Leuchtkäfer hin und wieder. Bald hatten sie es erreicht. Es war ein kleines Feuer in einer Felskluft, um das etwa zehn bis zwölf Männer lagen, die sich rasch bei'm Nahen der Kommenden erhoben. Sie waren alle mannichfach be-

waffnet, und die nahen Schlachtfelder schienen einen nicht unbeträchtlichen Theil ihrer Garderobe geliefert zu haben.

„Ratji, wer giebt dem Feuer zu essen?“ sagte Tzoukel und blieb etwa zwanzig Schritt davon stehen.

„Tume ham maro?“ scholl's herüber. —

„Mehom raja, tamle dadi, tschowo bhowané!“ gab der Dadi zurück. —

„Becrate, becrate! jamadar guru!“ —*) und ein ungeheurer Kerl von sechs Fuß Höhe, dessen natürliches Haar, vom Schmutz durchkleistert, wie ein Dach von Rinde auf seinem Haupte saß, schritt gravitätisch auf sie zu, und die Fetzen eines alten Grenadiermantels bedeckten mit Mühe die Fragmente seines Frieskittels und einer Hose, die einst von Sammet gewesen sein konnte.

Er verbeugte sich tief vor dem Alten, indem er in orientalischer Weise die Hände kreuzte.

„Kommt an's Feuer!“ sagte der Dadi. Sie traten an's Feuer.

---

*) Diese kurze Rede der Zigeuner, als eine Probe ihrer Sprache gegeben, heißt in der Uebersetzung:

„Seid Ihr von den Unsern?“

„Ich bin der Herr, der finstre Vater, das Kind der bhowané!

„Ich grüße Dich, grüße Dich, der Anführer Guru!“

Der mit dem Haarbach, den die Uebrigen Jamadar Guru, oder schlechtweg Guru nannten, nöthigte Friedemann zum Sitzen und reichte ihm ein Stück Speck und Brod dar, indeß ihm von der andern Seite Branntwein angeboten wurde, um seine starren Glieder zu erwärmen. Der Hunger half ihm bald über manche Reinlichkeitsbedenken hinweg, und er aß tapfer.

„Willst Du nun bei uns bleiben, mein Sohn?" fragte ihn der Guru.

„Ja, ich habe keine Wahl mehr." —

„Das ist gut; wie heißt Du?" —

„Friede."

„Höre, Friede, Du mußt uns jetzt Alles geben, was Du hast." Und in demselben Augenblick erhob sich die ganze Rotte.

Friedemann sprang auf und bemerkte jetzt erst, daß sich Towadei und der Alte nebst seinen beiden Reisegefährten entfernt hatten.

„Alles, was ich habe? Ich habe ja nichts? —

„Deine Kleider! Alles, bis auf's Fleisch!" —

„Teufel, dann bin ich nackt!" —

„Narr, das ist gut genug, 'runter mit dem Plunder!" —

Friedemann kämpfte mit dem Gefühl der Scham.

„Ihr geht aber doch auch nicht ganz nackt!“ —

„'Runter oder — Ratji, wir schlagen Dich todt!“ —

Friedemann wollte sich zur Wehre setzen, doch die Vernunft sagte ihm, daß er verloren sei.

Er begann, sich zu entkleiden. Plötzlich fiel ihm seine Tasche ein, der einzige Schatz, den er bei sich trug. —

„Hört, ich will euch Alles geben, aber die Violine und diese Tasche nicht! Darin sind ein paar Andenken, die lasse ich nur mit meinem Leben!“

„Zeig' her, was ist's? Ist's Gold?“ — und die Augen Guru's traten ihm vor Begehrlichkeit und Raubsucht aus den Höhlen.

„Nein! Laßt mir's, seht nicht hinein!“ —

Wir müssen Alles wissen! —

„Bei meinem todten Vater, nein!

Nur der Towadei zeig' ich's oder dem Dadi!“ —

Eine Pause erfolgte.

„Gut, die Violine ist Dein, die Tasche aber sollst Du dem Dadi zeigen, so lange behalte sie.“ —

Friedemann entkleidete sich rasch, drückte die geliebten letzten Schätze an seine nackte Brust, hüllte sich in ein paar Lumpen, die man ihm hingeworfen, und kroch in den dunkelsten Theil der Kluft. Es war bitterlich

kalt. Seine geringen Habseligkeiten wurden sofort unter die Gesellschaft vertheilt. Einer nahm das Hemd, Einer die Hose, Der den Rock, Jener die Weste. Messer und Pfeife erhielt der Jamadar. Man ließ den Ankömmling dahinten in Frieden und unterhielt sich in jenem gebrochenen Kauderwelsch, an das Friedemann nun fast schon gewöhnt war. Er bemerkte, daß die Gesellschaft in zwei Theile zerfiel; die eine Hälfte, welche sich besonders durch Schmutz auszeichnete, sprach die erwähnte Mundart fließend. Diese benahm sich auch wie die natürlichen Bevorrechteten, die andere, unter welche der Tzoukel gehörte, sprach den eigentlichen Zigeuner-Dialect nicht, sondern ein Gemisch von Deutsch und Zigeunerisch, das Rothwelsch, und fühlte sich augenscheinlich etwas gedrückt.

Auch hier noch Plebs und Adel!

So verging wohl mehr, als eine Stunde, und Friedemann hatte trotz des Frostes einen kurzen Schlummer genossen, als man ihn weckte. Es waren mehrere Leute, die er noch nicht bemerkt hatte, hinzugekommen, darunter ein älterer Mann, Namens Hanick. Er brachte Friedemann einen Schafspelz, der zwar schmutzig war, aber warm hielt, ein Fuhrmannshemd und ein Paar Beinkleider, außerdem noch eine Pferde-

decke, deren man eine ziemliche Menge zu haben schien. Auf einen Wink Hanicks sein einziges Besitzthum, die Violine und die Tasche nehmend, ließ sich Friedemann vom Feuer weg durch die Finsterniß weiter führen. Nach einer guten Strecke, die sie durch die Steine weiter tappen mußten, wanden sie sich plötzlich in eine Seitenspalte und traten in eine Höhle, in deren Hintergrund ein großes Feuer knisterte. In einiger Entfernung davon lag ein Weib in mittlern Jahren mit zwei Kindern unter einer Decke, und unweit ein junger Mann, der schlaftrunken sein Haupt erhob; ein großer Hund fletschte die Zähne. Der Alte sprach mit dem Thier, das sich sogleich niederlegte, dann wies er Friedemann ein Bund Stroh an und warf sich ohne weitere Umstände im nächsten Winkel nieder.

Friedemann that desgleichen.

Durch eine breite Bergspalte sah er den besternten Nachthimmel, und sein Herz ward zweifach schwer und bang in der Erinnerung des Verlorenen. Wie dünner Nebel zog es durch die Luft, mit geisterhaftem Wehen, Stimmen der Kindheit hallten ihm sehnsüchtige Weisen in's Ohr, und dumpf wie Orgelton schwankte das alte Lied in seinen Ohren: „Willst Du Dein Herz mir

schenken?" — Unter stechendem Schmerz hoffnungsarmer Erinnerung schlief er ermüdet ein. —

Alles war still in der Höhle. —

Da huschte eine Gestalt herein in weiter, mantelartiger Verhüllung, wie ein Geist, der dem Kirchhof entstiegen: Towadei! Sie kauerte nieder zu seinem Haupt und nahm es leise in ihre beiden Hände:

„Nun hab' ich Dich!" —

Berlin, Druck von W. Pormetter, Kommandantenstr 7.

Inhalt des zweiten Bandes.

		Seite
I.	Das Predigerhaus	1
II.	„Drozdzian: ich trotze!"	34
III.	Weihnachten	52
IV.	Dringende Einladung	70
V.	Das königliche Thema	89
VI.	So ist kein Ding vergessen	102
VII.	Auf dem Lande	118
VIII.	In der Stadt	164
IX.	Dich grüßen die Sterbenden	213
X.	Daimon	236
XI.	Kehraus	289
XII.	In den Steinen	347

University of
Connecticut
Libraries